Heft 9 September 2002 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · L € 5,75 · CH sfr. 9,50

IRAK
DEUTSCHER WEG
ZUM KRIEG

HUNZINGER
IN BELGRAD

BÖRSE
VON FALL
ZU FALL

DOCUMENTA
DER GROSSE
BLUFF

Wählt Schroiber!

Jede Stimme zahlt

4 191202 704806 09

in konkret September 2002

hier konkret von Micha Brumlik
Am Schluß ist der Wahlkampf doch noch politisch geworden – Schröder machte den drohenden Krieg gegen den Irak zum Thema und lockte die unentschlossenen Wähler mit einem mehrfachen »Ohne uns«. Unterstützung bekam er dabei von Micha Brumlik, dem ehemaligen Stadtrat der Grünen in Frankfurt am Main. Brumlik hatte die Grünen 1991 verlassen, weil sie im 2. Golfkrieg gegen die Lieferung von Scud-Raketen an Israel waren. Gegenwärtig ist der Erziehungswissenschaftler Leiter des Fritz Bauer Instituts zur Erforschung des Holocaust in Frankfurt am Main

von Konkret

an Konkret

Deutscher Frieden von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Putsch in Belgrad von Jürgen Elsässer
Der PR-Berater und Einflußagent Moritz Hunzinger hat nicht nur einen deutschen Verteidigungsminister gesponsert, sondern auch einen serbischen Ministerpräsidenten aufgebaut

Der Führer und wir von Peer Heinelt
Über die Gründerväter der bundesdeutschen Public Relations

Gauklerdämmerung von Georg Fülberth
Politik nach Börsenart: eine Bilanz der rotgrünen Bundesregierung

»Da war die Mauer, und da war ich« von Florian Havemann, Dietmar Jochum
Florian Havemann, mit 16 aus der DDR geflüchtet, kandidiert auf der Liste der PDS für den Bundestag

Hemd aus zum Pogrom von Florian Sendtner
Rostock-Lichtenhagen zehn Jahre danach: Rekonstruktion einer Menschenjagd

Von Fall zu Fall von Stefan Frank
Steht die Weltwirtschaft vor einer Krise, die mit der Großen Depression von 1929 ff. vergleichbar ist?

Letzte Ausfahrt Bagdad von Robert Kurz
Der geplante Angriff auf den Irak markiert eine Zäsur in der Entwicklung der demokratischen Weltordnungskriege

Nie wieder Scheckbuch von Manfred Sohn
Schröders »Nein« zum Irakkrieg ist nicht nur ein Wahlkampfmanöver und hat mit Friedenspolitik dennoch nichts zu tun

Neue Freiheit von Konrad Ege
Planen die USA den ersten Präventivkrieg in der Geschichte der One World?

Wählt Schroiber! von Hermann L. Gremliza

Rudolf Al Scharping von Michael Schilling

Zu Protokoll

Mit dem Prozeß gegen Slobodan Milosevic geht es wie mit Dow Jones und Dax: Immer mal wieder werden neue Tiefststände gemeldet – jedenfalls für diejenigen, die in das Den Haager Jugoslawien-Tribunal investiert haben. Mittlerweile gibt es ernstzunehmende Insider-Meldungen, daß Chef-Anklägerin Carla del Ponte das sinkende Schiff verlassen und sich einen neuen Job suchen will. Anlaß für ihre Frustration könnte der 26. Juli gewesen sein: Am letzten Verhandlungstag vor der Sommerpause sollte nach vielen Flops endlich ein ernsthafter Schlag gegen den Angeklagten geführt werden. Die Anklage hatte einen hochkarätigen Zeugen geladen, den früheren Chef der jugoslawischen Staatssicherheit, Rade Markovic. Markovic war im März 2001 verhaftet und seither für den Prozeß präpariert worden. Dem Gericht lag eine schriftliche Aussage Markovics vor, in der er den früheren jugoslawischen Präsidenten beschuldigte, die planmäßige Vertreibung der Kosovo-Albaner angeordnet zu haben. Milosevic nahm den Zeugen ins Kreuzverhör

To know the worst von Gerhard Scheit
Über den kategorischen Imperativ Adornos im Zeitalter des Suicide bombing

Mülltrennung von Hermann L. Gremliza
Thomas Ebermann und Rainer Trampert sind das duale System zur Entsorgung der geistigen Abfälle, von denen die Nation sich nährt

Kunst & Gewerbe von Peter Köhler
Knödel oder Sushi?

Kunst & Gewerbe von Jürgen Roth
Parteibouttening

Kunst & Gewerbe von Michael Rudolf
Wind Of Change

Kunst & Gewerbe von Benjamin Schiffner
Kurz vor Urne

Let's Roll the Freedom von Martin Büsser
Kultur-Kolumne

»Die ganze Chose ist Betrug« von Bazon Brock, Ludwig Seyfarth
Interview mit dem Ästhetikprofessor und Kunstkritiker Bazon Brock über Anspruch und Realität der Dokumenta 11

Gleichmäßige Verteilung von Ludwig Seyfarth
Anmerkungen zum richtigen Verständnis des Dokumentarischen auf der Documenta 11

FilmTheater von Marit Hofmann
Wahnsinnig verliebt

FilmTheater von Dietrich Kuhlbrodt
Road to Perdition

FilmTheater von Meike Röhrig
Lucia und der Sex

Film des Monats von Jan Pehrke
Monster's Ball

Bombay Dreams von Brigitte Voykowitsch
Filme aus »Bollywood« fesseln die Menschen in Indien über Kasten- und Klassengrenzen hinweg. Nun erobern sie auch den Westen

Auschwitz ist überall von Magnus Klaue
Giorgio Agamben warnt vor der Bio-Macht und bagatellisiert den Holocaust

Buch & Deckel von Holm Friebe
Douglas Coupland: Alle Familien sind verkorkst. Hoffmann und Campe, Hamburg 2002, 336 Seiten, 19,90 Euro

Buch & Deckel von Werner Jung
F. C. Delius: Der Königsmacher. Rowohlt Berlin, Berlin 2001, 305 Seiten, 22,90 Euro

Buch & Deckel von Alexander Kasbohm
Philip Roth: Der menschliche Makel. Hanser, München 2002, 398 Seiten, 24,90 Euro

Buch des Monats von Erich Später
Hellmut G. Haasis: Tod in Prag. Das Attentat auf Reinhard Heydrich. Rowohlt, Reinbek 2002, 218 Seiten, 19,90 Euro

»Der bußfertige Bengel« von Gunnar Schubert
In seinem neuen Roman »Okarina« liefert Hermann Kant seinen Gegnern leider gleich reihenweise Vorlagen

Die Meistersinger von Nürnberg von Rainer Trampert
Der erhabenste Ausdruck der deutschen Leitkultur ist das Gesamtkunstwerk Richard Wagners. Deshalb gehört es zu den Pflichten der deutschen Elite, einmal im Jahr den Bayreuther Hügel hinaufzuwallen, um diesem Werk die ihm gebührende Ehre zu erweisen

Melodie & Rhythmus von Felix Klopotek
Schneider TM: Zoomer. City Slang/Labels/Virgin

Melodie & Rhythmus von Michael Saager
Diverse: Blue Skied An' Clear. Compilation. Morr Music/Hausmusik

Melodie & Rhythmus von Michael Sailer
Liars: They Threw Us All In A Trench And Stuck A Monument On Top. Mute

Platte des Monats von Martin Büsser
Adam Green: Same/Kimya Dawson: I'm Sorry That Sometimes I'm Mean. Rough Trade/Sanctuary/Zomba

KEIN SCHÖNER LAND - Ungefickt, geduscht und ausgebuht von Klaus Cäsar Zehrer
Der Mann, der im »Zegg« Klaus Räthke zu sein versuchte. Eine Reportage über eine mißglückte Reportagetour

Muratori te salutant von Casimir Pachulke

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 09/02, S. 3

Micha Brumlik

hier konkret

Am Schluß ist der Wahlkampf doch noch politisch geworden – Schröder machte den drohenden Krieg gegen den Irak zum Thema und lockte die unentschlossenen Wähler mit einem mehrfachen »Ohne uns«. Unterstützung bekam er dabei von Micha Brumlik, dem ehemaligen Stadtrat der Grünen in Frankfurt am Main. Brumlik hatte die Grünen 1991 verlassen, weil sie im 2. Golfkrieg gegen die Lieferung von Scud-Raketen an Israel waren. Gegenwärtig ist der Erziehungswissenschaftler Leiter des Fritz Bauer Instituts zur Erforschung des Holocaust in Frankfurt am Main

konkret: Sie waren 1991 für einen Krieg gegen den Irak, und jetzt sind Sie dagegen. Warum?

Brumlik: 1991 hat ein klarer und eindeutiger Bruch des Völkerrechts vorgelegen. Der Irak hatte Kuwait völkerrechtswidrig vor den Augen der Welt annektiert.

konkret: Washington begründet seine Angriffsabsichten damit, daß Saddam – möglicherweise – ABC-Waffen besitzt und die Selbstmordbomber der Al Qaida unterstützt.

Brumlik: Das alles ist nicht bewiesen. Nach dem, was wir wissen, scheint Saddam Hussein entgegen der Waffenstillstandsbestimmungen von 1991 Massenvernichtungswaffen, vor allem chemische Waffen, herzustellen. Aber noch nicht einmal die USA behaupten derzeit, daß er über Atomwaffen verfügt. Die Idee einer präventiven Kriegführung aufgrund vermuteter Gefahren wäre das Ende jeden vernünftigen Völkerrechts und würde die Weltgemeinschaft in einen Zustand wie um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückkatapultieren.

konkret: Schröder hat jetzt dezidiert gegen die US-Angriffspläne gegen den Irak Stellung bezogen, Sie haben das in einem Zeitungskommentar begrüßt. Aber ist das bei Schröder nicht ein PR-Trick, um seine Stammwählerschaft am 22. September doch noch an die Urnen zu bringen?

Brumlik: Das ist in der Tat möglich. Freilich hat sich Schröder öffentlich mehrfach so festgelegt, daß, würde es trotzdem unter einem Kanzler Schröder zu einer Beteiligung Deutschlands an kriegerischen Handlungen gegen den Irak kommen, dies ein so grober Vertrauensbruch wäre, daß dieser Kanzler dann ausgespielt hätte.

konkret: Rotgrün hat einschlägige Erfahrungen mit dem Brechen von Wahlkampfversprechen. Denken Sie an die Situation vor den Wahlen im September 1998 – ein halbes Jahr später wurde Jugoslawien bombardiert.

Brumlik: Das war ein Angriff, der ebenfalls nur halb durch das Völkerrecht gedeckt war. Ich kann mich aber nicht erinnern, daß sich Rotgrün damals in genauso eindeutiger Weise wie heute vor der Wahl festgelegt hat.

konkret: Wie kann ein Umfallen Schröders verhindert werden?

Brumlik: Dieser Kanzler hat sich so dezidiert geäußert, wie das überhaupt nur möglich ist. Jetzt ist es nötig, auf den Außenminister den gleichen Druck auszuüben. Der hält sich in dieser Frage ja etwas bedeckter als Schröder. Wenn die Grünen überhaupt noch Stimmen von links bekommen wollen, müssen sie sich jetzt eindeutig positionieren. Ein Interview, das Ralf Fücks, der Vorsitzende der Grünen-nahen Heinrich-Böll-Stiftung, gegeben hat, stimmt mich freilich nicht optimistisch. In bezug auf die Irakkrise hob er hervor, daß für die Grüne Partei der Krieg die Ultima ratio bleibt.

konkret: Fischer hat schon gesagt, daß er »auf der Grundlage der jetzt bekannten Fakten« gegen einen Krieg ist. Wenn CIA und CNN, BND und RTL neue Fakten liefern, kann das schnell anders aussehen.

Brumlik: Das müssen wir leider zur Kenntnis nehmen. Und wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß die Grüne Partei derzeit deutlich bellizistischer ist als die SPD. Die Verantwortlichen der SPD haben sogar gesagt, daß sie selbst im Falle eines neuen UN-Beschlusses einen Angriff gegen den Irak nicht unterstützen würden.

konkret: Deutschland würde in diesem Falle aus der UN-Beschlußlage ausscheren. Heißt das: Deutschland gegen den Rest der Welt? Ist Schröders »deutscher Weg« nichts anderes als der deutsche Sonderweg, den wir aus der Geschichte kennen, wie die Union und die pro-amerikanischen Fraktionen der Linken kritisieren?

Brumlik: Das ist ein großes Problem. Die nationalistischen Untertöne bei Schröder gefallen mir ganz und gar nicht. Ich kann aber nicht umhin festzustellen, daß Schröder dieses Mal in der Sache recht hat.

konkret: Das Dilemma ist doch, daß der Inhalt – keine Konzession an die US-Kriegspolitik – von Schröder in einer nationalistischen Verpackung serviert wird, obwohl dieser Inhalt gar nichts spezifisch Deutsches ist: Gegen den Irakfeldzug ist ja nicht Deutschland allein, sondern so ziemlich alle Staaten dieser Welt. Wird durch Schröders Haltung nicht gleichzeitig der eine Krieg – der kurzfristige gegen den Irak – verhindert und der andere – der mittelfristige der EU gegen die USA – vorbereitet?

Brumlik: Auch das kann man nicht ausschließen. Selbst innerhalb der Europäischen Union hat Schröder mit seinen Äußerungen für Irritationen gesorgt. Wir können noch nicht einmal sicher sein, daß es innerhalb der EU jetzt keine

Desintegrationserscheinungen gibt.

konkret: Sie fordern eine Eindämmungspolitik – nicht gegenüber dem Irak, sondern gegenüber den USA. Ist das nicht antiamerikanisch?

Brumlik: Der Antiamerikanismus-Vorwurf wird leichtfertig verwendet, und Antiamerikanismus wird leichtfertig mit Antisemitismus gleichgesetzt. Ich lehne beides ab. Wer die Auswüchse der Politik der gegenwärtigen US-Administration kritisiert, betreibt keinen Antiamerikanismus. Das zu behaupten ist demagogisch.

Konkret 09/02, S. 4

von Konkret

Die führende oppositionelle Tageszeitung Serbiens, »Nacional«, hat am 30. Juli mit einer Titelgeschichte aufgemacht, die sie nach Rücksprache der Mai-Ausgabe von KONKRET entnommen hatte. Jürgen Elsässer hatte dort unter der Überschrift »Die Reise nach Solanien« über die Geheimdienst-Kontakte des – mittlerweile zurückgetretenen – Vize-Premiers Momcilo Perisic berichtet. »Perisic radio za Nemce« (»Perisic hat für die Deutschen gearbeitet«) lautete die Schlagzeile bei »Nacional«. Der Ertappte war not amused und verklagte »Nacional« wegen Verleumdung auf zehn Millionen Dinar. Die Redaktion gab nicht klein bei und ließ Elsässer am 15. August seine Vorwürfe noch einmal ausführlich untermauern. Fortsetzung folgt.

»Menzogne di guerra« lautet der Titel der italienischen Ausgabe von Elsässers **konkret-texte-**Band (Nr. 27) *Kriegsverbrechen – Die tödlichen Lügen der Bundesregierung und ihre Opfer im Kosovo-Konflikt*. Das gerade beim Neapolitaner Verlag La Citta del Sole erschienene Buch ist um ein Kapitel zu Mazedonien erweitert worden. Der Autor präsentiert sein Werk auf einer Rundreise, die am 26. September in Rom beginnt (Universität La Sapienza, Soziologische Fakultät, Via Salaria 113, Raum »Virginia Woolf«) und weiter nach Venedig, Turin, Mailand und Lugano führt (Details kurz vorher unter www.juergen-elsaesser.de). *Menzogne di guerra* kann, ebenso wie die serbische Ausgabe des Buches *Ratni Zlocini*, für 15 Euro inkl. Porto und Verpackung bei KONKRET bestellt werden. Die deutsche Ausgabe ist, in 4. Auflage, für 14,70 Euro inkl. Porto ebenfalls beim Verlag noch zu bekommen.

Die Vorbereitungen der USA für einen Feldzug gegen den Irak und die Debatte, die, angestoßen durch einige Äußerungen der Bundesregierung, hierzulande darüber in Gang gekommen ist, werden ein Thema sein bei den Lesungen aus seinem jüngsten Buch *Deutschland führt Krieg – Seit dem 11. September wird zurückgeschossen* (**konkret texte** 32), die Elsässer im September veranstaltet: am 4.9. in Gelsenkirchen (19 Uhr, Alternative e.V., Overwegstr. 53 / Florastraße); am 5.9. in Rüsselsheim (19.30 Uhr, Stadthalle am Lassalle-Platz); am 6.9. in Bonn (20 Uhr, Kult 41, Hochstadenring 41); am 13.9. in Berlin (20 Uhr, »Terzo Mondo«, Grolmannstr. 27/Savignyplatz); und am 21.9. in Paris (9.30 Uhr bis 11.30 Uhr, Konferenz im Pole Universitaire Leonardo da Vinci, Paris-La Defense).

Weitere Veranstaltungen: Am 3.9. ab 19.30 Uhr nimmt Hermann L. Gremliza am Kasseler Debattenforum zum Thema »Das Echo des Nahostkonflikts in Deutschland« im Gemeindezentrum am Lutherplatz teil. Am 18.9. um 20 Uhr referiert Gremliza im Alten Rathaus in Göttingen über Antisemitismus in Deutschland. Das Gemischte Doppel aus Horst Tomayer und Hermann L. Gremliza liest am 24.9., 20 Uhr, im Hamburger Kölibri (Hein-Köllisch-Platz) aus seinem neuen Programm »SOS Fellatio oder die schöne Halbsudanesin«.

Hermann L. Gremliza hatte sich, in KONKRET-Express 3/93, hinreißen lassen, Leni Riefenstahl eine »alte Nazifotze« zu nennen. Er hat das oft bereut, aber nie so sehr wie an jenem 18. August 2002, als Frau Riefenstahl sich in einem Interview mit der »Welt« zu ihrem hundertsten Geburtstag mit dem Satz brüstete: »Mit Goebbels hatte ich Ärger«, einem Satz, der das im März 1993 gewählte Wort als zur Bezeichnung dieser ekelhaften, niederträchtigen, moralisch ganz und gar verwahrlosten Person höchst unangemessen erscheinen läßt. Es wird mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückgenommen.

Rainer Trampert und Thomas Ebermann gehen mit ihrem neuen Buch *Sachzwang und Gemüt* auf Lesereise: 30.08. **Wendland,** Lomizil/Prezelle; 01.09. **Bremerhaven,** Pferdestall, Gartenstraße 5; 06.09. **Hannover,** Unabhängiges Jugendzentrum Kornstraße; 07.09. **Darmstadt,** Darmstädter Schloß; 08.09. **Karlsruhe;** 12.09. **Berlin,** Kato; 13.09. **Leipzig,** Conne Island; 18.09. **Sulzbach-Rosenberg,** Hängematte; 19.09. **München,** Clemensburg; 20.09. **Heilbronn,** Café Oase, Happelstraße 17; 21.09. **Mannheim,** Jugendzentrum Käthe-Kollwitz-Straße; 02.10. **Potsdam,** Buchladen Sputnik; 06.10. **Hamburg,** Alma Hoppe; 09.10. **Kiel,** Kulturzentrum Hansastraße; 10.10. **Bremen,** Bürgerhaus Vegesack; 11.10. **Wilhelmshaven,** Perspektive; 15.10. **Koblenz,** Circus Maximus; 16.10. **Trier,** Krokodil; 29.10. **Wiesbaden,** Schlachthof; 30.10. **Detmold,** Alte Pauline; 31.10. **Hannover,** Elchkeller; 06.11. **Oberhausen,** Druckluft; 07.11. **Bonn,** Le Sabot; 08.11. **Köln,** Der andere Buchladen, Weyentalstr. 32; 09.11. **Münster,** Kulturschiene; 13.11. **Ibbenbüren,** Stadtbücherei; 14.11. **Aschaffenburg;** 15.11. **Reutlingen,** Nepomuk; 19.11. **Siegen,** VEB Politik, Kunst, Unterhaltung; 20.11. **Marburg,** Kulturladen KFZ; 21.11. **Braunschweig,** Brunsviga; 22.11. **Bad Nauheim,** Brasserie Überflieger; 29.11. **Bergedorf,** Lola; 05.12. **Oschatz,** E-Werk; 06.12. **Bielefeld,** Bürgerwache; 07.12. **Bremen,** Schlachthof; 13.12. **Taufkirchen/Vils,** Filmkulturhaus; 15.12. **Backnang,** Jugendzentrum. *Genauere Infos unter www.konkret-verlage.de/klv*

Konkret 09/02, S. 6

an Konkret

Zerreißprobe

KONKRET 8/02: Titel

»Israel ist unser Unglück!« Ich habe diese Schlagzeile in einem Flur in der Deutsche Welle aufgehängt. Nur wenige machten sich die Mühe, das »Kleingedruckte« zu lesen. Ich gehe also davon aus, daß die meisten diesem Statement, abgeleitet vom berüchtigten Nazi Claim, zustimmten. Denn sie ließen ihn neun Tage hängen. Als ich dann »Israel« durchkreuzte und durch den Namen Arafat ersetzte, war das Blatt am nächsten Morgen verschwunden. Es war, sozusagen, die Zerreißprobe.

Ben Posener

per E-Mail

Üble Demagogie

KONKRET 8/02: »Israel ist unser Unglück« von Günther Jacob

Abgesehen davon, daß er von weithergeholten Pseudotheorien nur so strotzt, ist der Artikel doch typisch für die Diskussionen in den letzten Monaten. Beide Begriffe, Antizionismus und Antisemitismus, werden in einen Topf geworfen nach dem Motto: »Wer als Deutscher Antizionist ist, ist Antisemit.« Diese Gleichsetzung ist eine üble Demagogie.

Klaus Scheliger

Brandenburg

Purer Unsinn

KONKRET 8/02: »Arafat am Ende. Am Ende Sharon?« von Sylke Tempel

Im Artikel von Sylke Tempel wird behauptet: »In zehn Jahren, errechneten Politikwissenschaftler, dürfte die arabische Bevölkerung in Israel (eine Million) die Zahl der jüdischen Israelis überstiegen haben.«

Dies ist purer Unsinn. Selbst wenn die Behauptung, das Bevölkerungswachstum der Palästinenser betrage fünf Prozent (im Jahr, steht zu vermuten), zuträfe, und selbst wenn dieses Wachstum dem der arabischen Bevölkerung in Israel entspräche, und selbst wenn man davon ausginge, daß die jüdischen Israelis über gar kein Wachstum verfügten (was nicht stimmt), würde die arabische Bevölkerung in Israel in zehn Jahren nicht einmal ein Drittel der jüdischen Israelis ausmachen. Die Schlußfolgerung der Autorin, wegen dieser demographischen Entwicklung würden »nicht wenige Palästinenser« eine »Zwei-Staaten-Lösung« ablehnen, weil man doch dann per »Selbstbestimmung« den jüdischen Staat beseitigen könne, erledigt sich mit der falschen Voraussetzung von selbst. Warum rechnet die Redaktion solche unsinnigen Kalkulationen nicht noch mal durch? *Conrad Schuhler*

München

Nichts Neues

KONKRET 8/02: Leserbrief von Burkhard Schröder

Einem mir zugeschickten Leserbrief von Burkhard Schröder entnehme ich, daß Sie mich als »Antisemit« enttarnt haben. Neu ist das aber jedenfalls nicht. Noch mutig. Es stand schon 1999/2000 zweimal in Ihrem eigenen Blatt.

Eckhard Henscheid

Amberg

Das eigentlich Ärgerliche an dem Interview Henscheids mit der »Jungen Freiheit« ist, daß dieser Unfug eines zumindest ehemals Klugen die immer schon Dummen animiert, den Groll herauszulassen, den sie gegen Kritiker wie Henscheid naturgemäß hegen müssen, und das auch noch ohne mit Zurechtweisung rechnen zu müssen. Es ist eine typische sture Henscheid-Dummheit, Möllemann und Walser zu verteidigen, nur weil er mit gutem Grund Frank Schirrmacher oder Marcel Reich-Ranicki nicht leiden kann und der Antisemitismusvorwurf des »FAZ«-Herausgebers tatsächlich völlig falsch begründet ist. Es braucht dies beinahe keinem KONKRET-Leser erklärt werden, und niemand wird deshalb Herrn Henscheid verteidigen wollen. Der Rechtsextremismus-Experte Burkhard Schröder fordert nun aber den Boykott des »Antisemiten«.

Wesentliches Moment des Antisemitismus ist die maximale Abwesenheit von Erfahrung, ausgelöst durch penetrante Verleugnung des Selbst und damit auch der Außenwelt. Wer den Antisemitismus nicht nur als Phänomen kritisieren will, der muß die Erfahrungslosigkeit der ewig unbefriedigten Erlebnishungrigen thematisieren, wie es Henscheid in seinen Texten oft tat.

Wenn nun auf Henscheid geschimpft wird, so sind letztlich seine Texte gemeint, die das verhärtete Bewußtsein auch der Linken angreifen. Man traut sich nur nicht, es direkt auszusprechen. Ohne die Leistungen Henscheids in den Himmel jubeln zu wollen – auf das linke Alltagshirn müssen seine Gedanken mitunter zersetzend wirken. *Erwin Grave*

Berlin

Verschwörungsdenken

KONKRET 7/02: »Auf roten Socken zum grünen Adolf« von Peter Kratz

Peter Kratz hat eine Veranstaltungsankündigung, ein Organigramm, ein paar Texte verschiedenster Personen aus dem letzten Jahrzehnt unter Einschluß des Punktes 11 des NS-Parteiprogramms auf die so traumhaft verschwörungstheoretische Weise zusammengewürfelt, die wir von ihm seit langen Jahren kennen, aber eigentlich zunehmend weniger lieben.

Das alles bleibt weit hinter dem zurück, was die wirklich großen Verschwörungsdenker dieser Tage so leisten. Kratz wollte zeigen, daß die PDS besonders in Berlin sozialreaktionär ist und deshalb die Rosa Luxemburg Stiftung Rudolf Bahro als Entsagungspropheten und Askesetheoretiker featured. Zuletzt auf einer Veranstaltung im Juni des Jahres, an der Kratz offenbar nicht teilnahm, über die er aber Bescheid weiß. Zum x-ten Mal holt Kratz aus seinem elektronischen Zettelkasten die Bahroschen Buh-Namen heraus – Mechtersheimer, Gesell, Heinrichs usw.

Eigentlich war dann immer die Entlarvung Bahros als Ökofaschist angesagt. Da Kratz aber seinen Artikel für die politische Aktuallinie der Zeitschrift verkaufsfähig machen will, ist dieses Mal der Antisemitismus dran: Bahro hat sein Konzept zu einem »antisemitisch fundierten System« ausgebaut, bei Michael Brie von der Rosa Luxemburg Stiftung war noch versteckt der »antisemitische Wahn« spürbar, an der Humboldt-Universität und der PDS toben sich dann »offene Antisemiten« aus. Ach, Peter. Die Rosa Luxemburg Stiftung lädt Dich ein zu einer Veranstaltung »im früheren ›ND‹-Haus in Berlin-Friedrichshain, mitten in einem DDR-Neubau-Wohngebiet mit satter PDS-Mehrheit«, Thema: »Der antisemitische Wahn in der Rosa Luxemburg Stiftung«. Wir bezahlen die üblichen Fahrtkosten, Honorar gibt's nicht, schließlich ist »West-Wohlstand ... ohnehin nicht erstrebenswert«. Kommst Du?

Rainer Rilling

Rosa Luxemburg Stiftung

Marburg/Berlin

Mumpitz

KONKRET 8/02: »Der Fortschritt in der Fremde« von Tjark Kunstreich

In Kunstreichs schönem Beitrag gehören einige Unrichtigkeiten korrigiert. So erschien Feuchtwangers Roman *Waffen für Amerika* 1947 zuerst bei Bermann-Fischer in Stockholm – unter diesem Titel – , erst danach bei Querido in Amsterdam: dort in einem Teil der Auflage noch dazu unter dem Titel *Die Füchse im Weinberg*! Purer Mumpitz ist die Darstellung, wonach Arnold Zweig im Oktober 1948 bloß zu einem Besuch nach Berlin gereist war und sich dann ganz spontan – wegen des »überwältigenden Empfangs« für ihn – zum Bleiben entschied. Richtig ist vielmehr, daß Zweig am 6. August

1947 vom Leiter des Aufbau-Verlages, Erich Wendt, brieflich zur Rückkehr eingeladen worden war, verbunden mit der Aussicht auf großzügige Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten. Der Sozialist Zweig nahm das Angebot schnell an. Er war in den 13 Jahren seines Exils in Palästina nie glücklich. Bereits im Januar 1934 schrieb Zweig seinem Vertrauten Siegmund Freud nach Wien: »Ich habe keinerlei zionistische Illusionen mehr.« Und im September 1935 bekannte Zweig in einem weiteren Schreiben, daß er »hierher nicht gehöre« und daß »alles gelogen war, was uns hierher brachte«.

Heinz Moll

Prag

Kunstreich schreibt, Feuchtwangers Roman sei unter dem richtigen Titel *Waffen für Amerika* seit Jahrzehnten nicht mehr veröffentlicht. Das stimmt nicht. Hans-Albert Walter gibt in der Büchergilde Gutenberg eine von ihm hervorragend kommentierte Reihe über deutsche Exilliteratur heraus. In dieser Reihe heißt Feuchtwangers Roman selbstverständlich *Waffen für Amerika*. Seit über 15 Jahren ist *Waffen für Amerika* dort erhältlich. Empfehlenswert ist die umfangreiche Kommentierung von Walter. Die hätte Kunstreich lesen sollen, bevor er seinen Artikel schrieb.

Christian de Laffolie

Kassel

Konkret 09/02, S. 9

Hermann L. Gremliza

Deutscher Frieden

Ob der Präsident der USA, George W. Bush, demnächst den Befehl geben wird, mit Bodentruppen in den Irak einzudringen oder die Hauptstadt Bagdad aus der Luft zu bombardieren, um den dortigen Präsidenten von seinem Amt zu entheben, ist ungewiß. Gewiß ist, daß die Leser dieser Zeitschrift auf die Entscheidung, ihre Planung und ihre Folgen keinen Einfluß nehmen werden. Dies vorausgeschickt, läßt sich bei Bewahrung einer kühlen, dem Denken förderlichen Betriebstemperatur des Kopfes die Lage etwa folgendermaßen schildern:

Der vorübergehende Kanzler sagt: »Ich kann nur davor warnen, ohne an die Folgen zu denken und ohne eine politische Konzeption für den gesamten Nahen Osten, jetzt über Krieg gegen den Irak zu reden oder auch nur nachzudenken.« Deutschland, das in Schröders Regierungszeit zur ersten Person gereift ist (»Deutschland trauert«, »Deutschland jubelt«, »Deutschland rückt zusammen«), dieses Deutschland werde weder mit Soldaten, noch mit Geld dabeisein. Obwohl es doch Deutschlands rotgrüne Regierung war, die »das Militärische« soweit »enttabuisiert« hat, daß die Bundeswehrmacht überall auf der Welt Krieg führen kann, weshalb der Kanzler denn auch gar nicht den Krieg als solchen ablehnt, sondern nur ganz speziell diesen einen, amerikanischen. Jetzt, da die Deutschen endlich wieder überall können, werden sie – nächste Stufe ihrer Emanzipation zur Weltmacht – wählerisch: auf dem Balkan gern, in Palästina noch lieber, gegen Saddam Hussein nein danke.

Um was wird der Krieg gegen den Irak geführt werden? Wie jeder beliebige andere selbstverständlich nicht zu den angegebenen Zwecken: nicht als Antwort auf den Terror, dem am 11. September letzten Jahres dreitausend New Yorker zum Opfer gefallen sind und dessen Täter von überall kamen, bloß nicht aus Bagdad; und nicht zur Wiederherstellung der Menschenrechte, zu denen die amerikanische Außenpolitik stets eine ähnlich herzliche Beziehung unterhielt wie ihr Liebling Pinochet. Hätte Saddam Hussein den USA die Rohstoffe des Landes überlassen und sich im Kalten Krieg der USA mit Euro-Deutschland auf die amerikanische Seite geschlagen, dürfte er seine Landsleute auch in Zukunft kujonieren nach Herzenslust.

Dabei sind die vorgeschobenen Kriegsgründe – anders als die Scharpings und Fischers vor und nach Racak – nicht erlogen. Man muß die Schuld, die den kolonialen und postkolonialen Imperialisten an der Zurichtung dieser Region zukommt, nicht leugnen, um Saddam Husseins Regime ein mörderisches nennen zu können. Wenn freilich Antiimperialismus nichts mehr meinte als Krieg den Imperialisten, gleich mit welchen Mitteln, und sei es Giftgas, wäre es zugleich ein antiimperialistisches. Wahr ist auch, daß die irakische Opposition im Exil, die sich in nichts so einig scheint wie in dem Wunsch, die USA möchten ihren Krieg morgen früh beginnen, mit der CIA kollaboriert. Was mancher Antiimp aber als alles erledigenden Vorwurf und der Anti-Antiimp als bösartige Unterstellung nimmt, ist weder dies noch jenes, sondern legitimes Mittel im Kampf gegen eine Herrschaft, die ansehnlichere Arten, ihr zu widersprechen, ausgerottet hat. Deutsche Emigranten wie Herbert Marcuse waren während der Nazizeit aus gutem Grund für alliierte Geheimdienste tätig.

Hier höre ich ein triumphierendes »Also doch: Saddam = Hitler, die alte Enzensberger-Scheiße«. Nein, es unterscheidet den einen Führer vom andern und das Ba'th-Irak von Nazi-Deutschland, daß die einen ihre Bevölkerung quälen und zwei Angriffe auf Nachbarstaaten unternommen haben, einen davon mit Billigung und Unterstützung der sog. zivilisierten Welt, die andern die Welt in einen Krieg gestürzt, vierzig Millionen Menschen, »Untermenschen« zumeist, und sechs Millionen, die sie zur minderwertigen Rasse erklärt hatten, umgebracht haben.

Henry Kissinger, vielleicht so böse wie Pinochet, aber nicht halb so dumm wie Enzensberger, stellt die Sache klar: Bush und sein Außenminister Powell hätten »mehrfach erklärt, daß die Vereinigten Staaten unzweideutig auf einem Regierungswechsel im Irak bestehen. Dieser neue Ansatz ist revolutionär. Die Ablösung einer fremden Regierung zum Gegenstand militärischer Drohungen und möglicher Interventionen zu machen, stellt das gesamte System des Westfälischen Friedens von 1648 in Frage, dessen Grundlage die Nichteinmischung fremder Mächte in die internen Angelegenheiten souveräner Staaten ist. Ebenso steht die Bereitschaft der USA zu ›gerechtfertigten Präventivschlägen‹ in völligem Gegensatz zum modernen Völkerrecht.«

Was Washington plant, heißt das, findet kein Beispiel in der neueren Geschichte, auch nicht in der von 1939 bis 1945. Der das sagt, weiß, wovon er redet – er ist als Kind mit knapper Not den Mordskumpanen jener Leni Riefenstahl entkommen, deren hundertsten Geburtstag die Springer-Zeitung, für die er schreibt, gerade feiert. Das Völkerrecht, sagt Kissinger, wird abgeschafft. Warum? Weil die USA »meinen, daß sie die Macht haben, die Welt mit Gewalt zu kontrollieren; und wenn dir das nicht paßt, kommst du in Schwierigkeiten. Das meinen sie wirklich.« Auch Kissinger meint das, und schimpft nicht darüber wie der zuletzt zitierte Noam Chomsky in Springers »Welt«. Die hört das so gerne wie der vorübergehende Außenminister Fischer, der in »tiefer Skepsis« über die »falsche Prioritätensetzung« der USA seufzt.

Die richtigen Prioritäten haben Fischers Amtsvorgänger Genscher und Kinkel gesetzt, als sie den Irak mit deutscher Waffen- und Giftgastechnik aufrüsten ließen. Sie sind des Lobes voll für ihren Nachfolger. Fischers eurodeutsche Priorität, vertreten auch von Chirac und Blair, heißt »Lösung des Nahostkonflikts« und meint die Reduzierung des Staates Israel auf ein Maß, das den Islamisten und den arabischen Nationalisten gefällt.

Bis dahin zahlt Saddam Hussein jedem Judenmörder eine Prämie von 25.000 Dollar, was in Ramallah einem mittleren Lottogewinn gleichkommt*, und droht, Israel zu vernichten. Leider kann, wie schon vor zehn Jahren, keiner mit Gewißheit sagen, ob Saddam dazu auch in der Lage ist. Im zweiten Golfkrieg haben seine Geschosse über Tel Aviv Schrecken verbreitet, aber keine chemischen oder biologischen Kampfstoffe. Konnte er nicht? Wollte er nicht? Kann er heute? Würde er wollen? Der Vorsitzende des Streitkräfte-Ausschusses im US-Senat, der Demokrat Carl Levin, sagt, der Irak stelle diesbezüglich keine Gefahr dar. Es wäre schön, er hätte recht, oder Israel besäße für den Fall, er hätte unrecht, eine Waffe, die definitiv Abhilfe schafft.

Ein Kerl muß eine Meinung haben, meint Döblin. Die meine geht so: Der geplante Krieg gegen den Irak wäre ein weiteres der Verbrechen, aus denen die Militärgeschichte der USA seit fünfzig Jahren besteht; seine Motive sind bösartig, ungewollte positive Nebenwirkungen nicht zu erwarten; er endete mit vielen Toten und einem anderen Saddam, der tut, was man ihm sagt. Bösartiger noch als die Motive der USA sind die der Bundesregierung, auf deren »deutschem Weg« (Schröder) die Heiligen Krieger gegen Juden und Amerikaner marschieren. Sein Ziel ist nicht Frieden, sondern Krieg zu anderer Zeit an anderem Ort gegen andere Feinde.

---

* Gerade das »Unbegreifliche« läßt sich doch leichter erklären als die Talkshowpfaffen glauben: Wie sähe es – ganz ohne islamistischen Fanatismus – wohl im Leichenschauhaus von Buxtehude aus, würde für die Lieben jedes jugendlichen Einwohners, der seinen pubertären Selbstmordphantasien die Tat folgen läßt, 250.000 Euro ausgesetzt.

Konkret 09/02, S. 10

Herrschaftszeiten

Allahs Wille (1)

Mitte Juli, www.islam online.com:

Islam Online: Wie suchen Sie Ihre Kandidaten für Märtyrer-Operationen aus?

Salah Schehade: Die Wahl wird nach den folgenden vier Kriterien getroffen: zuerst einmal, religiöse Überzeugung. Dann vergewissern wir uns, ob der junge Märtyrer seinen Eltern gehorcht und von den Seinigen geliebt wird, so daß sein Tod der Familie keine Betroffenheit bringt ... Drittens seine Fähigkeit, seine Aufgabe zu erfüllen und ihre Wichtigkeit zu verstehen. Viertens muß sein Märtyrertum andere Personen dazu ermutigen, dasselbe zu tun, und die Liebe zum Djihad im Herzen der Bevölkerung stärken ...

Islam Online: Was denken Sie über die Kindermärtyrer?

Schehade: Der Geist des Djihads und seine Strömung der Kindermärtyrer werden schlecht ausgenutzt ... Obwohl das Phänomen an für sich positiv ist, erfordert es eine Weiterverfolgung, um die Kinder sich ihrer Taten bewußt werden zu lassen und ihnen zu gestatten, sich in einen militärischen Zweig zu integrieren, wo sie eine militärische Ausbildung erhalten und lernen, ... wann sie Märtyrer werden.

Islam Online: Was kostet eine Märtyreroperation?

Schehade: Die Kosten sind variabel. Die mit automatischen Waffen durchgeführten Attacken kosten den Preis der Waffen und des Materials: mindestens 250 Kugeln und durchschnittlich zehn Granaten. Aber manche Operationen sind sehr viel teurer: Sie beinhalten den Transport des Märtyrers, den Kauf eines Wagens, die Bezahlung jüdischer Kollaborateure. Manche Operationen kosten wirklich viel: zwischen 3.500 und 50.000 Dollar; alles hängt vom Ziel ab ... Der Erfolg einer Operation wird nicht an der Anzahl der Toten gemessen, sondern daran, ob sie korrekt durchgeführt wurde und ihr Ziel getroffen hat. Die Anzahl der Toten hängt von Allahs Willen ab.

Allahs Wille (2)

24. Juli, »Frankfurter Rundschau«:

Bei einem Luftangriff auf ein Wohngebiet in Gaza hat die israelische Armee in der Nacht zum Dienstag den Hamas-Führer Salah Schehade und mindestens 14 weitere Palästinenser getötet, unter ihnen acht Kinder ... Schehade war der Kommandeur des militärischen Flügels der islamistischen Terrororganisation Hamas, Issedin al Kassem. Israels Regierung macht ihn für Hunderte von Terroranschlägen seit den frühen neunziger Jahren verantwortlich.

Sozial ist, was Arbeit schafft

Wahlplakat der CSU zur Bundestagswahl 2002

Freie Auswahl (1)

26. Juli, »Frankfurter Rundschau«:

Milosevic befehligte Geheimdienst. Zeuge belastet den Expräsidenten vor Jugoslawien-Tibunal.

Freie Auswahl (2)

27. Juli, »Neue Zürcher Zeitung«:

Nicht alle Zeugen belasten Milosevic. Ehemaliger Geheimdienstchef zeigt sich weiterhin loyal.

Freie Auswahl (3)

27. Juli, »Tageszeitung«:

»Milosevic handelte ehrenwert«. Beim Uno-Tribunal in Den Haag enttäuscht der als Zeuge der Anklage geladene frühere serbische Geheimdienstchef, Rade Markovic. Er verteidigt Milosevic und verdammt den Nato-Luftkrieg im Kosovo von

1999 als »Terrorakt des Westens«.

Klassenziel erreicht

27. Juli, »Tageszeitung«:

Zu Beginn der Legislaturperiode hatten nur 14 Prozent der Befragten angenommen, die Reichen würden von Maßnahmen der (Bundes-)Regierung profitieren – inzwischen sind es 38 Prozent. 33 Prozent hatten erwartet, es werde den Armen besser gehen. Das meinen heute nur noch sechs Prozent. 43 Prozent finden, die Unternehmer konnten Nutzen aus den rot-grünen Reformen ziehen. Erwartet hatten das nur 19 Prozent. Hinsichtlich der Arbeitnehmer ist das Verhältnis fast genau umgekehrt: 42 Prozent hatten Hoffnungen mit dem Machtwechsel verknüpft, nur noch zwölf Prozent sehen sich darin bestätigt.

Partei Rechtsradikale Offensive

28. Juli, »Welt am Sonntag«:

Die Schill-Partei fordert eine gesetzlich vorgeschriebene Eingangsuntersuchung für alle Zuwanderer. »Wir müssen unsere Bürger vor Seuchen schützen. Es muß einen Zwang zum Gesundheitscheck für alle geben, die in Hamburg leben wollen«, erklärte der Schill-Bürgerschaftsabgeordnete Wolfgang Barth-Völkel gegenüber »Welt am Sonntag«. Wer hochansteckende Krankheiten habe, müsse »interniert« werden oder am besten in sein Heimatland zurückgeschickt werden. Der auf Platz zwei gewählte Kandidat auf der Hamburger Landesliste zur Bundestagswahl kündigte an, diese Forderung in das Bundesprogramm seiner Partei aufnehmen zu wollen. »Innensenator Ronald Schill steht voll hinter mir und ist begeistert.«

Barth-Völkel begründet sein Vorhaben mit aktuellen Zahlen zur Entwicklung der Immunschwächekrankheit Aids, die sich weltweit rasant ausbreitet ... »Das sind alarmierende Entwicklungen. Aids kommt nicht nur aus Afrika zu uns, sondern immer mehr aus den Ostländern. Selbst ein Aupairmädchen aus der Ukraine kann die Seuche einschleppen«, warnt Gesundheitsexperte Barth-Völkel.

Klassenziel verfehlt

1. August, »Jüdische Allgemeine«:

An die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« können sich nur ehemalige Zwangsarbeiter wenden. Der 1998 gegründete »Central and Eastern European Fund« (CEEF) zahlt dagegen auch an Verfolgte, die sich verstecken mußten oder gezwungen waren, unter falscher Identität oder im Ghetto zu leben. Aber die Überlebenden in Ungarn haben ein besonderes »Problem«: Die deutsche Besetzung Ungarns dauerte von März 1944 bis Januar 1945, also neun Monate – zu kurz, um nach den Richtlinien der deutschen Regierung als entschädigungsberechtigt zu gelten ... In einem Antwortschreiben an eine Antragstellerin heißt es: »Leider müssen wir Ihnen mitteilen, daß Ihr Verfolgungsschicksal den heutigen Berechtigungskriterien des CEE-Fonds nicht entspricht, weil nicht mindestens achtzehn Monate Leben im Ghetto vorhanden sind.«

Sozial ist, wer Arbeit schafft

Wahlplakat der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot zur Reichstagswahl am 5.3.1933

Special Interest (1)

3. August, »Süddeutsche Zeitung«:

Wer zum Beispiel das Stichwort »Stalingrad« eingibt ..., landet unter Umständen in Fuldatal, genauer auf der Homepage des CDU-Gemeindeverbandes. Der für den Internetauftritt verantwortliche Kollege des Verbandes hat nämlich auf der Website versteckte Wörter, sogenannte Metatags, als Leimspur ausgelegt, die an Suchmaschinen weitergegeben werden, um Surfer gezielt auf die CDU-Homepage zu locken. Für seine Auswahl der Begriffe hat er sich eine Liste ... zusammengestellt ... Auf dieser Liste stößt man unter dem Buchstaben E auf die Begriffsreihe »Elektronische Musik, Emanzipation, Endsieg«, unter J auf »James (Bond), Jeans, Judenvernichtung«, unter B auf »Beton, Bikini, Blitzkrieg«.

Special Interest (2)

4. August, »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«:

Hans Mahr (»Direktor Information« bei RTL) hat auf seinem Computer ein Programm, auf das er so stolz ist, daß er es Stoiber bei einem Besuch als erstes zeigte: Oben laufen die Vortagsquoten der Sender als farbige Kurven, unten parallel das Programm. Taucht eine nackte Frau auf, dauert es keine Sekunde und das zugehörige Linchen krümmt sich nach oben. Täglich schaut sich Mahr den Verlauf an, und wenn die RTL-Kurve plötzlich nach unten knickt, sieht er nach, woran das liegt. Ob nur gerade bei Pro Sieben ein Film angefangen hat. Oder ob in seinem »Nachtjournal« ein Bericht aus Israel angesagt wurde. »Nahost«, sagt Mahr, »ist wie früher Nordirland: Das geht gar nicht mehr. Wenn Nahost kommt, schalten die Leute automatisch ab.«

Kosten der Freiheit (1)

5. August, »Tageszeitung«:

Einer neuen Umfrage zufolge würden heute 68 Prozent der polnischen Bauern lieber heute als morgen zum Sozialismus zurückkehren. Auch die Gesellschaft insgesamt ist gespalten: 13 Jahre nach der Wende leben nur 42 Prozent der Polen lieber im heutigen Polen denn in dem der Giereks, Kanias und Jaruzelskis. 39 Prozent sehnen sich zurück. 19 Prozent sind unentschieden.

Kosten der Freiheit (2)

8. August, »Zeit«,

Das düstere Stimmungstief im früheren Musterland der Wende, das in Bälde der sechstgrößte Staat der EU sein soll, bestätigen alle Meinungsforscher. Die Frage, ob Polen auf dem rechten Weg sei, beantworten drei von vier Bürgern mit Nein. Zwei von drei Polen sind überzeugt, daß sie in der EU nur Bürger zweiter Klasse sein werden ... Die Arbeitslosigkeit steigt gegen 20 Prozent, unter den Jugendlichen erreicht sie schon 40 Prozent. Mit Förderungsmaßnahmen kann diese Generation vorerst nicht rechnen ... Durch die Nation geht ein immer breiterer Riß zwischen den Wendegewinnern der Großstädte und verarmten Provinzen. Bauern und Landarbeiter sind die Parias des neuen Polen – verelendet auf den bankrotten Staatsfarmen im Nordosten, verdrängt aus ihren winzigen privaten Existenzen im Südosten, untergebuttert von subventionierten EU-Produkten ... »Viele Bauern erinnern sich mit Wehmut an die goldenen siebziger Jahre«, sagt der Landrat, »als sie ein Haus bauen und sich sogar ein Auto leisten konnten.«

Kosten der Freiheit (3)

9. August, »Le Monde diplomatique«:

Zehn Jahr nach der Verabschiedung der Agenda 21 (auf dem Umweltgipfel von Rio) hat sich die Lage in vielen Bereichen nicht verbessert ..., die Einkommensunterschiede haben ein seit der zeit der Pharaonen nicht mehr bekanntes Maß erreicht. Das Vermögen der drei reichsten Personen der Welt übersteigt im Wert den kumulierten Besitz der Bevölkerung der 48 ärmsten Länder. Die Verschmutzung der Biosphäre durch die reichen Länder hat weiter zugenommen.

Die etwa 20 Prozent der Weltbevölkerung, die in den 30 höchstentwickelten Ländern leben, produzieren und verbrauchen 85 Prozent der synthetischen Chemieerzeugnisse, 80 Prozent der nicht erneuerbaren Energien und 40 Prozent des weltweit verfügbaren Süßwassers, während sie pro Kopf zehnmal so viel Treibhausgase in die Atmosphäre pusten wie die Menschen in den Entwicklungsländern ... Mehr als eine Milliarde Menschen haben nach wie vor keinen Zugang zu Trinkwasser, und fast drei Milliarden Menschen – die Hälfte der Menschheit – müssen mit qualitativ minderwertigem Wasser auskommen. Verschmutztes Trinkwasser kostet täglich 30.000 Menschen das Leben, Tag für Tag zehnmal mehr, als den verbrecherischen Attentaten vom 11. September 2001 zum Opfer fielen.

Sauberes Kroatien

9. August, »Freitag«:

Die jüngst in Zagreb vom Staatlichen Statistikamt veröffentlichten Resultate der Volkszählung von 2001 präsentieren erstmals die demographische Bilanz eines Jahrzehnts der ethnischen Säuberung in einem postjugoslawischen Staat. Die serbische Minderheit sieht sich radikal dezimiert. Lebten bei der letzten jugoslawischen Volkszählung 1991 noch 582.000 Serben in Kroatien, was einem Bevölkerungsanteil von 12,2 Prozent entsprach, waren es Ende 2001 nur noch 201.000 – ganze 4,5 Prozent. Ein Schwund um fast zwei Drittel ... Andrea Dragojevic, Kommentatorin von »Zarez«, der Monatszeitschrift der Antikriegsbewegung: »... Wenn es je einen öffentlichen Konsens nach 1990/91 in Kroatien gegeben hat, dann lautete der: Ja, wir wollen dieses Kroatien, aber ohne die zwölf Prozent Serben.«

Arbeit soll das Land regieren

Wahlplakat der PDS zur Bundestagswahl 2002

Konkret 09/02, S. 12

Jürgen Elsässer

Putsch in Belgrad

Der PR-Berater und Einflußagent Moritz Hunzinger hat nicht nur einen deutschen Verteidigungsminister gesponsert, sondern auch einen serbischen Ministerpräsidenten aufgebaut

In Belgrad hat ein »Staatsstreich« stattgefunden, aber im freien Westen interessiert das niemanden. Der Terminus »Staatsstreich« stammt aus einer Protesterklärung der Demokratischen Partei Serbiens (DSS), der Partei des jugoslawischen Präsidenten Vojislav Kostunica. Der serbische Premier Zoran Djindjic habe eine »Diktatur« eingeführt und bediene sich »Mafiamethoden wie seinerzeit Slobodan Milosevic«, heißt es weiter. Selbst die Berliner »Tageszeitung«, ansonsten zuverlässige Fürsprecherin von Djindjics prowestlichem Kurs, war geschockt, wenn auch nur für einen Tag: »Was für eine Zukunft hat Serbien, wenn selbst ein demokratisches Regime seine Gegner mit repressiven Mitteln beseitigt?«

Vorgefallen war dieses: Ende Juli hatte die Djindjic-hörige Mehrheit im Regierungsbündnis DOS die Kostunica-Partei DSS aus dem DOS-Bündnis ausgeschlossen sowie ihr – und hier beginnt der Verfassungsbruch – alle 21 Sitze im serbischen Parlament aberkannt und die freiwerdenden Mandate eigenen Leuten zugeschanzt. Gegen einen ersten Vorstoß in diese Richtung hatte die DSS im Frühjahr das Verfassungsgericht angerufen und am 26. Juli recht bekommen. Genützt hat es nichts – Djindjic zog sofort die Notbremse, und zum Machterhalt war das auch notwendig: Hätte er die DSS-Sitze nicht für seine Leute in Beschlag genommen, wäre seine Mehrheit im serbischen Parlament gefährdet gewesen. Die kaltschnäuzige Vorgehensweise ähnelt dem Vorgehen bei der Auslieferung Slobodan Milosevics Ende Juni letzten Jahres: Auch damals hatte das Verfassungsgericht sein Veto eingelegt und war dann von Djindjic düpiert worden, der den Gefangenen kidnappen und nach Den Haag überstellen ließ. Das Verfassungsgericht, in einem Rechtsstaat die letzte Instanz für Beschwerden der Bürger gegen die Obrigkeit, hat im heutigen Serbien keinerlei Macht mehr, und ebenso steht es jetzt um das Parlament. Nach der Entmachtung von Judikative und Legislative geht die gesamte Staatsgewalt von der Exekutive aus – und die wird von Djindjic kommandiert.

Djindjics Schlag gegen Kostunica ist deshalb so dreist, weil er ohne dessen Unterstützung niemals an die Schalthebel der Macht gekommen wäre. »Nur weil Djindjic auf seine eigene Kandidatur verzichtete und als Königsmacher den wenig polarisierenden Kostunica favorisierte, konnte die Opposition ... die nötige Schlagkraft mobilisieren«, kommentierte der »Spiegel« nach dem Sturz von Milosevic im Oktober 2000. Nur mit dem Kostunica-Bonus konnte der smarte Endvierziger auch die Wahlen zum serbischen Parlament am 23. Dezember 2000 gewinnen: Obwohl Djindjic der designierte Premier des DOS-Bündnisses war, wurde er in den Wahlkampfmaterialien von DOS nirgends erwähnt, sein Konterfei war auf Plakaten nicht zu sehen. Auf dem Stimmzettel stand über der DOS-Liste in großen Lettern DR. VOJISLAV KOSTUNICA, erst unter ferner liefen folgte Djindjic.

Der Bruch zwischen beiden war die Auslieferung von Milosevic – schon damals sprach Kostunica von einem »begrenzten Staatsstreich«, ließ den Worten aber keine Taten folgen. Erst im Herbst 2001 dankten die DSS-Minister ab und überließen die Regierungsarbeit der Djindjic-Crew. Vorausgegangen war ein Gangsterstück der besonderen Art: Am 3. August war der ehemalige Geheimdienstoffizier Momir Gavrilovic auf offener Straße erschossen worden, nachdem er Kostunicas Beratern Material über Verbindungen Djindjics zum organisierten Verbrechen übergeben hatte (vgl. KONKRET 10/01).

Kommandostab Hunzinger

Das Drehbuch für den jetzigen Machtkampf hat Djindjic offensichtlich am 29. November 2001 mit seinen deutschen Kontaktleuten abgestimmt, und zwar anläßlich eines Besuchs beim Frankfurter Rüstungslobbyisten Moritz Hunzinger. Gleich sieben Minister hatte Djindjic mit zu Hunzingers Politischem Salon gebracht, im Publikum saßen 226 Bundestagsabgeordnete – weitaus mehr als an durchschnittlichen Plenartagen im Reichstag – und 37 Staatssekretäre beziehungsweise Ministerialdirektoren, dazu mehrere Dutzend Vertreter der Wirtschaft. Von der operativen Ebene der deutschen Außenpolitik waren gekommen: Gerhard Schröders Staatsminister Martin Bury und Bundeskanzleramts-Referatsleiter Ruprecht Brandis, Heinrich Kreft vom Planungsstab des Auswärtigen Amtes, Karl Lamers als außenpolitischer Stratege der CDU/CSU-Fraktion, die Mitglieder des Verteidigungsausschusses Manfred Opel und Hans Raidel sowie Fregattenkapitän Dirk Peddinghaus und Andrea Schürmer als Mitarbeiter des Verteidigungsministeriums. Der Bundesnachrichtendienst hatte Hans-Josef Beth delegiert, vom Bundesamt für Verfassungsschutz war dessen Präsident Peter Frisch gekommen.

Zwar sind Djindjics Ausführungen im offiziellen und im vermutlich wichtigeren inoffiziellen Teil des Abends nicht veröffentlicht worden. Immerhin aber ist aufschlußreich, was die »Frankfurter Neue Presse« am übernächsten Tag preisgab. Auszüge: »›Wir haben in Serbien ein Autoritäts- und Machtzentrum, wir haben dabei die Macht‹, sagt Djindjic im Gespräch bei der Hunzinger-Information AG. Als das demokratische Oppositions-Bündnis DOS im Herbst 2000

drangegangen sei, Milosevic zu stürzen, habe man jemanden gebraucht, der beim ganzen Volk Autorität besaß, das sei Kostunica gewesen. Man habe dessen Bedeutung zunächst einmal bewußt ›aufgeblasen‹, doch nach Regierungsantritt habe sich Djindjics Demokratische Partei, die stärkste Kraft im DOS-Bündnis, von der ›Balkan-Politik‹ der kleineren Kostunica-Partei Demokratische Partei Serbiens gelöst ... Damit sei klar, wer die Macht in Serbien habe: die Regierung Djindjic und nicht Kostunica.« Der Premier machte weitreichende Versprechungen: »Die neue serbische Regierung ... würde laut Djindjic ›sofort‹ akzeptieren, wenn Montenegro die Bundesrepublik Jugoslawien endgültig verließe. Auch die Autonomie des Kosovo würde akzeptiert, falls Europa dies wünsche. Djindjic warnt aber, man solle sich im klaren darüber sein, daß der Preis für ein selbständiges Kosovo ›sehr hoch‹ sei.« Wer Empfänger des Preisgeldes sein sollte, ließ Djindjic offen. Es ist allerdings ein offenes Geheimnis, daß die Referenten in Hunzingers Salon »im Regelfall 20.000 Mark pro Vortrag« (»Stern«) erhielten. Djindjic referierte zweimal, vor dem November 2001 bereits im Frühjahr 1998.

Wegen ähnlicher Kontakte zu Hunzinger sind in Deutschland Köpfe gerollt. Verteidigungsminister Rudolf Scharping wurde gefeuert, weil ihm Hunzinger in zwei Tranchen 140.000 Mark überwiesen hatte, hinzu kamen ein mit diesem Kapital getätigter Spekulationsgewinn von rund 20.000 Mark und eine höchstwahrscheinlich von Hunzinger beglichene Rechung des Nobel-Ausstatters Möller & Schaar in Höhe von knapp 55.000 Mark. Der grüne Bundestagsabgeordnete Cem Özdemir trat zurück, nachdem bekanntgeworden war, daß er von Hunzinger einen zinsgünstigen Kredit von 80.000 Mark in Anspruch genommen hatte.

Hunzinger lebt davon, Politiker mit Managern zusammenzubringen, besonders mit Managern aus der Rüstungsindustrie. »Er dreht in diesem Bereich das größte Rad«, sagt einer seiner Duzfreunde. Nach »Stern«-Recherchen zählt »die Crème der deutschen Rüstungsindustrie zu seinen Kunden: laut Selbstauskunft (Hunzingers) ›alle‹ von Daimler-Chrysler Aerospace bis Rheinmetall ›plus 60 Zulieferer‹«. Diese Kunden leisten »üblicherweise ... Monatspauschalen in unterschiedlicher Höhe«, und mit diesem Geld finanziert Hunzinger seine Parlamentarischen Abende und Politischen Salons inklusive der Honorare für die Referenten.

Der Wahlspruch des großen Kommunikators: »In der Welt der Netzwerke gibt es auf Dauer keine Leistung ohne Gegenleistung.« Scharpings wichtigste Gegenleistung war – neben seinem Einsatz für U-Boot-Verkäufe in Krisenregionen auf Wunsch des Hunzinger-Kunden Hannfried Haun, inzwischen Vorstandschef der Werftengruppe HDW – seine Performance im Kosovokrieg. »Der Lobbyist, der sich einen Verteidigungsminister hielt«, resümierte der »Stern«. Laut Micha Brumlik hat die Auschwitz-Assoziationen in der Kosovopropaganda, etwa Scharpings frei erfundenes »KZ in Pristina«, »möglicherweise Moritz Hunzinger konzipiert«. Erwiesen ist immerhin, daß der Frankfurter Kontaktkleber für Scharping schon kurz nach dessen Amtsübernahme im Oktober 1998 ein Konzept für den »kommunikativen Auftritt« entworfen hat. Ziel war unter anderem die »Alleinstellung des zentralen sozialdemokratischen Außen- und Sicherheitspolitikers, des ersten populären – aber hochintelligenten – sozialdemokratischen ›Soldatenministers‹ nach Georg Leber«. Per Rechnung vom 22. März 1999 bekam Scharping die zusammen mit Hunzinger ausgewählten Designeranzüge, die er während des Krieges auf seinen Pressekonferenzen zur Schau stellte. Pünktlich zum Bombardierungsbeginn am 24. März 1999 schrieb der PR-Mann an den »sehr verehrten, lieben Herrn Bundesminister Scharping«. Einfühlsam begann das Schreiben: »Was Sie derzeit alles durchmachen müssen (... Kosovo ...) – ich bin in Gedanken bei Ihnen!«

Auch während des Nato-Angriffs auf Jugoslawien, im April 1999, waren Scharping und Djindjic Gast im Politischen Salon Hunzingers – aber nicht als Referenten, sondern als Zuhörer und Mitdiskutanten. Den Vortrag hielt General Klaus Reinhardt, der spätere Kfor-Oberbefehlshaber. Bei dieser erlauchten Zusammenkunft muß es zu konkreten Vereinbarungen über die Bombenziele in Jugoslawien gekommen sein. Die »Financial Times Deutschland« stellt dar, wie ein deutscher Wirtschaftskapitän sich in die Bombenplanung einbringen konnte: Herbert M. Rudolph, ehemals Chef von Messer Griesheim, einem führenden Unternehmen für Industriegase, »saß während des Kosovo-Krieges in Hunzingers Salon und lauschte den Vorträgen. In Gedanken war er woanders: Die Nato bombardierte Restjugoslawien und dort hatte Messer Griesheim wichtige Fabriken und Depots. Nun war aber auch Verteidigungsminister Rudolf Scharping zugegen und ein Kfor-Oberbefehlshaber (die »FTD« meint offensichtlich Reinhardt, der damals aber noch nicht Kfor-Oberbefehlshaber war, denn die Kfor gab es noch nicht – Anm. KONKRET). Schad' nix, dachte sich Rudolph. Und es schadete sicher auch nichts, daß in Hunzingers Aufsichtsrat mit Günther Kießling der ehemalige Nato-Oberbefehlshaber saß. Jedenfalls vernichteten die Flieger in Serbien Ölraffinerien und Benzindepots, die Anlagen von Messer Technogas blieben unbeschädigt, obwohl sie wichtig für die Stahlproduktion des Landes waren. Da zahlte Rudolph sicher gerne die teure Platzkarte im Salon.«

Zeitgleich zum Bielefelder Kriegsparteitag der Grünen Mitte Mai 1999 tourte Djindjic mit dem montenegrinischen Präsidenten Milo Djukanovic durch Westeuropa und unterstützte die Nato-Aggression. »Mit Blick auf den Grünen-Parteitag sprach sich Djindjic gegen einen einseitigen Stopp der Nato-Luftangriffe aus«, meldete die Nachrichtenagentur ddp am 15. Mai. Und weiter: »Den serbischen Ankündigungen eines Truppenrückzuges aus dem Kosovo traut Djindjic nicht. Die Reaktionen, die dazu aus Washington nach Bonn gekommen seien, zeigten zudem, ›daß Ankündigungen nicht reichen‹. Ohne verifizierbaren Rückzug der Truppen, die Rückkehr der Flüchtlinge und eine internationale Truppenpräsenz im Kosovo seien ›keine Kompromisse möglich‹.« Damit repetierte er die Maximalforderungen von Schröders

Kriegskabinett.

Ein Hotelzimmer ohne Fenster

Djindjic war – neben Scharping – Hunzingers bestes Pferd im Stall. Erste Kontakte hat es möglicherweise schon gegeben, als der Serbe Ende der siebziger/Anfang der achtziger Jahre in Frankfurt studierte. 1998 sagte Hunzinger gegenüber einer Münchner Publizistin, er kenne Djindjic »schon ewig«. Nach dem Krieg wurden die Kontakte intensiviert: Im August 1999 finden zwei Treffen statt, eines in Serbien und eines in Deutschland. Ende Oktober 2000 (»gleich an seinem ersten freien Wochenende nach der Revolution« – »Spiegel«) kommt Djindjic in Berlin auf Einladung von Hunzinger mit Vertretern des Deutschen Industrie- und Handelstages (DIHT) und bei einem »exklusiven Abendessen« (»Spiegel«) mit Scharping zusammen, später auch mit Fischer. Am 8. Dezember 2000 sieht man Djindjic neben Skandalnudel Sabrina Setlur bei der Verleihung des Burda-Medienpreises – aus der Hand von Angela Merkel erhält er einen »Bambi«, Hunzinger hat alles arrangiert. Am 20. Dezember 2000 ist das unzertrennliche Duo schon wieder in Serbien und übergibt in der Stadt Leskovac eine sogenannte humanitäre Spende, gesponsert von RWE und den Marseille-Kliniken (Inhaber: Ulrich Marseille, späterer Parteifreund des Rechtspopulisten Ronald Schill). Am 23. Dezember ist die Hunzinger AG »live dabei« (www.hunzinger.de), als in Belgrad ein neues serbisches Parlament gewählt wird. Kurz danach tritt der frischgebackene Premier »erstmals nach der Wahl öffentlich in Deutschland auf« – bei Hunzinger.

So wichtig Djindjics Zusammenspiel mit dem CDU-Mann Hunzinger während des Krieges und nach dem Sturz von Milosevic war – die Vorbereitung der serbischen »Oktoberrevolution« im Jahr 2000 lief offensichtlich vorzugsweise über die sozialdemokratische Schiene: über die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) und den Balkanpakt-Koordinator Bodo Hombach. 1989 hatte die FES dem früheren Habermas-Studenten einen dreimonatigen Aufenthalt in der Bundesrepublik ermöglicht, bei dem dieser »inspirierende Menschen, Intellektuelle und Politiker« (Djindjic im Rückblick) traf. Der so inspirierte Jungpolitiker gründet kurz darauf in Serbien die Demokratische Partei (DS), in der er von 1990 bis heute Führungspositionen bekleidet. Auch 1996 und 1998 referiert Djindjic bei der FES. Nach dem Sieg der Nato im Bombenkrieg tritt der Kampf um die Macht in die heiße Phase. Die FES schreibt in ihrem Arbeitsbericht über das Jahr 2000: »Die FES hat als einzige politische Stiftung ihren Bürobetrieb in Belgrad auch in Kriegs- und Konfliktsituationen fortgesetzt und trug durch kontinuierliche Unterstützung der oppositionellen Kräfte zur Vorbereitung der Wahlkampagne der demokratischen Opposition und letztlich zum Machtwechsel Anfang Oktober bei. Dabei konnte die FES – in enger Zusammenarbeit mit deutschen Regierungskreisen – auf die langjährige Partnerschaft mit wichtigen Leitfiguren des Umsturzes zurückgreifen: Zoran Djindjic, General Vuk Obradovic, Zarko Korac, Branislav Canak, Goran Svilanovic und die Wissenschaftler der Gruppe G17 (um) Miroljub Labus.«

Wie die »Unterstützung zum Machtwechsel« aussah, konnte man im Oktober 2000 im »Spiegel« nachlesen: Ab September 1999 treffen sich unter der Ägide von Hombach und auf Einladung der FES regelmäßig im ungarischen Szeged die oppositionellen Bürgermeister Serbiens mit Vertretern deutscher Partnerstädte. »Die Städtepartnerschaften waren freilich nur ein Trick, um zu kaschieren, daß Deutschland – wie andere Staaten – der Opposition direkt unter die Arme greift.« Am 17. Dezember 1999 »versammelten Fischer und (die damalige US-Außenministerin) Albright die namhaftesten jugoslawischen Oppositionellen am Rande eines G-8-Treffens in einem fensterlosen Raum des Interconti-Hotels an der Budapester Straße in Berlin. Mit von der Partie: Zoran Djindjic und Vuk Draskovic ... Die wirklich kooperationswilligen Milosevic-Gegner einigten sich auf den bis dahin weitgehend unbekannten Kostunica als Präsidentschaftskandidaten.« Nachdem die Strategie klar ist, fehlt nur noch das Geld. Folglich mobilisiert Hombach knapp 17 Millionen Mark für die Städtepartnerschaften, die »in Wahrheit aus dem Fundus des Auswärtigen Amtes für den Stabilitätspakt« stammen, weitere vier Millionen transferierte er nach seinen eigenen Worten »sehr, sehr heimlich« an die oppositionellen Medien. Djindjic als Wahlkampfmanager des DOS-Bündnisses kann, anders als der bloß vorgeschobene Kostunica, bei der Mittelvergabe mitentscheiden – Ende Juni 2000 trifft er sich mit Hombach auf einem FES-Seminar in Brüssel. Ab Ende August 2000 bis zum Sturz Milosevics am 5. Oktober ist Fischer höchstpersönlich »in täglichem Kontakt mit der serbischen Opposition«, schreibt die Hunzinger AG.

Hombachs Imperium

Djindjic und Hombach feiern den Jahreswechsel 2001/2002 in Dubais Nobel-Hotel Burj Al Arab, im Februar wird der Sozialdemokrat Geschäftsführer des Presse-Imperiums der »Westdeutschen Allgemeinen Zeitung« (»WAZ«) und übernimmt mit 49 Prozent den Belgrader »Politika«-Verlag, dem die traditionsreiche Tageszeitung gleichen Namens, 13 weitere Zeitungen und Zeitschriften, ein riesiges Bürohaus im Herzen der Stadt, eine Druckerei und ein umfassendes Vertriebsnetz gehören. Angeblich soll kroatisches Kapital – »WAZ«-Partner im Sezessionsstaat ist die ultranationalistische Europapress Holding (EPH) – mit 25 Prozent an dem Coup beteiligt gewesen sein. Damit dirigiert der Hombach-Konzern direkt oder über Schachtelbeteiligungen in Südosteuropa 23 Zeitungen, 38 Zeitschriften und 10 Anzeigenblätter und hält auch Anteile am kroatischen und bulgarischen Fernsehen. Seine Devise: »Mit einem modernen Layout und ein paar

Millionen kann man da alles abräumen« (»Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«). Jüngste Neuerwerbung: Vor fünf Wochen kaufte die »WAZ« mit zehn Millionen Euro »Dnevnik«, die führende Tageszeitung der nordserbischen Vojvodina.

Den Rest erledigt Djindjic. »Die serbischen Medien geraten ... immer stärker unter politischen Druck«, berichtete die »Frankfurter Rundschau« Ende Juli. Der Chefredakteur der Wochenzeitung »Reporter« bekam Besuch von der Polizei, weil sein Blatt über ein angebliches Abhörzentrum in Djindjics Regierungsgebäude berichtet hatte. Die Tageszeitung »Nacional« wurde wegen eines KONKRET-Nachdrucks mit einer Zehn-Millionen-Dinar-Klage überzogen (siehe S. 4). Nachdem die DSS-Abgeordneten aus dem Parlament vertrieben wurden, müssen nun auch die Sozialisten stillgestellt werden, damit sie vor den serbischen Präsidentschaftswahlen Ende September keine Unruhe stiften. Der erste Schritt war die Spaltung der Partei Ende Juni, der Organisator der pro-westlichen Neugründung soll im Bunde mit Djindjic stehen. Der amtierende Vorsitzende der Milosevic-treuen Partei, Mirko Marjanovic, wird zusätzlich mit einer Schmutzkampagne überzogen: Er soll ein millionenschweres Schwarzgeldkonto bei der Schweizer UBS unterhalten. Die Sache hat nur einen Schönheitsfehler: Auf der Einzahlungsquittung fehlt sowohl die Bezeichnung der eingezahlten Währung als auch die Unterschrift von Marjanovic.

Tauchen Dokumente über Djindjics Schwarzgelder auf, genügen aber nicht einmal beeidete Unterschriften: Als der serbischen Presse in den letzten Wochen brisantes Material über dessen Hunzinger-Kontakte angeboten wurden, die noch über das hier Dargelegte hinausgehen, winkten alle ab. »Wenn wir das drucken, können wir einpacken«, äußerte ein Redakteur der auflagenstärksten Tageszeitung »Vecernje Novosti«.

Der Autor bedankt sich bei Vlado Nadazdin, Klaus von Raussendorff, Milan Vuckovic und Klaus Hartmann für Informationen.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 8/2002 über die »Achse des Bösen« München-Wien-Budapest

Konkret 09/02, S. 15

Peer Heinelt

Der Führer und wir

Über die Gründerväter der bundesdeutschen Public Relations

»Hunzinger ist nicht das schwarze Schaf der Branche. Er ist nicht mal ein Schaf.« Man könnte diese Aussage von Bodo Bimböse, der die Frankfurter Filiale der PR-Agentur Trimedia Communications leitet, so verstehen, daß Meinungs- und Kontaktpflege nun einmal zum Job eines PR-Beraters gehören, dieser sich dabei aber bei Strafe der Exkommunikation nicht so dämlich anstellen dürfe wie Moritz Hunzinger. Was hat der Mann falsch gemacht? Immerhin ist es ihm nach der Bundestagswahl 1998 gelungen, seine Auftraggeber aus der Rüstungsindustrie mit sozialdemokratischen und grünen Spitzenpolitikern zusammenzuführen, wofür diese Spenden, Honorare, einen Kredit oder eine persönliche Imageberatung erhielten, nachdem ihnen jene erklärt hatten, daß Krieg und Waffenhandel gut für den Standort Deutschland sind. Hunzingers »politische Salons« erfüllten den ihnen zugedachten Zweck, wie etwa der Aufschwung des deutschen Rüstungsexports eindrucksvoll belegt. Heute aber will – außer der CDU – keiner mehr etwas von Hunzingers Erfolgen wissen. Sein Verhalten sei »plump« gewesen, wirft ihm Jörg Schindler in der »FR« vom 25. Juli vor; außerdem habe er es nicht verstanden, »zu verhindern, daß seine Geschäfte publik wurden«. Andreas Fritzenkötter, einst PR-Berater Helmut Kohls, heute beim Bauer-Verlag, assistiert: Niemals dürfe der Eindruck entstehen, »daß Politiker gesteuert werden – allenfalls ein bißchen gelenkt«.

Hunzinger selbst sieht sich als Opfer der Massenmedien, insbesondere der Zeitungen, »die alle voneinander abschreiben«; seine gesamte Tätigkeit, beteuerte er in der ARD-Sendung »Gabi Bauer« am 31. Juli, sei »völlig harmlos«. Aber warum dieses Gejammere in aller Öffentlichkeit, statt Krisen-PR in eigener Sache? Konnte Hunzinger seiner Gesprächspartnerin nicht einfach erklären, daß seine Arbeit, die in der Pflege der Beziehungen zwischen Wirtschaft und Politik besteht, letztlich dem Gemeinwohl dient und daß er genau das den Medien schon noch vermitteln werde? Dem Mann soll geholfen werden. Ihm sei an dieser Stelle empfohlen, Theorie und Praxis der Gründerväter der deutschen PR-Schule – Carl Hundhausen, Albert Oeckl und Franz Ronneberger – noch einmal zu studieren.

Carl Hundhausen (1893-1977)

gilt heute bei Kommunikationswissenschaftlern als »PR-Klassiker« (Manfred Rühl), was nicht zuletzt damit zusammenhängt, daß er, so seine Biographin Eva-Maria Lehming, dem Begriff »Public Relations« 1937 »ein Entree auf deutschem Boden« verschaffte. Anläßlich einer Geschäftsreise durch die USA im Auftrag der Solinger Hillers-Werke (Dr. Hillers Pfefferminz) hatte Hundhausen einen Kongreß der Financial Advertisers Association in Syracuse, New York besucht. Hierüber berichtete er in der Zeitschrift »Deutsche Werbung«, die als offizielles Organ der NS-Reichsfachschaft Deutscher Werbefachleute (NSRDW) firmierte. »Public Relations«, hatte Hundhausen erfahren, »ist die Kunst, durch das gesprochene oder gedruckte Wort, durch Handlungen oder durch sichtbare Symbole für die eigene Firma, deren Produkte oder Dienstleistungen eine günstige öffentliche Meinung zu schaffen.« Dies sei »wahrhaftig ein hohes Ziel, das man sich steckt, das aber heute in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo so erschreckend viel über Sozialisierung, auch der Banken, geredet wird, ernstlich akut ist«. Im Grunde genommen, folgerte er, sei PR für die deutschen Werbefachleute nichts Neues, schließlich habe schon Alfred Krupp erklärt, daß der »Zweck der Arbeit« das »Gemeinwohl« sein solle; »eine solche Losung für Werk und Arbeit« aber sei »praktische Public Relations Policy«.

Anfang 1938 berichtete Hundhausen in der »Zeitschrift für Betriebswirtschaft« noch einmal über seine Begegnung mit PR, deren Absicht es sei, »den Gedanken, daß Arbeit und Kapital gemeinsame Aufgaben zu erfüllen haben«, in der Öffentlichkeit durchzusetzen. Den Grund für die mangelnde Verständigung »zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern« sah Hundhausen in der »Verjudung der Vereinigten Staaten«. Die jüdischen US-Bürger seien ein »Ferment«, ein Gärstoff, der sich »fast ausschließlich in radikalen Tendenzen äußert und betätigt«. Seiner Auffassung nach sei PR eine »Frage der Menschenführung«; für den »Public Relations Manager« erhebe sich daher »die Forderung nach einer wirklichen Führerpersönlichkeit, einer Persönlichkeit mit Führereigenschaften«. Ähnlich hatte sich Hundhausen bereits drei Jahre zuvor über den »Führer einer Aktiengesellschaft« geäußert. Dieser sei »nur dann ein wirklicher Führer, wenn er neben der erfolgreichen Lösung seiner wirtschaftlichen Aufgaben die Menschen in seinem Betrieb zu einer Betriebsgemeinschaft zusammenfügen kann«.

Offensichtlich hat nicht nur der PR-Manager Hunzinger versagt, sondern auch der Führer der Hunzinger Information AG. Statt seine Belegschaft gleichzuschalten und nach der Devise zu verfahren »Wer sich nicht fügt, fliegt«, übertrug er einem Mitarbeiter, den er für »nicht vertrauenswürdig« hielt, die Pflege sensibler Daten – mit dem bekannten Resultat. Der Prokurist und Verkaufsdirektor Hundhausen hingegen hatte die »Hillers-Leute« gut im Griff und bewies darüber hinaus die Fähigkeit, innovative Werbemethoden einzusetzen, ohne sich deshalb gleich dem Vorwurf unlauterer Geschäftspraktiken auszusetzen. »Als Adolf Hitler einmal in der Nähe von Solingen bei einer Rede heiser geworden ist«, weiß Lehming zu

berichten, »schickt Hundhausen ihm anschließend eine Kiste Dr. Hillers Pfefferminz mit einem von der Belegschaft unterschriebenen Begleitbrief. Hitler bedankt sich in einem persönlichen Schreiben bei der Arbeiterschaft. Diese beiden Briefe läßt Hundhausen dann in großer Zahl vervielfältigen, legt sie in Ledermappen ein und verschickt sie an alle Handelsvertreter, allerdings begleitet von der expliziten Anweisung, diese Hitler-Korrespondenz nicht zu Werbezwecken einzusetzen. Diese propagandistische Wirkung wird gerade dadurch erreicht: Der Führer und wir von Dr. Hillers!«

Neben seiner Betätigung für Hillers wirkte Hundhausen als Funktionär zahlreicher NS-Werbeorganisationen. Er gehörte zum »Werberat der deutschen Wirtschaft«, der 1933 von Goebbels mit dem Ziel gegründet worden war, »die gesamte deutsche Wirtschaftswerbung unter einen einheitlichen Willen zu stellen, die organisatorische Zersplitterung, die durch einen überspitzten Individualismus hervorgerufen wurde, zu beseitigen und die Werbung nach den Erfordernissen des neuen deutschen Staates durchzuführen«. Zuerst stellvertretender Präsident, ab 1939 Präsident des Werberates war der altgediente Nationalsozialist Heinrich Hunke, zu dem Hundhausen außerordentlich gute Beziehungen unterhielt, wie aus den Akten des Universitätsarchivs Frankfurt am Main hervorgeht. Hunke sprach sich 1941 gegen alle Einwände der Universitätsleitung dafür aus, Hundhausen mit einer werbewissenschaftlichen Dozentur zu betrauen, und stellte Forschungsgelder bereit. In der nach dem deutschen Überfall auf Polen zur »kriegsmäßigen Ausrichtung« der internen Unternehmenskommunikation gegründeten »Arbeitsgemeinschaft für Innerbetriebliche Werbung« der NSRDW traf Hundhausen auf prominente Reklamespezialisten wie Hanns W. Brose, Hans Domizlaff, Egon Juda und H. F. J. Kropff, denen er 1949 im Kontext der Gründung des Zentralausschusses der Werbewirtschaft (ZAW) wieder begegnen sollte. 1958 gründete das ZAW-Präsidiumsmitglied Hundhausen gemeinsam mit Albert Oeckl und weiteren Werbefachleuten aus der Großindustrie die Deutsche Public Relations Gesellschaft (DPRG), deren heutige Repräsentanten Moritz Hunzinger am liebsten aus dem Mitgliederverzeichnis ihrer Standesorganisation streichen würden.

Bereits 1944 war Hundhausen zum Krupp-Konzern gewechselt, wo er die kaufmännische Leitung der Widia-Werke übernahm. Obwohl Widia während des Zweiten Weltkriegs Wolframkarbid zur Herstellung panzerbrechender Geschosse produziert hatte, durfte das Unternehmen auch nach der Beschlagnahmung durch die britische Besatzungsmacht am 16. November 1945 weiterarbeiten – insbesondere im Kohlebergbau wurden Spezialwerkzeuge aus Hart- oder Sintermetall dringend benötigt. Hundhausen wußte dies und machte es sich bei seinen Verhandlungen mit den Briten zunutze. Demontiert wurde schließlich nur, was unmittelbar der Produktion panzerbrechender Waffen gedient hatte. 1948 verurteilte das US-Militärtribunal in Nürnberg Alfred Krupp, seit 1943 Alleininhaber des Krupp-Konzerns, als Kriegsverbrecher zu zwölf Jahren Haft und ordnete die Einziehung seines Vermögens an. Nach seiner Begnadigung durch den US-Hochkommissar in Deutschland, John J. McCloy, übernahm er Anfang 1953 wieder die Leitung des Konzerns; sein Generalbevollmächtigter wurde Berthold Beitz. Dieser ernannte Hundhausen 1954 zum Chef der »Stabsabteilung Volkswirtschaft/Presse/Werbung« und beauftragte ihn mit dem propagandistischen Kampf gegen die Entflechtungsbestrebungen der Westalliierten. Durch die »Umkehrung des kriegsbedingt ramponierten, negativen ›Kanonenkönig‹- oder Kriegsverbrecher-Bildes in ein ausschließlich positives Image« sollte, wie Lehming schreibt, die Grundlage dafür geschaffen werden. Die von Hundhausen in diesem Zusammenhang entwickelte Strategie, die Vergabe von Anzeigenaufträgen an eine für Krupp positive Berichterstattung zu knüpfen, erwies sich als überaus erfolgreich. Als Gegenleistung für die Schaltung umfangreicher Anzeigenserien veröffentlichten US-amerikanische Zeitschriften wie »Newsweek« oder »Fortune« wohlmeinende Reportagen über Krupps »wunderbares Comeback«. Mit Axel Springer vereinbarte Hundhausen, daß alle Nachrichten über Krupp vor ihrer Veröffentlichung der Verlagsleitung vorzulegen seien; im Gegenzug gab seine Abteilung ihre Anzeigenaufträge direkt an den Springer-Konzern. Moritz Hunzinger sollte sich ein Beispiel an Hundhausen nehmen, statt sich über negative Medienberichte zu beklagen.

Albert Oeckl (1909-2001)

könnte ihm ebenso als Vorbild dienen. Dessen in Lehrbüchern regelmäßig wiederholte Handlungsanweisung an den PR-Berater lautet »Agieren, nicht reagieren!« Effektiver als eine Abwehr von Angriffen, »welche die Person oder Institution veranlassen und manchmal zwingen, sich zu verteidigen, das eigene Verhalten zu rechtfertigen oder sich durch ein Richtigstellen zur Wehr zu setzen«, sei »ein weitsichtiges Überlegen und Handeln in der Form, daß Öffentlichkeitsarbeit grundsätzlich unter prophylaktischer Sicht betrieben wird, indem durch rechtzeitige und ausreichende Information laufend vorgebeugt wird«. Aufgabe des Öffentlichkeitsarbeiters sei es, dem »vielstimmigen Medienorchester« als »Komponist, Dirigent und Lehrer« vorzustehen: »Der Kapellmeister – der PR-Fachmann – muß versuchen, alle Instrumente einzusetzen, die zu dem jeweiligen Stück passen, er muß die Soli wie die Tempi wirkungsvoll herausholen und das ganze souverän dirigieren. Dazu braucht er je nach Ort und Zeit und Publikum ebenso die Massenkommunikationsmittel wie die individuellen Medien, wobei er als Künstler intuitiv den Einsatz bestimmen muß.«

Der laut *Munzinger Archiv* »gern als deutscher ›PR-Papst‹ apostrophierte« Oeckl hat den Beruf des Beziehungsmaklers und Imagekonstrukteurs von der Pike auf gelernt. In den Jahren 1934 und 1935 arbeitete er als Referent für die Münchner Landesstelle des Propagandaministeriums, bis ihn Anfang 1936 das IG-Farben-Vorstandsmitglied Max Ilgner in die Berliner Zentrale des Konzerns holte. Die IG-Farben-Zentrale Berlin NW 7 wird in der antifaschistischen Literatur als

»Spionagezentrale« bezeichnet, denn hier waren diejenigen Abteilungen untergebracht, die den gesamten Konzern mit strategischen Informationen versorgten. Da die IG Farben zu den Hauptförderern und -nutznießern des NS-Regimes zählte, arbeiteten diese Abteilungen eng mit Staatsorganen, Partei- und Wehrmachtsstellen zusammen. In Berlin verstand man aber nicht nur etwas von Spionage, sondern auch von Public Relations. Seit 1929 hatte Ivy Ledbetter Lee, der ehemalige PR-Berater John D. Rockefellers, für die American I.G. Chemical Corporation gearbeitet; nach dem Machtantritt Hitlers 1933 wurde der Auftrag auf den gesamten Konzern ausgeweitet. Das Management der IG Farben war über die Verschlechterung des deutsch-amerikanischen Verhältnisses beunruhigt; insbesondere Aufrufe zum Boykott deutscher Waren ließen eine Störung der Austauschbeziehungen befürchten. Auf Vermittlung Ilgners traf Lee unter anderem Hitler, Goebbels und Außenminister von Neurath und gab deutschen Regierungsstellen Ratschläge zur Verbesserung ihrer Selbstdarstellung. Offenbar hielt Ilgner auch Oeckl für ein PR-Talent, denn er stellte ihn dem Verantwortlichen Abteilungsleiter der Pressestelle, Mario Passarge, als persönlichen Assistenten zur Seite.

Die Pressestelle, ab Oktober 1937 »Nachrichtenstelle« genannt, bestand aus den Abteilungen »Inland«, »Ausland« und »Exportförderung – Propaganda und kulturelle Fragen«. Die wichtigste Aufgabe der zuletzt genannten Abteilung war es, in den USA um Good Will für die IG Farben und Nazideutschland zu werben. Den anderen beiden Abteilungen oblag die Pflege der Kontakte zu in- und ausländischen Journalisten, die mit Pressemitteilungen, Bildmaterial, Broschüren und dem eigens für sie entwickelten »IG-Pressekalender« beliefert wurden. Im Archiv der Pressestelle dokumentierte man die erzielten Publikationserfolge in Form von Zeitungsausschnitten; für den Konzern relevante Medien und die dazugehörigen Redakteure wurden in Karteien erfaßt. Im März 1938 wechselte Oeckl zur Direktionsabteilung, in deren Auftrag er bereits während der Olympiade 1936 Besucher betreut hatte. Referat I der Abteilung sorgte dafür, daß Vorstand und Direktoren über alle für sie wesentlichen Geschäftsvorgänge informiert wurden; hier war auch die Codestelle untergebracht, in der die chiffrierten Telegramme der IG-Verbindungsmänner aus aller Welt entschlüsselt wurden. Referat II pflegte die Beziehungen zu Persönlichkeiten, die für die IG Farben von Interesse waren und verteilte Spenden an NSDAP-Gliederungen, staatliche und halbstaatliche Organisationen. Das von der Presse- und Direktionsabteilung gesponnene Beziehungsnetz erfüllte seinen Zweck selbstverständlich nur, weil es geheim blieb, was sich Moritz Hunzinger ein für alle Mal hinter die Ohren schreiben sollte.

1939 wurde der Geheimdienst der Wehrmacht, das Amt Ausland/Abwehr, auf den nachrichtendienstlich geschulten Oeckl aufmerksam. Für die auf Sabotage, Partisanenjagd und psychologische Kriegführung spezialisierte Eliteeinheit »z.b.V. 800 Brandenburg« führte er in den Jahren 1940 und 1941 mehrere Sonderaufträge in Frankreich durch. Womit er hierbei beschäftigt war, läßt sich nicht mehr eruieren, aber noch 1964 galt ihm »die Psychologische Kampfführung« als eine »spezielle Form der Öffentlichkeitsarbeit«, die sich zu diesem Zeitpunkt allerdings »mit allen jenen Kräften« auseinandersetzte, »die nicht auf dem Boden des Grundgesetzes stehen und unsere freiheitliche Lebensordnung verneinen«. Weitere wichtige »Lehren« zog Oeckl nach eigener Aussage aus seiner Tätigkeit für das Reichsamt für Wirtschaftsausbau, das »Kriegsamt« des IG-Konzerns (Dietrich Eichholtz) unter Leitung des Aufsichtsratsvorsitzenden Carl Krauch. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion arbeitete er für Krauchs Sondergruppe beim Wirtschaftsstab Ost des Oberkommandos der Wehrmacht, die unter anderem eingerichtet worden war, um Zwangsarbeiter für die erbeuteten Chemiebetriebe zu rekrutieren.

1951 wurde Oeckl Geschäftsführer des Deutschen Industrie- und Handelstages und übernahm die Leitung der dortigen Pressestelle, die er nach dem Vorbild der Nachrichten- und Direktionsabteilung der IG Farben zur Abteilung Öffentlichkeitsarbeit umbaute. Fast zeitgleich erschien erstmals sein Taschenbuch des Öffentlichen Lebens, ein bis heute häufig benutztes Verzeichnis der Adressen bundesdeutscher Parteien, Verbände und Behörden. 1959 wurde Oeckl PR-Chef der BASF und pflegte fortan insbesondere die Beziehungen zur Landesregierung von Rheinland-Pfalz. Ministerpräsident Helmut Kohl übergab ihm 1975 das Große Bundesverdienstkreuz, weil er dafür gesorgt habe, »daß die Öffentlichkeitsarbeit den ihr früher anhaftenden negativen Aspekt verlor und zu einer unentbehrlichen Mittlerfunktion entwickelt wurde«. Roland Kochs Begründung für die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Moritz Hunzinger hat vermutlich ähnlich geklungen.

Franz Ronneberger (1913-1999),

der KONKRET-Lesern in seiner Eigenschaft als nationalsozialistischer Südostforscher bekannt sein dürfte, gilt im Unterschied zu den DPRG-Gründern Oeckl und Hundhausen zwar nicht als exponierter Vertreter des Berufsstandes, aber auch sein in zahlreichen kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten dargelegtes Wissen über PR resultiert nicht allein aus theoretischen Überlegungen. Als er 1948 in die Redaktion der »Westdeutschen Allgemeinen Zeitung« eintrat, konnte Ronneberger bereits auf eine mehrjährige Berufserfahrung in den Bereichen Öffentlichkeitsarbeit und Journalismus verweisen:

· Von 1941 bis zu ihrer Einstellung gegen Kriegsende hatte er im Auftrag der Wiener Südosteuropa-Gesellschaft (SOEG) die »Vertraulichen Wirtschaftsnachrichten« (»VWN«) herausgegeben. Sie waren wahrscheinlich das erfolgreichste Projekt

der SOEG, deren Schirmherr, Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident Walther Funk, an der Koordination der politischen und ökonomischen Durchdringung der Balkanstaaten interessiert war. 1942 ging Ronnebergers Wirtschaftsdienst regelmäßig an 235 Bezieher, darunter neben Dienststellen der NDSAP, der Wehrmacht und der SS auch zahlreiche deutsche Unternehmen. Hermann Josef Abs, Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, bestand darauf, daß die »VWN« sofort nach ihrem Eintreffen auf seinem Schreibtisch landeten, wie aus den SOEG-Akten im Bundearchiv Berlin hervorgeht.

· Im Auftrag des Auswärtigen Amts hatte Ronneberger zudem einen »politischen Wochenbericht« über Südosteuropa verfaßt. Unter anderem untersuchte er darin die von der Presse der südosteuropäischen Staaten verlautbarten antisemitischen Regierungsdekrete auf ihre Kompatibilität mit den deutschen Ansprüchen an »Rassenhygiene«. Zu seinen Abnehmern gehörten neben dem AA sowie anderen Ministerien und Behörden auch das Amt Ausland/Abwehr und das Reichssicherheitshauptamt der SS.

· Darüber hinaus war er selbst journalistisch tätig geworden. In den Jahren 1941 bis 1943 verging kaum eine Woche, ohne daß ein Leitartikel Ronnebergers in der Wiener Ausgabe des »Völkischen Beobachters« erschien; teilweise wurden seine Texte in anderen Ausgaben des NSDAP-Zentralorgans nachgedruckt. Wenn sie sich nicht mit der »Judenfrage in Südosteuropa« befaßten, dienten sie der propagandistischen Begleitung der imperialistischen deutschen Außenpolitik auf dem Balkan.

Ronneberger, der 1942 nach dreijähriger Wartezeit in die SS aufgenommen worden war und den Rang eines Untersturmführers bekleidete, mußte sich 1947 wegen »Zugehörigkeit zu einer für verbrecherisch erklärten Organisation« vor der 5. Spruchkammer des Spruchgerichts Stade verantworten. Er verteidigte sich mit dem Argument, daß ihm sein SS-Dienstgrad nur »ehrenhalber« verliehen worden sei, da man im RSHA seine Arbeit ebenso geschätzt habe wie in anderen Institutionen. Ronneberger hatte es verstanden, sich bei seinen Auftraggebern aus Politik und Wirtschaft unentbehrlich zu machen; eine Fähigkeit, die bei Moritz Hunzinger augenscheinlich noch unterentwickelt ist.

Die Wiederbegründung der Südosteuropa-Gesellschaft 1952 in München verschaffte Ronneberger nicht nur ein Wiedersehen mit alten Kameraden und einen Neueinstieg in die Südostforschung, sondern brachte auch beste Verbindungen zum bayerischen Kultusministerium mit sich. Nach eigener Aussage übernahm er 1964 als dessen »Gewährsmann« die Leitung des Instituts für Publizistik an der Universität Erlangen-Nürnberg, das er in Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft umbenannte. Carl Hundhausen übereignete Ronneberger 1975 seine umfangreiche werbewissenschaftliche Bibliothek und stellte ihm eine halbe Million DM für die PR-Forschung an seinem Lehrstuhl zur Verfügung. Ronneberger blieb nicht untätig und versuchte in den folgenden Jahren, das Phänomen Public Relations systemtheoretisch zu erfassen. Ihm zufolge ist PR ein »Frühwarnsystem«, das die politische und gesellschaftliche Elite »über Ereignisse und Tendenzen des öffentlichen Lebens sowie über den Wandel von Ansichten, Einstellungen und Erwartungen der Bürger informiert« und sich, daran anschließend, »eines neuaufkommenden Themas bemächtigt und der öffentlichen Meinung keine Zeit läßt, sich stereotyp zu verfestigen«.

Moritz Hunzinger ist wirklich nicht zu bedauern. Wer großväterlichen Rat ignoriert, sollte sich über die Konsequenzen im klaren sein.

Peer Heinelt promoviert an der Universität Marburg über Public Relations im »Dritten Reich« und in der BRD

Konkret 09/02, S. 18

Georg Fülberth

Gauklerdämmerung

Politik nach Börsenart: eine Bilanz der rotgrünen Bundesregierung

Zwei Menschengruppen waren zu Beginn des Sommerlochs Ziele des Volkszorn, soweit er in der veröffentlichten Meinung erzeugt und ausgestellt wurde: Erstens die angeblich betrügerischen und überbezahlten Manager börsennotierter Unternehmen, zweitens Politiker, die gegen die Benimmregeln verstoßen haben. Es ist zu fragen, ob diese beiden Phänomene eine gemeinsame Ursache haben. Auf den ersten Blick hat das Beben im öffentlichen Gemüt zwei verschiedene Zentren: einerseits die Börse, andererseits die Regierung.

Die Börse

Zur Zeit wird da und dort mal wieder schlecht über den Kapitalismus geredet. Es gehe unseriös zu in der Wirtschaft. Kleinanleger seien um ihre Ersparnisse gebracht worden, während scheidende Manager Millionenabfindungen erhielten. In rascher Folge wurden Bilanzfälschungen großer Kapitalgesellschaften aufgedeckt, Börsensterne verglühten, und das eine oder andere Weltunternehmen ging pleite.

Schon vor mehreren Jahren war ein Buch mit dem Titel *Nieten in Nadelstreifen* populär. Seit dem Zusammenbruch des Währungssystems von Bretton Woods (1973) und dem »Big Bang« an der Londoner Börse 1986 (damals begann die Liberalisierung der Kapitalmärkte) blieben die Manager offenbar auch nicht mehr, was sie einmal waren. Jetzt sollten sie Erfolge nicht länger vor allem in der Produktion vorweisen, sondern durch Steigerung der Aktiennotierung sowie den Verkauf ganzer Unternehmen, deren Kurs vorher in die Höhe getrieben worden war, oder durch ihre feindliche Übernahme, wofür oft große Schulden (pardon: Fremdmittel) aufgenommen werden mußten.

Diese Umwälzung war nicht von den Managern selbst ausgelöst worden, sondern von den Anteilseignern. (Man sprach von einer »Shareholder-Revolution«.) Die Dividenden waren für diese nur interessant als ein Indikator unter anderen, an dem sich ablesen ließ, ob die Aktien mit Gewinn verkauft werden konnten oder ob man hoffen durfte, sie im Alter noch auf hohem Niveau genießen zu können. Eine Bilanzfälschung war dabei gut und nicht schlecht: Sie steigerte die Kurse. Ein Manager, der sie zu Unzeit unterließ, wäre gefeuert worden.

Die Börse beruht nämlich notwendig auf der Weckung und Enttäuschung von Erwartungen. Wenn Sie ohne Not eine Aktie verkaufen, gehen Sie von der Annahme aus, sie habe jetzt wohl ihren höchsten Stand erreicht, werde sinken oder sich nur noch weniger verbessern als andere, zu denen Sie umsteigen wollen. Ihr Abnehmer denkt gerade umgekehrt, und jeder rechnet darauf, daß der andere sich täuscht. Der Unterschied zwischen Erwartung und Ergebnis ist also Voraussetzung des Geschäfts.

Im Crash bezeichnen die Verlierer die Gewinner als Betrüger. Ein Manager, der gepriesen wurde, weil er die Kurse in die Höhe trieb, wird jetzt verdammt, wenn sie ins Bodenlose fallen. Daß er dann auch noch eine hohe Abfindung erhält, erscheint als der pure Hohn. Diese Kritik ist ungerecht. Der Mann hat – und sei es durch Weckung überzogener Erwartungen an der Börse – den Aktionären die Chance gegeben, im passenden Moment einzusteigen und in einem ebenfalls richtigen anderen Augenblick wieder zu verkaufen. Wäre er nicht zu vornehm, dürfte er sie als betrogene Betrüger bezeichnen.

Die »Financial Times« wundert sich darüber, daß die Abfindung von 30 Millionen Euro für den Mannesmann-Manager Klaus Esser jetzt die Staatsanwaltschaft beschäftigt. Der Ausgang des Verfahrens sei »an important test of whether Germany is embracing, adapting or rejecting the ways of world business«. Der Volkszorn kann das unmöglich so sehen. Er entdeckt Skandale, die auf persönliches Fehlverhalten zurückzuführen seien. Diese Umschwünge studieren wir im folgenden nicht länger an der Wirtschaft, sondern an der Politik.

Die Regierung

Das Börsenwesen der neunziger Jahre unterschied sich von vorangegangenen Perioden nach 1945 dadurch, daß es eine Kultur auch außerhalb der Wirtschaft prägte. Ganz früher hatten wir das schon einmal: in den »Gründerjahren« 1871-1873. Der jüngste Anfall hat länger gedauert.

Politik nach Börsenart arbeitet ebenfalls mit den Erwartungen des Publikums. Wir kennen die Positur, die Gerhard Schröder für den Wahlkampf 1998 einstudierte: die Arme gehen V-förmig nach oben. Charakteristische Teile dieses Bewegungsablaufs lassen sich in der Disco ebenso beobachten wie in Fernsehbildern vom Börsenparkett, wenn’s gut läuft.

Die Weckung von Erwartungen in der Politik heißt Versprechen. Ihre Enttäuschung äußert sich häufig in ein paar zersplitterten Skandalen. Konzentriert man sich bei der Analyse der rotgrünen Wahlverheißungen von 1998 auf das Wesentliche, beschränken sie sich – von Tagesdemagogischem abgesehen – auf zwei Punkte: Senkung der Steuern und der Arbeitslosigkeit. Letzteres erklärte Schröder zu seinem zentralen Erfolgkriterium.

Einkommens- und Unternehmenssteuern sind tatsächlich herabgesetzt worden. Man darf hier also von der Erfüllung eines Versprechens reden. Es war vor allem den Unternehmern gegeben worden. Als Eichel die Veräußerungsgewinne vom Zugriff des Fiskus freistellte, gingen an der Börse die Kurse in die Höhe: eine Ovation für den Finanzminister. Die Verbrauchssteuern wurden teilweise erhöht. Das ist nicht so gut für das Netto-Lohneinkommen und den Massenkonsum.

Auf zwei Gebieten leistete die Regierung mehr als versprochen. Erstens führte sie einen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg und erfüllte das bis dahin nur verbale Postulat von Volker Rühe, die Bundeswehr müsse eine Interventionsarmee werden, mit Leben. Die zweite Überraschung gab es auf dem Gebiet der Rentenpolitik. Der Kandidat Schröder hatte versprochen, er wolle Kürzungen, die von Kohl und Blüm vorgenommen worden waren, wieder aufheben. Das geschah tatsächlich kurz nach der Wahl. Anschließend führte Riester die Rentenminderung nicht nur wieder ein, sondern er tat etwas, was sich Blüm nie getraut hätte: Er ging teilweise von Adenauers Prinzip der umlagefinanzierten Rente ab und ergänzte das bisherige – nun gestutzte – System durch die Kapitaldeckung. Das ist gut für die privaten Versicherer, die bekanntlich zugleich »institutionelle Anleger« (siehe oben: Börse) sind. Deren Freude und Gewinnerwartung dürfte noch dadurch stabilisiert worden sein, daß der Staat in bestimmten Fällen – wenn Niedrigverdiener nicht einzahlen können – , noch etwas hinzugibt.

Daß die Unternehmer im jetzigen Wahlkampf dennoch zu Schwarzgelb tendieren, mag undankbar erscheinen. Sie selbst argumentieren, das bisher Geleistete sei ihnen zu wenig. So habe sich Schröder leider nicht getraut, die Krankenversicherung nach demselben Muster zu reformieren wie die Rente und auf diese Weise die schrecklichen Lohnnebenkosten herabzusetzen. Und die Steuersenkungen seien ohnehin zu zaghaft. Von Stoiber/Westerwelle erhofft man sich jetzt deshalb mehr, weil diese nach einem etwaigen Sieg in der Bundestagswahl auch einen christdemokratisch dominierten Bundesrat auf ihrer Seite hätten und deshalb dort nicht mehr blockiert werden könnten wie einst der späte Kohl durch Lafontaine.

Der Verdruß der Unternehmer über Schröder wurde auch dadurch genährt, daß dieser für die gewerkschaftliche Klientel schon deshalb im Kleinen etwas tun mußte, weil er sie im Großen vor den Kopf stieß. Die Koalition führte den Rechtsanspruch auf Teilzeitarbeit ein, novellierte das Betriebsverfassungsgesetz, stellte die gesetzliche Garantie der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall wieder her, tastete den Kündigungsschutz nicht an und gab sich auch ein bißchen – wenngleich vergebliche – Mühe, die Unterminierung der Sozialversicherung durch Billigjobs und Scheinselbständigkeit zu bekämpfen.

Gewiß wird auch hier nicht alles so heiß gegessen, wie es der Unternehmerprotest kocht. Die Vermehrung der Betriebsräte zum Beispiel erhöht zwar da und dort die Kosten, stärkt aber eine Instanz, mit der es die Arbeitgeber in den vergangenen Jahren in konkreten Fällen ohnehin lieber zu tun hatten als – zum Beispiel – mit den Ersten Bevollmächtigten der IG Metall und ihrem Insistieren auf dem Flächentarifvertrag.

Vor der Schlußabrechnung von Erwartung und Realisierung wollen wir schnell noch ein par Gesetze aufführen, bei denen die Regierung ihre Wahlversprechen nicht ganz vergessen hat. Netterweise übersehen wir dabei, daß auch hier fast durchgehend noch mehr in Aussicht gestellt worden war, und listen auf: Erhöhung des Kindergeldes, neues Staatsbürgerschaftsrecht, Zuwanderungsgesetz, Eingetragene Lebenspartnerschaft, ein bißchen Ausstieg aus der Atomindustrie, Prostituiertengesetz, Dosenpfand. Schauen Sie im Einzelfall nicht so genau hin. Seien Sie großzügig, loben Sie.

Die Bilanz ist im ganzen allerdings wohl nicht zu retten. Als dicke Brocken bleiben: ein Krieg (genauer: zwei, es gibt ja noch die Allianz gegen den Terror) und eine Arbeitslosenquote, die nicht nennenswert niedriger ist als 1998. Im zweiten Fall ist nicht der Vorwurf zu erheben, daß ein Versprechen nicht gehalten, sondern daß es überhaupt gemacht worden ist, ohne daß die Propaganda zugleich erklärte, mit welcher Wirtschaftspolitik das erreicht werden sollte.

Peanuts

Das war jetzt wohl etwas trocken, und Sie meinen vielleicht, jetzt hätten wir es uns verdient, uns mit den Personenskandalen dieses Jahres zu befassen. Diese sind aber in Wirklichkeit langweilig. Der Sturz einer öffentlichen Person anläßlich eines individuellen Fehlverhaltens ist immer nur ein Nachvollzug: Eine Situation, die auf anderer Ebene sich schon längst angebahnt hatte, wird klargestellt.

Nehmen wir zum Beispiel – nicht aus dem Kern der rotgrünen Koalition, sondern nur aus ihrem Orbit – Gregor Gysi. Auf einer Pressekonferenz nach seinem Rücktritt datierte er die Phase nachlassenden Interesses am Tagesgeschäft und, daraus resultierend, Unaufmerksamkeit im Umgang mit Bonus-Meilen auf 2000/2001, als er nicht mehr Fraktionsvorsitzender

war. Dies war nach dem PDS-Parteitag in Münster. Damals mußte Gysi lernen, daß seine Partei nicht nur aus Leuten besteht, die irgendwie »ankommen« wollen, sondern auch aus solchen, die es nicht können. Oft sind es dieselben. (Die Botschaft ist aber immer noch nicht von allen erfaßt. Als kürzlich die Vorsitzende Zimmer vernünftigerweise feststellte, auf Bundesebene könne ihre PDS nur Opposition sein, setzten die Parteibörsianer ihr Augurenlächeln auf.)

Oder erinnern wir uns – ganz am Anfang – an Oskar Lafontaine: Im Wahlkampf 1998 versprach er eine Linkswende und trat gemeinsam mit einem Kanzlerkandidaten auf, der einen neoliberalen Computer-Unternehmer zum Wirtschaftsminister machen wollte. Als Finanzminister redete Lafontaine sich ein, er könne gegen den Regierungschef und seinen eigenen Staatssekretär Overhaus eine nachfrageorientierte Politik machen und Bundes- sowie Europäische Zentralbank zu deren freundlicher Begleitung veranlassen. Mit anderen Worten: Er hat Junk Bonds verkauft.

Scharping allerdings hat sich totgesiegt: Die interventionsfähige, fitte und teure Truppe, die er auf den Weg brachte, sollte eben doch nicht nur einen Regimentstrottel an der Spitze haben.

Noch mehr Beispiele? Genug.

Die Firma

Die Klage, daß Politiker der offiziellen Linken neuerdings wegen allerlei Lappalien behelligt werden, während die Amigo-Affäre der CSU, die Schwarzgeld-Angelegenheiten der CDU einschließlich Schreibers Waffendeal politisch ungeahndet bleiben, ist unberechtigt. In diesen Fällen handelt es sich ja nicht um enttäuschte Erwartungen, sondern um erfüllte. Die angeblichen Skandale belegen nur, daß wahr ist, was die Union immer von sich behauptet: Sie hat ein ehrliches Verhältnis zum Kapital und zur Rüstung. Diese Einheit von Reden und Handeln weckt letztlich Vertrauen.

Natürlich nicht für immer. Bewegungen für soziale Gerechtigkeit, die Wut über den verlorenen Groschen und Kampagnen gegen die sogenannte »Gier« der Oberen haben dieselbe Ursache: Sie entstehen auf dem stets ein wenig vibrierenden Boden einer Gesellschaft, in der kein Mensch verdient, was er bekommt, und keiner bekommt, was er verdient. Das hängt mit dem Mehrwert zusammen. Darüber vielleicht ein andermal.

Literatur zur Bilanz der rotgrünen Koalition:

Kai Eicker-Wolf/Holger Kindler/Ingo Schäfer/

Melanie Wehrheim/ Dorothee Wolf (Hrsg.): *»Deutschland auf den Weg gebracht.« Rot-grüne Wirtschafts- und Sozialpolitik zwischen Anspruch und Wirklichkeit.* Metropolis-Verlag, Marburg 2002.

Ulrich Heyder/Ulrich Menzel/Bernd Rebe (Hrsg.): *Das Land verändert? Rot-grüne Politik zwischen Interessenbalancen und Modernisierungsdynamik.* VSA-Verlag, Hamburg 2002.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 8/02 über den Widerstand der USA gegen den Internationalen Gerichtshof

Konkret 09/02, S. 20

Florian Havemann, Dietmar Jochum

»Da war die Mauer, und da war ich«

Florian Havemann, mit 16 aus der DDR geflüchtet, kandidiert auf der Liste der PDS für den Bundestag

KONKRET: Im Fernsehen hat ein Berliner Passant gesagt: Die jetzt noch PDS wählen, denen ging es in der DDR noch nicht schlecht genug. Sie, Herr Havemann, haben im Berliner Wahlkampf für Gregor Gysi geworben. Ging es Ihnen zu gut im ehemaligen Arbeiter- und Bauernstaat?

Havemann: Witzige Frage. Ich kenne den Gysi aus der DDR und bin durch meine Familiengeschichte mit ihm verbunden. Als er mich fragte, ob ich unterschreiben würde, daß ich mir ihn als Regierenden Bürgermeister vorstellen könne, sah ich überhaupt keinen Grund, nein zu sagen. Was aber nicht heißt, daß ich die PDS gewählt hätte.

Sie sind 1971 aus der DDR geflüchtet.

1968 hatte ich mit einigen Freunden gegen den Einmarsch in die Tschechoslowakei protestiert. Eine Freundin zog nach dem Gefängnis den Schluß, es habe keinen Sinn mehr mit der DDR und ihr, und sie wolle in den Westen. Sie hat drei Jahre einen sicheren Fluchtweg ausgekundschaftet. Dann kam sie zu mir und sagte: »Flori, du weißt, was ich will, ich bin soweit, ich verschwinde, du kannst den Weg auch nehmen. Du hast jetzt zwei Stunden Zeit, zu überlegen, ob du mitkommen willst oder nicht.«

Haben Sie gezögert?

Meine Situation war so, daß ich gar keine Wahl hatte. Hätte sie gesagt, wir gehen nach China, wäre ich auch mitgegangen.

Wie hatte 1968 die Anklage gelautet?

Staatsfeindliche Hetze. Wegen der Verteilung von Flugblättern, mit denen wir gegen den Einmarsch in die Tschechoslowakei protestiert haben. Ich wurde – ich war ja erst sechzehn – zur Unterbringung in einem Jugendhaus verurteilt. Das galt nicht als Strafe, sondern als erzieherische Maßnahme. Dauer: eins bis drei Jahre. Nach einem Jahr wurde zum ersten Mal überprüft, ob man sich schon so weit gebessert hatte, daß man freigelassen werden konnte. In diesem Jugendhaus, in Luckau, war ich, nach drei Monaten Untersuchungshaft, einen Monat, dann wurde ich aufgrund einer Intervention von Walter Ulbricht, gegen alles Recht und Gesetz der DDR, entlassen.

Viele wären froh gewesen, wenn Ulbricht sie von der einen Stunde auf die andere aus dem Knast geholt hätte.

Es gehört zu diesem Unrechtsstaat, der die DDR ja auch war, daß das auch angenehme Wirkungen haben konnte. Als wir, diese Gruppe von Funktionärskindern, die wir waren, verhaftet worden sind, hat Walter Ulbricht im Westradio oder im Westfernsehen davon erfahren. Auf der nächsten Politbüro-Sitzung hat er zu dem damaligen Parteichef von Berlin, Paul Verner, gesagt: »Paule, bring das in Ordnung!«

Ulbricht meinte damit, daß wir entlassen werden sollten, doch Verner hatte verstanden, er solle uns den Prozeß machen. Er wollte mit diesem Prozeß einen Prozeß gegen meinen Vater vorbereiten. Es gab in der Partei viele Leute, die sich furchtbar darüber geärgert haben, was dieser Robert Havemann sich alles erlauben durfte. Als Ulbricht im Westradio von dem Prozeß gegen uns erfuhr, hat er Paul Verner bei der nächsten Politbüro-Sitzung scharf gerügt.

Also alle wieder raus aus dem Knast?

Wir waren sieben. Zuerst wurden sechs entlassen. Ich nicht, weil meine Mutter immer versichert hatte, daß sie – was ja auch stimmte – keinen erzieherischen Einfluß auf mich hätte. Das hatte zur Folge, daß ich nach diesen drei Monaten Haft bei der Stasi in das Jugendhaus kam.

Keiner hatte irgendwelche Vorstellungen, was dieses Jugendhaus überhaupt ist. Auch die Stasileute behaupteten, daß sie keine Ahnung hätten. Man dachte, ich müßte da arbeiten oder irgendwie so etwas. Aber es war ein richtig ordentliches Gefängnis. Als meine Mutter mich dort besuchte, wurde ihr das klar. Sie fühlte sich irgendwie verantwortlich dafür, daß ich da sitze. Und dann hat sie angefangen, über meinen Onkel, Hermann Henselmann ...

... den Architekten des Palasts der Republik ...

... der wiederum Otto Gotsche, den Sekretär von Ulbricht, kannte, sich für meine Freilassung einzusetzen. So erfuhr Ulbricht, daß ich immer noch saß, worauf er den nächsten Wutanfall kriegte und den Generalstaatsanwalt in Marsch setzte, der mich einen Tag vor Weihnachten mit seinem Dienstwagen aus der Haft holte. Was völlige Verwirrung in dem Gefängnis auslöste, weil es keine rechtliche Grundlage dafür gab.

Es hieß immer, Urteile in solchen Verfahren seien in der DDR von höchster Stelle befohlen gewesen.

Wir dachten alle, die DDR sei ein homogenes System, in dem ein Wille regiert. Das war eine völlig falsche Vorstellung. In unserem Falle mußte die Staatssicherheit eine Expertise machen, ob sie unsere Handlungen für strafbar hält oder nicht. Daß

wir eine tschechoslowakische Fahne rausgehängt hatten, hielt sie nicht für strafbar. Die Staatsanwaltschaft hat das Raushängen dennoch angeklagt. Das Stadtgericht Berlin hat die Klage abgewiesen. Die Staatsanwaltschaft wollte daraufhin Protest einlegen und das Urteil des Stadtgerichts angreifen, bis ihr klargeworden ist, daß dann ein 16jähriger Junge wegen des Zeigens einer tschechoslowakischen Fahne vor einem Obersten Gerichtshof der DDR gestanden hätte.

Wolf Biermann hat 1971 ein Lied über Sie gemacht.

Das Lied mußte jeder DDR-Bürger so verstehen, daß mir darin Verrat am Sozialismus vorgeworfen wurde: Ich hätte die Front verlassen, sei desertiert vor der Auseinandersetzung um einen besseren Sozialismus. Als Biermann dann fünf Jahre später selber im Westen war, wollte ich ihn eigentlich mit einem Augenzwinkern begrüßen: »Nun bist du ja auch da ...« Aber dazu kam es nicht.

Biermann behauptet, er habe mit Ihrem Vater abgesprochen, welche Lieder er bei seinem Konzert in Köln singen sollte. Auch das Lied, das Sie betrifft?

Garantiert. Mein Vater war ja derselben Auffassung.

Daß Sie den Sozialismus verraten haben?

Ja klar, er sah das genauso. Mein Vater wußte, daß ich abhauen wollte. Ich habe ihm das gesagt. Darauf hat er geantwortet: »Wenn du nicht sofort mein Grundstück verläßt, hol' ich die Polizei.«

Verstehen Sie sich als ein Opfer der DDR?

Ich habe mich nie als ein Opfer gesehen, sondern immer nur als Täter. Ich habe die furchtbar geärgert und für die paar Flugblätter eine bombastische Resonanz bekommen. Ich kann mich schwer in Leute einfühlen, die sich als Opfer empfinden. Ich weiß deshalb auch nicht, ob das Strafrecht den Interessen der Opfer genüge tut. Die Sache ist doch politisch geklärt, das System gibt es nicht mehr, die haben alle ihre Macht verloren, was kann ihnen Schlimmeres passieren?

Die Gerichte haben die Todesschüsse an Mauer und Stacheldraht als Mord nach DDR-Recht und Totschlag nach BRD-Recht beurteilt. Zu Recht?

Ich bin Verfassungsrichter und deshalb etwas befangen. Ich war von Anfang an für die Mauer. Damals war ich zwar ein kleiner Junge von neun Jahren, aber ich habe den Bau der Mauer sofort eingesehen und fand ihn richtig. An dieser Haltung hat sich nichts geändert.

Plagte Sie etwa bei Ihrer Flucht ein Unrechtsbewußtsein?

Nein, kein Unrechtsbewußtsein. Für mich stand fest: Da ist die Mauer, und da bin ich. Ich mache, was ich will, und trotzdem gibt's die Mauer zu Recht. Es hat Gründe, daß es sie gibt, und daß ich sie überwinde, gehört nun einfach zu dieser Mauer dazu. Wenn man aus einem Gefängnis flieht, spricht man dem Gefängnis noch nicht die Existenzberechtigung ab.

Ich war Kind der Nomenklatura. Mein Vater ist 1949 in die DDR gegangen, weil er im Westen große Schwierigkeiten hatte. Wenn ich als kleiner Junge mit meiner Oma im Westen war und mir die Spielzeugläden angeschaut habe, war ich natürlich erst einmal stark beeindruckt von den vielen kleinen schönen Autos, die es da gab. Dann habe ich ein bißchen weiter geguckt, da standen da die kleinen Panzerchen. Da war mir klar, es handelt sich um Kriegstreiber, die wollen ihre Kinder dazu bringen, eines Tages in den Panzer zu steigen und gen Osten zu fahren. Für mich war der Westen ein wirtschaftlich und militärisch aggressives System.

Daß da Leute aus der DDR weg wollten und dafür vielleicht auch Gründe hatten, spielte für mich nicht die Hauptrolle, als die Mauer gebaut wurde. Daß die weg wollten, habe ich immer eher als Abwerbung gesehen. Ich war auch innerlich bereit, härteste Maßnahmen für gerechtfertigt zu halten.

Als Neunjähriger?

Ja, als richtig strammer Jungpionier. Wobei der Mauerbau auch für uns schwere Einschnitte bedeutete, weil wir Verwandte im Westen hatten und selbst oft im Westen waren. Der tiefere Grund meiner Haltung war und blieb die Nichtanerkennung der DDR durch den Westen. Das hieß: Nichtanerkennung einer Realität, Nichtanerkennung von mir. So habe ich das begriffen. Darin, glaube ich, bin ich kein idiotischer Sonderfall.

Aus dieser Nichtanerkennung entstand eine fortwährende Angst vor dem Krieg. Mit jemandem, den ich nicht anerkenne, kann ich machen, was ich will, zum Beispiel dort einmarschieren. Es hat also ganz stark mit Kriegsangst zu tun, mit Vernichtungsangst. Wenn ich jemanden vernichten will, dann muß ich vorher seine Existenz verneinen.

Als ich 1971 in den Westen kam, interessierte sich kein Mensch dafür, was ich in diesem Staat, aus dem ich kam, erlebt habe. Ich hätte was erzählen können, doch das wollte keiner hören, weder die Rechten – die wußten sowieso Bescheid – , noch die Linken. Keiner wollte etwas von der DDR hören. Diese westliche Ignoranz ist grundsätzlich, sie gilt nicht nur gegenüber der DDR, die gilt gegenüber der ganzen Welt.

Die DDR hatte im Grunde nur eine einzige Legitimation: Es sei besser, es machen deutsche Kommunisten als russische Offiziere. Das war der ganze Kern der Legitimation dieses Staates. Und die wurde von der DDR-Bevölkerung anerkannt. Diese Legitimation war in dem Moment weg, als Gorbatschow klarmachte, der russische Offizier kommt nicht mehr.

Verständlich wird das alles nur durch den Kalten Krieg. Was der Kalte Krieg war, darüber möchte keiner nachdenken. Die Erkenntnis wäre nämlich ungeheuerlich, auf welches Abenteuer die Menschheit sich da eingelassen hat, welcher Vernichtungswille da existierte. Ich glaube aber, daß dieses verdrängte Thema irgendwann mal wiederkommt.

Legitimierte der Kalte Krieg auch die Schüsse an der Mauer?

Ob es einen Schießbefehl gegeben hat oder nicht – dem DDR-Bürger war klar, daß da an der Grenze geschossen wird und Minen rumliegen. Es gab den Zaun, worauf stand: Hier darfst du nicht hin ... Aber es gab Zehntausende, vielleicht Hunderttausend, die es in den Westen geschafft haben, ohne den Weg über die Mauer zu nehmen. Ich hatte Freunde, die sind einfach zur Mauer hingegangen, haben sich am ersten Sperrstreifen auffällig verhalten, sind verhaftet worden, haben erzählt, daß sie in den Westen abhauen wollten, sind dafür eingeknastet worden und ein Jahr später waren sie im Westen, freigekauft.

Man mußte sich nicht an der Mauer erschießen lassen. Ich kenne keinen Fall, von dem ich sagen kann, es blieb den Menschen nichts anderes übrig, als sich der Gefahr auszusetzen, dort erschossen zu werden. Es kann sein, daß ich sie bloß nicht kenne, aber ich kenne sie nicht. Da war ein Staat, der hatte eine Verordnung erlassen, und jeder Mensch – ob er das nun gut fand oder schlecht, beschissen oder gegen die Menschenrechte – mußte sich fragen, ob er sich nun daran halten wollte oder nicht. Wenn ich mich nicht daran halte, begebe ich mich in eine bestimmte Gefahr. Das ist aber etwas anderes, als wenn da ein Tötungswille am Werk wäre. Den Vergleich mit der Polizei hier, die unter bestimmten Bedingungen ja auch zum Schußwaffengebrauch berechtigt ist, den kann man nicht so ohne weiteres von der Hand weisen.

Sind die Prozesse wegen des Grenzregimes politische Prozesse?

Ich würde diesen Prozessen eher vorwerfen, daß sie so unpolitisch sind. Sie sind der Versuch, politische als strafrechtliche Verantwortlichkeit zu verstehen. Das kann nur scheitern. Daß es diesen Versuch gegeben hat und wahrscheinlich auch noch eine ganze Weile gibt und immer wieder geben wird, hat damit zu tun, daß der bürgerliche Rechtsstaat, den wir schätzen, sich zum Maßstab aller anderen Verhältnisse macht. Hier in diesem Rechtssystem gibt es keine eigentlichen politischen Prozesse, keine politische Anklage; also muß dieses System den Versuch unternehmen, etwas, was ganz anders zu verstehen ist, mit juristischen Mitteln zu klären.

Natürlich kann das nicht funktionieren. Dabei kommt es zu Konstruktionen der hirnrissigsten Art. Die politische Verantwortung haben die Leute, die am Ende dran waren, übernommen. Die haben ihre Macht ja nicht ohne Grund verloren. So Sachen wie »Totschlag durch Unterlassen« – das sind natürlich irrsinnige Konstruktionen.

Die Justiz behauptet, sie führe diese Verfahren im Interesse der Opfer.

Das behaupten die Juristen. Die Justiz ist an diesen Verfahren gründlich gescheitert. Was man ihr eigentlich positiv anrechnen könnte, wenn ihr Scheitern denn mal zu einer Erkenntnis geführt hätte. Sie hat sich der Radbruchschen Formel bedient ...

... nach der geschriebenes Recht weichen muß, wenn es in unerträglichem Widerspruch zur Gerechtigkeit steht ...

... der der großartige Grundsatz entgegensteht, daß es keine rückwirkende Anwendung von Gesetzen geben darf. Die Formel ist entwickelt worden infolge der Nazizeit. Man sagte, die Verbrechen der Nazis seien so ungeheuerlich gewesen, daß das Rückwirkungsverbot außer Kraft gesetzt werden muß. Die Machthaber in der DDR und die Bevölkerung, auch der einfache Schütze dort, waren an dieser Entwicklung der westdeutschen Juristerei nicht beteiligt. Es war ja auch für jeden kleinen Mauerschützen und für jeden DDR-Funktionär undenkbar, daß das, was in der DDR geschah, mit den Verbrechen der Nazis verglichen werden könnte.

Es hat aber Exzeßtaten gegeben, bei denen Flüchtende, die sich bereits ergeben hatten, von Grenzsoldaten erschossen worden sind.

Exzesse gibt es immer. In Frankreich haben in den sechziger Jahren im Zusammenhang mit den Demonstrationen des algerischen FLN Hunderte Leichen von Algeriern in der Seine geschwommen – das waren mehr Tote in zwei Tagen als in über zwanzig Jahren an der Mauer ... Exzesse gibt es überall.

Übt die Justiz Rache?

Ob Rache eine so große Rolle spielt, weiß ich nicht. Für die Rechten war die DDR natürlich ein System, das viele von ihren Leuten enteignet hat. Wichtiger ist, daß die bürgerliche Linke sich gegen diese Art juristischer Aufarbeitung nicht gewehrt hat. Die Prozesse, die sich um die Mauer drehen, oder Prozesse wie der gegen die Richterin, die mich damals verurteilt hat – die ist ja auch ins Gefängnis gewandert – , stehen in einer Tradition, die mit dem Nürnberger Kriegsverbrecher-Tribunal begonnen hat. Dazu gehören auch die Prozesse nach den Bürgerkriegen in Jugoslawien oder

Ruanda. Der letzte Schritt ist der Versuch, einen unabhängigen Internationalen Gerichtshof zu etablieren, der staatliches Handeln nach Kriterien der allgemeingültigen Menschenrechte beurteilt.

Wogegen sich die USA allerdings wehren.

Weshalb der Gedanke, daß es sich immer um Siegerjustiz handelt, erst einmal nicht vom Tisch ist. Eine solche Justiz würde ihre Unabhängigkeit erst dann bewiesen haben, wenn sie Politiker und Militärs eines starken Staates anklagen könnte. Es gibt diese Vorstellung – bei Juristen, bei Politikern, vor allem auf der Linken. Die Leute, die das wollen, haben das Argument für sich, daß alle Juristerei immer ein Prozeß ist, in dem die juristische Kompetenz erobert und ausgebaut werden muß, und daß es eine falsche Vorstellung wäre, so etwas ließe sich an einem Tag etablieren, auf dem Wege dahin sei immer wieder mit Ungerechtigkeiten zu rechnen – die einen würden verfolgt, andere nicht, noch nicht, aber bald.

Die Frage ist, handelt es sich dabei um einen Traum, eine Utopie, ein wünschenswertes Ziel, eine große Idiotie, eine Schreckensvision? Vielleicht rechnen die Befürworter mit Zeiträumen von Jahrhunderten, während wir unser Erdenleben hier schon längst beschlossen und uns darüber geärgert haben, daß es eine Anklage gegen Egon Krenz gegeben hat, aber nicht gegen Henry Kissinger.

Die ehemalige DDR-Bürgerrechtlerin Bohley hat gesagt: Wir wollten Gerechtigkeit, bekommen haben wir den Rechtsstaat.

Über all seine Schwächen brauchen wir uns nicht zu unterhalten – aber der eigentliche Gewinn ist der Rechtsstaat. Ob der Gerechtigkeit Genüge getan wird, das ist doch eine ganz stark vom Empfinden abhängige Frage. Wenn mich jemand bedroht, kann ich es als gerecht empfinden, ihn umzubringen. Weiß ich, was mein Gerechtigkeitsempfinden verlangt, wenn meine Kinder angegriffen werden? Dieses Empfinden ist für mich ganz, ganz wichtig. Was der Rechtsstaat bedeutet, wird einem gewahr, wenn man daran denkt, daß man auch mal selbst der Beschuldigte sein kann.

Das Gespräch führte Dietmar Jochum, von dem im Herbst das Buch Die Schüsse an der deutsch-deutschen Grenze vor dem europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg *erscheint*

Konkret 09/02, S. 23

Florian Sendtner

Hemd aus zum Pogrom

Rostock-Lichtenhagen zehn Jahre danach: Rekonstruktion einer Menschenjagd

Bewährungsstrafen für versuchten Mord und schwere Brandstiftung – das Streichelurteil gegen drei Naziskins, die an dem Pogrom von Rostock-Lichtenhagen im August 1992 beteiligt waren, war im Juni 2002, nach zehnjähriger Verschleppung des Prozesses, gerade gesprochen, als vier Wochen später, am 20. Juli, erneut ein Brandanschlag auf das Haus verübt wurde, das vor zehn Jahren Ziel einer tagelangen großangelegten Menschenhatz gewesen war. In die Fußstapfen der drei jungen Herren, die mittlerweile Ende 20 sind, traten zwei 15jährige und ein 21jähriger, die nach ihrer Festnahme gestanden, Molotowcocktails in einen Asia-Imbiß, einen asiatischen Supermarkt und ein Büro der Arbeiterwohlfahrt geworfen zu haben – in eben jenem »Sonnenblumenhaus« im Rostocker Stadtteil Lichtenhagen, in dem am 24. August 1992 um ein Haar über 120 Menschen verbrannt wären, weil die Feuerwehr von einem 3000köpfigen Mob über eine Stunde am Löschen gehindert worden war.

Daß die damals im Fernsehen live übertragene Menschenjagd nun zum zehnten Jahrestag auch noch anderweitig in Erinnerung gerufen wird, ist dem Umstand zu verdanken, daß in dem von Vietnamesen bewohnten Haus damals auch ein Reporterteam der ZDF-Sendung »Kennzeichen D« eingeschlossen war. Unter den Fernsehleuten, die zusammen mit den Vietnamesen Stockwerk um Stockwerk vor den Brandsätzen und den Steinen nach oben fliehen mußten und die, von Polizei und Feuerwehr allein gelassen, nur deshalb überlebten, weil sie sich auf das Dach retten konnten, war ein Praktikant namens Jochen Schmidt. Nach zehnjähriger Recherche hat Schmidt, mittlerweile Korrespondent für den Hessischen Rundfunk, nun ein Buch vorgelegt, das auf 220 Seiten die Indizien für das Urteil ausbreitet, das der Titel ohne Umschweife nennt: *Politische Brandstiftung*.

In einem von sieben Aufgängen eines elfstöckigen Wohnblocks der Rostocker Trabantenstadt Lichtenhagen war Ende 1990 die Zentrale Aufnahmestelle für Asylbewerber des Landes Mecklenburg-Vorpommern eingerichtet worden. Die Nummer 18 der Mecklenburger Allee, in der die Flüchtlinge ein mehrtägiges Registrierungsverfahren über sich ergehen lassen müssen, ist bald überbelegt. Die Flüchtlinge müssen auf der Wiese vor dem Haus campieren; statt Abhilfe zu schaffen, schieben sich die Stadt Rostock und die Landesregierung in Schwerin die Verantwortung gegenseitig zu. Der Rostocker SPD-Innensenator Peter Magdanz weigert sich standhaft, auch nur Toiletten aufzustellen. Im Sommer 1991 stellt ein Vertreter des Hohen Flüchtlingskommissars der Vereinten Nationen fest, die Zustände in der Lichtenhagener Aufnahmestelle seien »nicht haltbar« – für die Flüchtlinge. Er ist der einzige, der sich für sie interessiert. Landesregierung, Stadt und Medien beklagen ebenso lauthals wie ausschließlich die »Zumutung« für die Anwohner. Nachdem die Lokalpresse, die die Hetze nach Kräften befördert, auch noch die Ankündigung des Pogroms durch anonyme Anrufer getreulich abgedruckt hat, tobt schließlich am Wochenende vom 22./23. August 1992 der offene Krieg gegen das von der Polizei mehr schlecht als recht verteidigte Flüchtlingshaus.

Am Montag, dem 24. August, werden die Flüchtlinge evakuiert. Daß nebenan, in der Nummer 19, 120 Vietnamesen leben, auf die sich die Mordlust des Mobs nun richtet, wollen die Verantwortlichen von Polizei und Politik erst im nachhinein erfahren haben. Im entscheidenden Moment zieht sich die Polizei zurück, und schon sind die unteren Etagen von Nummer 19 in Brand gesteckt. Die alarmierte Feuerwehr kann über eine Stunde lang nicht bis zu dem brennenden Haus vordringen, sie wird von den Brandstiftern und einer johlenden und applaudierenden Menge daran gehindert. Die Vietnamesen und die fünf ZDF-Reporter haben sich in letzter Sekunde vor dem Qualm auf das Dach retten können – wo sie sich gebückt aufhalten müssen, um von unten nicht gesehen zu werden.

Jochen Schmidt liefert eine minutiöse Rekonstruktion dieser Nacht und ihrer Vor- und Nachgeschichte. Die zwei maßgeblichen Herren, CDU-Innenminister Lothar Kupfer und der Rostocker Polizeichef Siegfried Kordus, die am Vormittag noch mit dem aus dem fernen Bonn eingeflogenen Bundesinnenminister Rudolf Seiters eifrig konferiert haben, sind im entscheidenden Moment unabkömmlich. Sie müssen dringend das Hemd wechseln. Zu Hause bei Muttern. Was natürlich ein bißchen dauert. Kordus, der gern von sich in der dritten Person spricht, verfertigt über diesen Hemdwechsel ein beeindruckendes Stück deutscher Polizeiprosa: »... hat Unterzeichner versucht, Einsatzbereitschaft oder Führungsbereitschaft auf sich bezogen durch Kleidungswechsel aufrechtzuerhalten bzw. wieder herzustellen«.

Die Wasserwerfer fahren derweil zwischen Schwerin und Rostock hin und her und sind daher unglücklicherweise immer Stunden zu spät am Ort des Geschehens. Dort werden viel zuwenig und viel zu schlecht ausgerüstete Polizisten verheizt, an ihrer Spitze der überforderte und von seinen Vorgesetzten systematisch verarschte Einsatzleiter Jürgen Deckert, der, anstatt der Feuerwehr den Weg freizuknüppeln, erst mal auf ein »Verhandlungsangebot« der Pogrommeute eingeht. Deckert ist der einzige, gegen den jahrelang unerbittlich ermittelt wird, während Kordus eine Woche nach seinem Hemdwechsel Leiter des Landeskriminalamts wird; zwei Jahre später wird er aufgrund seiner Verstrickung in einen Rotlichtskandal in den vorzeitigen Ruhestand versetzt.

Ohne es auszusprechen, führt Jochen Schmidt ein Lehrbeispiel dafür vor, daß ein Pogrom immer ein Zusammenspiel eines mordlustigen Mobs mit einer Ordnungsmacht (Polizei, Militär) ist. Wobei der Mob und die Ordnungsmacht zwischendurch auch mal im Eifer des Gefechts wie versehentlich aneinandergeraten können. Ohne dabei freilich das eigentliche Objekt des Pogroms, die Minderheit, aus den Augen zu verlieren. Daß es dabei, wie in Rostock, innerhalb der Ordnungsmacht durchaus untergeordnete einzelne geben kann, die den Pogrom ernsthaft verhindern wollen, ändert daran nichts.

Am Tag nach dem Pogrom phantasieren Ministerpräsident Berndt Seite (CDU) und sein (später entlassener) Innenminister Kupfer von Linken als Tätern: »Die Aktivitäten solcher Gewalttäter beschränken sich nicht allein auf Mecklenburg-Vorpommern. Wir kennen sie auch aus Brokdorf, aus der Hafenstraße in Hamburg, von der Startbahn West in Frankfurt und von Wackersdorf« (Berndt Seite). Vor allem aber erklärt der Ministerpräsident, was jeder zweite deutsche Politiker am Tag nach dem Brandanschlag erklärt: »Die Vorfälle der vergangenen Tage machen deutlich, daß eine Ergänzung des Asylrechts dringend erforderlich ist, weil die Bevölkerung durch den ungebremsten Zustrom von Asylanten überfordert wird.«

Insofern ist der Pogrom von Rostock ein glatter Erfolg: Ein Dreivierteljahr später, am 26. Mai 1993, beschließt der Bundestag die »Ergänzung«, will sagen: die Abschaffung des Asylrechts. Jochen Schmidt trägt diese Interpretation von der »kontrollierten Eskalation des Volkszorns mit dem Ziel, die SPD zum Einlenken in der Asylfrage zu zwingen«, vorsichtig als »These« vor. Doch selbst Hemdenwechsler Kordus beantwortet Schmidts Frage, ob »seiner Meinung nach Lichtenhagen passieren *sollte*«, von seinem spanischen Pensionärsdomizil aus mit einem schlichten »Ja.«

Jochen Schmidt: *Politische Brandstiftung. Warum 1992 in Rostock das Ausländerwohnheim in Flammen aufging*. Edition Ost, Berlin 2002, 220 Seiten, 12,90 Euro.

Florian Sendtner schrieb in KONKRET 7/02 über Möllemanns Heimspiel bei Beckmann

Konkret 09/02, S. 24

Stefan Frank

Von Fall zu Fall

Steht die Weltwirtschaft vor einer Krise, die mit der Großen Depression von 1929 ff. vergleichbar ist?

Wie des Praxiteles Statue in Olympia zeigt, hat sich Hermes, der Gott der Kapitalisten und Schelme, den rechten Arm gebrochen. Deshalb kann er nicht selbst schreiben, sondern beauftragt seine Priester in den Redaktionen, den Gläubigen die Wirtschaft auszulegen. »Der amerikanische Verbraucher« werde die Weltwirtschaft vor einer Krise bewahren, hatte die »Zeit« lange noch gehofft. Der heldenhafte Konsument ward nämlich für seinen unerschütterlichen Glauben an steigende Aktienkurse und eine florierende Wirtschaft vom Wirtschaftsgott mit einem besonderen Talent belohnt. Er kann mehr Geld ausgeben, als er besitzt.

»Alles schien gutzugehen« (»Zeit«, 1.8.). Doch dann waren plötzlich alle Unternehmensbilanzen wie verhext, es stimmte keine Zahl mehr. »Enron und Worldcom mußten kurz nach dem peinlichen Eingeständnis der geschönten Zahlen Konkurs anmelden.« – Peinlich? Allerdings: Cliff Baxter, der ehemalige Vizepräsident von Enron, war Ende Januar völlig totgeschossen in seinem Auto gefunden worden, weshalb er seine angekündigte Zeugenaussage leider erst vor dem Jüngsten Gericht zu Protokoll geben kann.

»Und jetzt?« fragt die »Zeit«, »welche krumme Bilanz fliegt als Nächstes auf?« – »Das Vertrauen in die Zahlen, in die Börse selbst, ist dahin.« Welch ein Unterschied zu früheren Zeiten, in denen die Börse bekanntlich ein Ort der Redlichkeit und der rechtschaffenen Christenmenschen gewesen ist. Es gab keinen Händler, der nicht lieber auf ein Vermögen verzichtet hätte, als einem anderen Schaden zuzufügen, denn die Moral war wichtiger als das Geschäft.

Und jetzt macht die betrügerische Börse den schönen Aufschwung kaputt. Es drohe die Gefahr, daß die »Wertvernichtung an den Aktienmärkten« die »reale Wirtschaft infiziert«, bangt der »Spiegel«. Ob er die Wirklichkeit spiegelverkehrt sieht? Wäre es nicht wahrscheinlicher, daß die Aktienkurse fallen, weil die wirtschaftliche Zukunft düster ist?

Unsinn, sagt die »Zeit«, die Aktionäre sind einfach zu dumm, »sie verkauften ihre Aktien, obwohl es der Wirtschaft zunehmend besser geht. Noch nie hat der US-Aktienmarkt während der ersten Monate einer Konjunkturerholung so schlecht abgeschnitten wie diesmal.« Die Sache beginnt, mysteriös zu werden. Ob die Aktionäre am Ende noch gar nichts von der guten Konjunkturlage wissen? Läsen sie die »Zeit«, dann erführen sie von Chefredakteur Joffe gleich auf der ersten Seite, daß in den USA »die Realwirtschaft mit über drei Prozent in einem Tempo« wächst, »das die Europäer nicht zu erträumen wagen und Rot-Grün in unbändige Siegerlaune versetzen würde«. Diese Nachricht wird sicherlich auch Alan Greenspan in Siegerlaune versetzen, seine Leute waren bei der Berechnung des Wirtschaftswachstums im zweiten Quartal 2002 nämlich nur auf lumpige 1,1 Prozent gekommen.

Was also ist zu tun, um den Aufschwung wieder in Schwung zu bringen? Vorderhand muß Herr Joffe in Amerika anrufen und die von ihm ermittelten korrekten Wirtschaftsdaten durchgeben. Wenn Greenspan dann erklärt, daß nach Rücksprache mit Mr. Joffe das Wachstum auf über 3 Prozent nach oben korrigiert werden müsse, wird das gewiß eine Kursrallye auslösen, der dann unweigerlich ein starker und anhaltender Wirtschaftsboom folgen wird.

New economy 1873 und 1929

Obgleich heute kaum jemand weiß, wie die Welt 1929 eigentlich aussah, ist es doch beruhigend, immer wieder zu hören und zu lesen, daß itzo alles ganz anders ist als damals. Daß den Börsenexperten der *Big bull market* von 1928/29 sehr wenig und der »Gründerboom« von 1871-1873 kaum dem Namen nach bekannt ist, läßt ihre Versicherungen, sie könnten keine Parallelen zu heutigen Ereignissen entdecken, besonders glaubwürdig erscheinen. Hätten sie nicht durch ihr wohlabgewogenes und nach allen Seiten abgegrenztes Wissen vorgesorgt, die Ähnlichkeiten der damaligen Boom-Bust-Zyklen mit der heutigen Börsenentwicklung könnten ihnen doch ein wenig aufs Gemüt schlagen.

Bis 1870 waren Aktien dem gewöhnlichen Bürgertum völlig unbekannt gewesen; es bewahrte sein Geld an den traditionellen Orten Strumpf und Sparkasse auf, bis auch bei ihm das Gründerfieber ausbrach. Otto Glagau, damals Journalist der »Gartenlaube«, schrieb später ein Buch, in dem er davon berichtete, wie plötzlich »jedes Blatt und jedes Blättchen« sich einen »Courszettel« zulegte und »eine ständige Rubrik für Börsennachrichten« und im Inseraten- wie im redaktionellen Teil »täglich Reclamen für neue Gründungen und neue Actien« brachte.

Der Gründerboom – heute sagt man: der »Neue Markt« – von 1871-1873 sah gar nicht besonders viele Gründungen, sondern bereits bestehende Unternehmen wurden zu Aktiengesellschaften umgewandelt. »Dies geschah überall unter Vornahme von Umwertungen und Wertheraufsetzungen, die nicht an den Bedingungen der gegenwärtigen, nicht einmal an den Bedingungen organischer Weiterentwicklung dieser gegenwärtigen Rentabilität orientiert waren, sondern an den Vorstellungen einer zukünftigen Prosperität, für die es keine Realitäts-, sondern nur Phantasiemaßstäbe gab« (Felix Pinner: *Die großen Weltkrisen*, Zürich 1937). Zum Glück sind solche Methoden heute nicht mehr vorstellbar.

Auf den Boom folgte ein großer Börsenkrach und eine über zwei Jahrzehnte anhaltende Periode der Deflation und wirtschaftlicher Stockungen, die nur von kurzen Aufschwüngen unterbrochen wurde. In Deutschland gründeten manche, die an der Börse Geld verloren hatten, antisemitische Vereine.

Die Depression von 1873-1895 war ein weltweites Ereignis, das im Jahr 1928 auch in den USA noch dunkel in Erinnerung war, aber eine Wiederkehr hielt man damals nicht für möglich, schließlich hatten die USA seit 1924 eine große Prosperität erlebt (die sie ihrem republikanischen Präsidenten Calvin Coolidge zuliebe »*Coolidge prosperity*« nannten). Die Zahl der Auto- und Radiobesitzer nahm rasant zu, die Häuser- und Grundstückspreise galoppierten, und der Dow Jones war von 1924 bis 1928 von 100 auf 200 Punkte gestiegen. Der Konjunktur-Zyklus schien seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Aber der *Big bull market* begann erst im Frühjahr 1928, als einige sehr reiche Spekulanten anfingen, in großem Volumen Aktien zu kaufen. Sie wußten, daß General Motors gerade gute Geschäfte machte, und auch einige andere Unternehmen standen gut da. Vor allem aber wußten sie, daß das verehrte Publikum ihnen bald folgen würde.

Es ließ sich dann auch nicht lange bitten und stürzte sich vorzugsweise auf alles, was nach High-Tech aussah: Autos, Kupferförderung und Telekommunikation. Die Yahoo-Aktie der späten zwanziger Jahre: Radio Corporation of America. Eine *New era* wurde ausgerufen. Denen, die skeptisch waren, sagte man, der Börsenaufschwung habe ja gerade erst angefangen, in ein paar Jahren würden die Kurse von 1928 lächerlich niedrig aussehen. Jeder hatte gehört, wie viele Millionen irgend jemand verdient habe, der 1919 so clever gewesen war, hundert Aktien von General Motors zu kaufen und dann zu halten.

Die Tatsache, daß die Verschuldung vieler Amerikaner stark gestiegen war (zwischen 1924 und 1929 hatte sich allein die Hypothekenschuld von 15 auf 30 Milliarden Dollar verdoppelt), nahm man für ein gutes Zeichen: Die Verbraucher hatten Vertrauen in ihre Wirtschaft.

Am 15. Oktober 1929, als die Aktien schon heftig ins Trudeln gekommen waren, sagte ein Manager der Cleveland Trust Company: »There does not seem to be as yet much real evidence that the decline in stock prices is likely to forecast a serious recession in general business.« Zwei Tage später äußerte ein Professor namens Irving Fisher, die Aktienkurse hätten ein Niveau erreicht, das er für ein »permanently high plateau« hielt, in einigen Monaten würde die Börse schon wieder »a good deal higher than it is today« sein. Im Frühjahr 1930 erklärte Julius H. Barnes, Vorsitzender der von Präsident Hoover eingerichteten National Business Survey Conference, die Rezession offiziell für beendet.

2002: Welcher Fall ist der Fall?

Derzeit herrscht in den USA nicht nur in den Unternehmensbilanzen Unordnung, sondern auch bei den Zahlen, die der Staat veröffentlicht. Kürzlich wurde das Wirtschaftswachstum des Jahres 2001 korrigiert: Bei genauerem Hinsehen hatte man feststellen müssen, daß das Bruttoinlandsprodukt nicht, wie zuvor behauptet, um 1,2 Prozent, sondern lediglich um 0,3 Prozent gewachsen war. Auch belegen die revidierten Zahlen, daß die US-Wirtschaft 2001 neun Monate lang schrumpfte, so daß die Rezession nun amtlich beglaubigt ist.

Geht den USA bald das Gas aus? Nach Enron sehen nun auch die Gas- und Stromhändler Dynegy, Mirant und Reliant sehr bankruptiös aus. Alle drei haben Umsätze von je 30-40 Milliarden US-Dollar und waren an der Börse zusammen einmal über 80 Milliarden Dollar wert. Nachdem die Zinsen fast schon so tief gefallen sind wie im Wirtschaftswunderland Japan, haben sowohl der Immobilienmarkt als auch die Refinanzierung der Hypotheken (vgl. KONKRET 6/02) einen finalen Aufschwung genommen. Eine romantische Theorie der Wirtschaft sagt, die Verbraucher hätten ihren Job getan, nun müßte die Industrie folgen und wieder investieren.

Doch ist es eher wahrscheinlich, daß im Gegenteil bald die auf einem Chimborasso von Schulden sitzenden Verbraucher kapitulieren. Viele Banken haben, bewogen durch das schlechte Börsen- und Unternehmensgeschäft, das Geschäft mit Privatkunden forciert, denen sie immer mehr Geld an den Hals hängten, das sie zurückverlangen werden, wenn sich die Krise fortsetzt und die Banken selbst Geld brauchen. Das kann bald passieren, denn überall auf der Welt verlieren sie welches. Vielleicht sollten sie brasilianische Anleihen kaufen, die rentierten Anfang August schon mit 37 Prozent. Für die Krise in Brasilien wird der mutmaßliche Wahlsieg eines linken Präsidentschaftskandidaten verantwortlich gemacht. Das kann aber kaum der Grund sein, denn Uruguay steht noch schlechter da, und dort droht nicht die Demokratie auszubrechen.

Und die Immobilien? In Japan begann der Immobilienkrach zwei Jahre nachdem die Aktienkurse angefangen hatten zu rutschen. Die riskantesten Vermögenswerte werden als erstes liquidiert, Geld fließt in vermeintlich »sichere« Immobilien. Da die Zinsen in der Rezession sinken, nutzen viele diese »günstige« Gelegenheit zum Häuserkauf. Die berühmtesten Wolkenkratzer der USA sind (bzw. waren) Denkmäler früherer Rezessionen.

Immobilienpreise und Anleihen, die Hand in Hand gestiegen sind, werden wohl auch in Eintracht fallen. Es ist eine Domino-Reihe, die von beiden Seiten her zum Umfallen gebracht werden kann. Entweder die Anleihenbesitzer entscheiden, daß nach der größten Rentenhausse aller Zeiten und extrem niedrigen Zinsen die Risiken überwiegen, und

ziehen ihr Geld ab, wodurch den Immobilien die liquide Nachfrage entzogen wird. Oder die Immobilienpreise rutschen zuerst und lassen die Kreditgeber um ihre Gelder bangen. Da viele Häuser mit nur 5 Prozent Eigenkapital finanziert sind, führt schon ein leichter Preisrückgang dazu, daß manche Hausbesitzer mehr Schulden haben, als ihr Haus wert ist. Im einen wie im anderen Fall kann die Kreditblase sehr schnell platzen.

Ist nun die jetzige Situation der USA so schlimm wie die von 1929? Nein. Sie ist schlimmer. Bis 1936 hatten die USA eine aktive Handelsbilanz und keine so hohe Staatsverschuldung.

Anfang August kündigte die englische Königin an, Greenspan zum Ritter schlagen zu wollen. Nicht weil er einen grünen Drachen getötet und eine Prinzessin befreit hat, sondern in Anerkennung folgender Heldentaten: »outstanding contribution to global economic stability and the benefit that the UK has received from the wisdom and skill with which he has led the U.S. Federal Reserve«. Das nennt man: zum Schaden den Spott fügen.

Stefan Frank schrieb in KONKRET 8/02 über die neue soziale Bewegung »Stoiber«

Konkret 09/02, S. 26

Robert Kurz

Letzte Ausfahrt Bagdad

Der geplante Angriff auf den Irak markiert eine Zäsur in der Entwicklung der demokratischen Weltordnungskriege

Die Ultima ratio des Kapitalismus ist seit jeher der Krieg als Fortsetzung der Konkurrenz mit anderen Mitteln. Aber die Konkurrenz geht nicht im Kampf um materielle Gegenstände des Interesses auf, etwa wie sich Kinder um ein Stück Kuchen balgen, sondern sie exekutiert gleichzeitig den irrationalen Selbstzweck der Verwertung des Werts. In der langen Epoche der ersten industriellen Revolution war die Konkurrenz mit den Kriegen der polyzentrischen nationalimperialen Ausdehnungsmächte vermittelt. Aus der zweiten industriellen Revolution ging dagegen der bipolare Kalte Krieg (mit seinen zahlreichen »heißen« Stellvertreterkriegen) zwischen den beiden Supermächten USA und Sowjetunion hervor, in dem sich die Konkurrenz des alten westlich-atlantischen Zentrums des Kapitalismus mit den historischen Nachzüglern der »nachholenden Modernisierung« an der östlichen und südlichen Peripherie des Weltmarkts niederschlug. Die dritte industrielle Revolution schließlich setzte einen globalen Krisenprozeß neuen Typs frei, in den der Untergang des sowjetischen Staatskapitalismus und das Scheitern der gesamten Peripherie an den Kriterien des Weltmarkts eingeschlossen ist. Zurück blieb die monozentrische Machtstruktur eines »ideellen Gesamtimperialismus« unter der unanfechtbaren Führung der letzten Weltmacht USA, der die Weltpolizeikriege gegen die Produkte der vom Kapital selbst produzierten Weltkrise (Zusammenbruchspotentaten, Warlords, Fürsten des Terrors) entsprechen.

Es gibt kein Zurück zum alten innerimperialistischen Kampf nationaler Ausdehnungsmächte, ebensowenig wie es ein Zurück zur Dampfmaschine oder zu den Schlachtschiffen gibt. Wie es scheint, ist die übergreifende Irrationalität der Produktionsweise global reif geworden. Der wahnhafte Selbstzweckcharakter und der durchaus weiter wirksame binnenrationale Interessenmaterialismus können nicht mehr zur Deckung gebracht werden, wie es in den früheren Akkumulationsschüben nach Krise und Krieg immer wieder möglich war. Die neuen Produktivkräfte haben, wie von Marx logisch deduziert, nun auch empirisch die Akkumulationsfähigkeit ausgehöhlt. Die Fähigkeit des Kapitals zur Reabsorption von Arbeit auf neuer Stufenleiter erlischt, es werden schubweise ungeahnte Massen von »Überflüssigen« in planetarischem Maßstab hervorgebracht. Dem entspricht auf der politisch-militärischen Ebene, daß es keine Gegenmacht mehr gibt. Auch die demokratischen Weltpolizeikriege setzen die Konkurrenz fort, aber das monozentrisch gewordene und globalisierte Kapital trifft dabei unmittelbar auf sich selbst, auf seine eigenen Krisengespenster. Damit zeigt sich auch in politisch-militärischer Hinsicht, was Marx im ökonomischen Sinne formulierte, nämlich daß die Schranke des Kapitals das Kapital selbst ist.

Wenn die Welt nicht mehr zur Verwertung taugt, dann soll sie vernichtet und ganz in die metaphysische Leere der Wertform aufgelöst werden. Diesem geheimen absoluten Krisenprogramm folgen die Warlords und religiösen Wahnsinnigen ebenso wie die demokratischen Weltordnungskrieger, Bush nicht weniger als Bin Laden. Auch Milosevic und Saddam Hussein sind in diese Logik hineingeraten, aber als Dinosaurier der vergangenen Epoche »nachholender Modernisierung«. Ob sich Selbstmordattentäter mit gekaperten Passagierflugzeugen auf die Twin Towers stürzen, die US-Militärmaschine afghanische Hochzeitsgesellschaften pulverisiert, die Pentagon-Strategen an Miniatur-Atombomben basteln oder Saddam über seinen Giftgasvorräten brütet: Überall schimmert ein diffuser, die Selbstvernichtung einschließender Vernichtungswille durch, der sich vom Interessenmaterialismus losreißt, gerade weil dessen Form zur Naturform gemacht worden ist.

Natürlich erinnert all das an die Nazis, bei denen sich das nationalimperiale »rationale Interesse« mit dem irrationalen Vernichtungsprogramm des eliminatorischen Antisemitismus und der schließlichen Selbstvernichtung verband. Damals, an der Schwelle der noch nicht ausgeschöpften zweiten industriellen Revolution, konnte sich diese Konsequenz als Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise nur in Deutschland aufgrund seiner spezifischen Geschichte durchsetzen. In der neuen Weltkrise wiederholt sich die Geschichte nicht. Das nie überwundene, weil dem Kapitalverhältnis inhärente antisemitische Syndrom kehrt in großem Maßstab wieder, aber eingeschlossen in einen allgemeineren, global diffundierenden Zerstörungsprozeß. Dieselbe Vernichtungslogik nimmt universelle, nicht mehr national isolierbare Verlaufsformen an.

Es ist kein Zufall, daß sich gerade in den westlichen Ländern gleichzeitig eine »Kultur des Amoklaufs« herausgebildet hat (real und virtuell). Amokläufer und Selbstmordattentäter sind verwandte Figuren, in beiden verschmelzen die Motive von Mord und Selbstmord. Und in beiden Fällen handelt es sich nicht um eine individuelle, sondern um eine gesellschaftliche Psychopathologie. Sowohl die jugendlichen Täter der Schulmassaker in Littleton und Erfurt als auch die islamistischen Selbstmordterroristen sind durchweg gut angepaßte Subjekte der »instrumentellen Vernunft«. Sie bringen in der verwildernden Konkurrenz unmittelbar deren irrationale Konsequenz zum Vorschein: die gleichzeitig symbolische und reale Inszenierung eines finalen Abgangs mit maximaler Vernichtungswut.

Auf ein solches Finale droht auch die globale kapitalistische Repräsentanzmacht USA zuzusteuern. Wenn die Lage ausweglos erscheint, könnte der losgelassene Militärapparat den Amoklauf als letzte Konsequenz des zerfallenden

Konkurrenz-systems im großen Maßstab veranstalten. Der kapitalistischen Subjektivität überhaupt brennt die Sicherung durch, und warum sollte ausgerechnet die Spitze der letzten Weltmacht davon ausgenommen sein? Die Triebkraft ist ganz offensichtlich der bis jetzt nicht aufgefangene Crash des Finanzblasen-Kapitalismus, der in den neunziger Jahren mit fiktivem Kapital die Weltkonjunktur gefüttert hatte. Die größte Baisse der Nachkriegsgeschichte hat nun die USA erreicht und droht mit Megapleiten auf die Realkonjunktur überzuspringen. Mit unabsehbaren Folgen ist sowohl die weitere Finanzierung des astronomischen US-Handels- und Leistungsbilanzdefizits als auch des High-Tech-Militärapparats akut in Frage gestellt.

Unter diesen Bedingungen bröckelt die ideologische Legitimation von »freedom and democracy«. Der fieberhaft vorbereitete Angriff auf den Irak markiert einen Umschlagspunkt in den Weltordnungskriegen. Erstmals wird nicht nur ganz offen die großflächige Zerstörung und weit über den zynischen Terminus der »Kollateralschäden« hinaus der massenhafte Tod der Zivilbevölkerung ins Auge gefaßt, sondern auch das Risiko einer völligen Destabilisierung ausgerechnet der zentralen Ölregion in Kauf genommen. Die in der US-»Expertendebatte« vorgebrachten Begründungen sind abenteuerlich und nichts als durchsichtige Rationalisierungen; etwa wenn erwogen wird, Saudi-Arabien und Kuwait fallenzulassen, um mittels eines im Irak installierten Marionettenregimes den Ölpreis dauerhaft zu drücken. Das Resultat wäre der ökonomische Ruin des gesamten arabischen Raums, das blutige Ende aller prowestlichen Regimes und der Notstand einer kaum durchzuhaltenden US-Militärdiktatur über den Nahen Osten.

Billiges Öl ist zwar der Treibstoff der kapitalistischen Verbrennungskultur, aber es konstituiert nicht per se Akkumulationsfähigkeit. In demselben Maße, wie die Weltkrise das Zentrum erfaßt, schlägt der Ölmaterialismus unmittelbar in Irrationalität um. Die Flucht nach vorn in den militärischen Amoklauf vollzieht sich um so sicherer, je weniger der Finanzcrash noch zu bewältigen scheint. Nicht aufgrund ihrer größeren Zurechnungsfähigkeit geben sich die EU-Staaten als Bedenkenträger, sondern bloß weil sie nicht selbst den Finger am Abzug haben.

Robert Kurz erklärte in KONKRET 8/02 den Börsencrash

Konkret 09/02, S. 28

Manfred Sohn

Nie wieder Scheckbuch

Schröders »Nein« zum Irakkrieg ist nicht nur ein Wahlkampfmanöver und hat mit Friedenspolitik dennoch nichts zu tun

»Der Kanzler braucht einen Krieg, ... keinen wirklichen, ... nur als Möglichkeit, als Bedrohung«, tobte Berthold Kaiser am Nagasaki-Tag auf Sei- te 1 der »FAZ« und behauptete damit ein weiteres Mal, was unzählige seiner Journalistenkollegen schon die ganze Woche vorher gemutmaßt hatten: Das laute »Nein!« Schröders zum geplanten Feldzug gegen den Irak, das er zum Wahlkampfauftakt am 5. August in Hannover in die Mikrofone rief, sei nichts als ein Stimmenfangmanöver.

Dafür spricht in der Tat einiges. In Umfragen sprechen sich rund 90 Prozent der Wahlbürger gegen eine Teilnahme Deutschlands an Militäraktionen gegen Bagdad aus. Es wäre für jeden ordentlichen Wahlkämpfer schlicht hirnrissig, dieses Potential allein der PDS zu überlassen, statt zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: die Schmuddelsozialisten aus dem Parlament zu kehren und aus dem »Antikriegs«-Reservoir so viele Stimmen zu fischen, daß es am 22. September dann doch noch reicht. Kein Wunder, daß Fischer auf diesen neuen Friedenzug aufsprang – und dabei dann noch Schröder in die nationalistische Ecke zu drücken versuchte, indem er sagte, er wolle aus dem deutschen »Nein«, das ja einen nationalistischen Irrweg bedeute, ein europäisches »Nein« machen.

Sicher ist wohl nur eins: Nach dem 22. September ist das alles nichts mehr wert. Am 23. September treffen sich die Staats- und Regierungschefs der Nato, um über das weitere Vorgehen im Nahen Osten zu sprechen. Wahrscheinlich hält die Schamfrist bis dahin, weil die USA ja bekanntermaßen selbst noch nicht soweit sind, bald loszuschlagen. Aber jedem denkenden Menschen ist klar, daß zwischen dem 23. September und dem Frühjahr, in dem es spätestens losgehen soll, ein paar »neue Erkenntnisse« auftauchen werden, die Außenminister Fischer – wenn er den Job dann noch hat – vor die Kamera treiben, wo er mit sorgenzerfurchter Miene darauf hinweisen wird, daß schreckliche neue Tatsachen die Deutschen nun zwingen würden, doch mitzufliegen und mitzubomben.

Also alles Asche? Doch wohl nicht ganz. Bleiben wir noch ein wenig auf der Wahlkampfbühne. Kurz nach Schröders Äußerung mahnte Schäuble, der sich als Außenpolitiker in Stoibers »Kompetenzteam« gebettelt hatte, obwohl klar ist, daß nicht er, sondern ein FDPler gegebenenfalls Fischer beerbt, diesen »deutschen Sonderweg« nicht zu betreten, sondern fest an der Seite der USA zu bleiben. Davon war kurz danach aber schon nichts mehr zu hören; statt dessen erklärte Stoiber am 8. August in Prizren, der deutsch verwalteten Provinzstadt im Kosovo, daß die Bundeswehr hinsichtlich ihrer Außeneinsätze an der Kapazitätsgrenze angelangt sei. Das war deutlich, auch wenn er sich hinterher weigerte, noch etwas zum Irak zu sagen, weil dazu zur Zeit keine Entscheidungen anstünden.

Die Kosten-Nutzen-Rechnung

Der Wahlkampf verbirgt in der Regel mehr als er zeigt. In diesem Fall aber wird nicht gelogen. Es gibt nicht nur in den USA, sondern in weit stärkerem Maße in Deutschland erhebliche Zweifel am Nutzen eines Kriegs gegen den Irak. Lassen wir das Menschenrechtsgetröte, das in der Politik billig ist wie Himbeeren im Sommer, beiseite. Vergessen wir auch das Massenvernichtungsgeschrammel, das so tut, als könne der Irak in den nächsten Monaten die USA ausradieren.

Worum es geht, ist so klar wie 1991: Es geht um Öl. Der Irak ist das Land mit den zweitgrößten Ölreserven der Welt. Offiziell fördert es heute pro Tag 1,2 Millionen Barrel, Bagdad selbst hat angekündigt, es könne die Fördermenge nach Aufhebung der Wirtschaftssanktionen auf 6 Millionen erhöhen. Das würde den Ölpreis deutlich drücken – und damit die Produktionskosten der kränkelnden Wirtschaften in den USA, der EU und Japan senken. Es würde aber den Irak zu etwas machen, was 1991 ja gerade vermieden werden sollte: zu einer von den USA unabhängigen, große Teile Arabiens dominierenden Mittelmacht. Die eindeutig reizvollere Variante ist, den früheren Kumpel Hussein zum Teufel zu jagen und die Förderung dieser Reserven direkt in die treuen Hände der US-Ölkonzerne zu legen. Der Widerstand der gesamten Region gegen einen Angriff auf Bagdad resultiert zum guten Teil daraus, daß der dann folgende Ölpreisverfall beispielsweise die Staatseinnahmen Saudi-Arabiens, die zu zwei Dritteln aus Ölerlösen resultieren, dramatisch reduzieren würde. Aus dieser Annahme resultierende Vorbehalte der arabischen Welt machen eine zuverlässige Einkreisung des Irak schwierig, und das wiederum schmälert die Aussicht auf einen schnellen Sieg.

Die Lage ist unübersichtlich, und bekanntlich sind Kriegsergebnis-Vorhersagen noch unzuverlässiger als Wettervorhersagen. Das ist der eine Grund für das deutsche Zögern: Die Deutschen spüren die Unsicherheit selbst des Pentagon. Und für den Fall des Scheiterns der USA wären Dokumente der Distanz für spätere Wirtschaftsverträge deutscher Konzerne mit dem Irak hilfreich.

Der Irak ist weit davon entfernt, isoliert zu sein. Innerhalb der letzten Jahre ist es Hussein gelungen, mit zehn arabischen Staaten Freihandelsabkommen zu schließen, und auch das US-treue Saudi-Arabien hat die Verhandlungen um seinen

Beitritt zu dieser neuen, um den Irak herum gruppierten Freihandelszone zum Leidwesen Washingtons nicht verschleppt, sondern in den letzten Wochen intensiviert.

Über das UN-Programm »Öl für Nahrung« hat der Irak seit 1997 insgesamt Öl für 36 Milliarden Dollar exportieren können. Jeder halbwegs Informierte weiß, daß damit Nahrungsmittel und Medizin meist nicht zu dem Zweck gekauft wurden, um sie an die Bevölkerung weiterzugeben, sondern daß diese Waren für Devisen via Jordanien, Iran, Syrien und auch Saudi-Arabien wieder in den Weltmarkt zurückflossen. Dazu kommen nach vorsichtigen Schätzungen pro Jahr wenigstens zwei Milliarden harte Devisen aus den Verkäufen geschmuggelten Öls. Der Irak ist also kein armes Land; er verfügt Jahr für Jahr über eine liquide, wahrscheinlich zweistellige Dollar-Milliardensumme für Militärprogramme.

Die Abwicklung all dieser Geschäfte läuft über die angrenzenden arabischen Staaten. Was das mit deutscher Politik zu tun hat, ist rasch erklärt. Gehen wir, einen Atlas und den *Fischer Weltalmanach* auf dem Schreibtisch, die Anrainerstaaten durch:

· In Saudi-Arabien rangiert Deutschland mit sieben Prozent Importanteil nur an vierter Stelle hinter den USA, Japan und Großbritannien.

· Im Iran aber (der zweite Schurkenstaat, der an der Reihe wäre, wenn Bush mit Hussein fertig ist) rangiert Deutschland mit 11 Prozent aller Importe auf Platz 1 – die USA tauchen dort auf den ersten 9 Plätze nicht auf.

· Ebenfalls Platz 1 – mit 15 Prozent aller Importe – nimmt Deutschland in der Türkei, dem nördlichen Nachbarn des Irak, ein. Die aktuellen Regierungswirren dort haben auch damit zu tun, daß die USA versuchen, dieses Land zur Startrampe gegen den Irak zu machen, die gegenwärtige Regierung in den letzten Jahren die Beziehungen zu Bagdad jedoch deutlich und profitabel verbessert hat.

· In Syrien ist Deutschland hinter Frankreich mit 7,8 Prozent aller Importe Handelspartner Nummer 2.

· Haupthandelspartner von Jordanien ist mit 15 Prozent aller Importe (sogar nach offiziellen Angaben) der Irak, Nummer 2 Deutschland mit 11,5 Prozent.

Fazit: Der Irak handelt (mit nicht ab-, sondern zunehmender Intensität) fleißig mit den meisten seiner Nachbarn, teilweise legal, zu erheblichen Teilen wahrscheinlich am Uno-Boykott vorbei. Geld und Handelsgüter werden dort gewaschen. Das Land der Ersten Welt, dessen Industrie von diesen Staaten und damit indirekt von Iraks Ölerlösen am meisten Aufträge bekommt, ist Deutschland. Und Deutschland soll für einen Krieg mit ungewissem Ausgang diese fein gewobenen Handelsbeziehungen aufs Spiel setzen? Kaufmännische Überlegungen sind daher neben dem Zweifel am schnellen Sieg der zweite Grund für die neuen Regieanweisungen an die deutsche Wahlkampfbühne.

Der dritte Grund

Wenn man schon mitmachen soll beim Überfall, dann muß was bei rumkommen. So etwas wie 1991, wird sich mancher in den deutschen Führungszirkeln sagen, läuft nicht noch mal. Der erste Golfkrieg hatte 61,1 Milliarden Dollar gekostet. Davon zahlten die USA nur 7,4 Milliarden, den Rest teilten sich überwiegend Saudi-Arabien, Kuwait, Japan und Deutschland. Bonn war mit einem 18-Milliarden-DM-Scheck dabei.

Angesichts dieser Summe ist der Ertrag eher mager ausgefallen. Weder in Kuwait noch in Saudi-Arabien ist es Deutschland gelungen, auf einen der beiden vorderen Plätze in der Importbilanz zu kommen. In beiden Ländern dominieren Maschinen und chemische Erzeugnisse »Made in USA« und »Made in Japan.« Die enge deutsche Verflechtung mit den beiden arabischen Schmuddelkindern Iran und Irak resultiert also zu einem Teil auch daraus, daß die Scheckbuchdiplomatie kaufmännisch gesehen ein Flop war. Wer die Studien Rosa Luxemburgs über die Rolle der Gewalt in der Geschichte der Klassengesellschaft gelesen hat, weiß, daß Ausbeutung ohne Gewalt nicht funktioniert. Die Macht kommt nicht aus den Gewehrläufen allein, aber das Scheckbuch ist nichts wert ohne das Gewehr. Diese Lehre hat sich im Golfkrieg 1991 erneut bewahrheitet. Der projektierte Golfkrieg ’03 wird mindestens so teuer wie der letzte. Das wären nach heutigen Preisen rund 80 Milliarden Dollar. Davon hätte dann Deutschland nach dem alten Schlüssel rund 8 Milliarden Euro zu tragen. Klar jedenfalls ist: Wenn Berlin sich jetzt an die Seite Washingtons stellt, antwortet Bush darauf mit der Forderung nach finanzieller Beteiligung. Die aber wird nach allen Erfahrungen keinen Ertrag bringen.

Wenn schon Krieg – das ist die Lehre, die Schröder und Fischer aus dem 1991er Flop gezogen haben – , dann nicht nur mit Geld, sondern mit Mann und Material. Also haben sie die Bundeswehr in alle Welt geschickt. Zur Zeit stehen deutsche Truppen in zehn Ländern außerhalb der deutschen Grenzen. Schröder selbst erklärte Anfang Juli, Deutschland habe nach den USA »die zweitmeisten« Soldaten Out of area stationiert – noch mehr als die Briten und Franzosen. Aber nun gibt es ein Problem. »Frankfurter Rundschau« (12.8.02): »Wäre ein weiterer Einsatz der Bundeswehr im Ausland überhaupt zu stemmen?« Verteidigungsminister Peter Struck: »Nein, weder finanziell noch personell.«

Die dritte Überlegung, die hinter den gegenwärtigen Wahlkampfmanövern als rationaler Kern des (vorläufigen) deutschen Zögerns steht, geht ungefähr so: »Wir wollen ja mitmachen, aber wir wollen auch was davon haben. Das bekommen wir

aber nur, wenn wir vorne mitkämpfen dürfen. Dazu müssen wir aber militärisch erst mal stärker werden, als wir sind. Also habt, liebe Amis, bitte Verständnis, daß wir uns dieses Mal noch ein bißchen zurückhalten. Weil Wahlkampf ist, machen wir daraus nach außen eine Prinzipienfrage. Auch dafür werdet Ihr Verständnis haben.«

So erklärt sich manches. Zum einen fällt auf, wie wenig sich die US-Presse zur Zeit an den Schröder-Reden reibt. Zweitens: Wenn es Schröder/Fischer ernst meinen mit ihrem »Nein zum Krieg gegen den Irak!« – warum ziehen sie dann nicht die Panzer aus Kuwait ab, die sich gerade auf ein Manöver vorbereiten? Auffallend ist drittens, daß Stoiber in Prizren erklärte, die Frage des Irak müsse später entschieden werden, auf jeden Fall aber müßten die Deutschen länger als geplant auf dem Balkan stationiert bleiben.

Stoiber und Schröder steuern denselben Kurs: Mit den noch bescheidenen Kräften das Erreichte sichern; im Irak sehen, wie sich die Dinge entwickeln; es sich mit keinem verscherzen und alle Optionen offenhalten. Deshalb kommt Herr Kohler von der »FAZ« denn auch zu einem fast schon versöhnlichen Schluß: »Deutschland muß seine Interessen ... selbst definieren und verfolgen. Das kann – manchmal muß es – dazu führen, daß Berlin zu anderen Schlüssen kommt als etwa Washington, auch in der Frage, ob es gefährlicher ist, gegen Saddam anzutreten oder ihn weiter gewähren zu lassen. Das Ausmaß des Schadens, den eine falsche Antwort zur Folge haben könnte, verbietet Wunschdenken und leichtfertige Festlegungen – in jeder Richtung.«

Struck äußerte sich im »FR«-Interview fast genauso, als er den »deutschen Weg« definierte: »Es ist eine Beschreibung der Tatsache, daß wir national souverän sind – und daß wir auch im nationalen Interesse entscheiden können, wie wir uns in bestimmten Situationen verhalten. Wir sind nicht die Mündel der Vereinigten Staaten.«

Manfred Sohn schrieb in KONKRET 9/99 eine Bilanz nach einem Jahr Rotgrün

Konkret 09/02, S. 30

Konrad Ege

Neue Freiheit

Planen die USA den ersten Präventivkrieg in der Geschichte der One World?

Im Krieg gegen den Irak gehe es, behauptete George Bush sen. 1991, nicht um Erdöl, sondern um Völkerrecht. Saddam Hussein sei schließlich in Kuwait einmarschiert. Das könne die internationale Gemeinschaft nicht hinnehmen, sagten auch in Deutschland viele Intellektuelle. Angeblich geht's auch 2002 bei den Kriegsvorbereitungen gegen Saddam nicht um Öl. Vielmehr müsse die ganze Welt vor den irakischen Massenvernichtungswaffen geschützt werden. Auftakt wohl zum ersten Präventivkrieg der unipolaren Weltordnung.

Und nun wartet die Menschheit. Zuschlagen, fordern die Falken, die US-amerikanische Glaubwürdigkeit stehe auf dem Spiel. Was aber plant George Bush jun., um den Fehler seines Papas auszubügeln und seine erklärte Ankündigung wahrzumachen, den irakischen Diktator zu »entfernen«? Attentate und Stärkung der zerstrittenen irakischen Opposition? Attacken mit intensiven Luftangriffen, Spezialeinheiten und etwa 50.000 Mann und Frau von Kuwait aus? Einen Bodenkrieg mit mehr als 200.000? Oder etwas ganz anderes? Ein Verantwortlicher der Demokratischen Partei mutmaßte Anfang August, die Regierung plane möglicherweise eine »October Surprise«, eine Überraschung im Oktober, Patriotismusförderndes kurz vor den hart umkämpften Kongreßwahlen am 5. November. Bush freilich will noch »keine Angriffspläne auf dem Schreibtisch liegen« haben, sagt er und beschwichtigt die Freunde im Ausland. Es darf also spekuliert werden; manche werfen einen Blick auf die Bewegungen auf dem Erdölmarkt, manche verfolgen in der »New York Times« »bekanntgewordene« Angriffspläne, manche lesen im Kaffeesatz.

Während das »Was und Wann« in Frage stehen, gibt es schon seit einiger Zeit keine Zweifel an der amerikanischen Kriegsbereitschaft. Vor zwei Jahren – noch im Präsidentschaftswahlkampf – erklärte George W. Bush, Saddam müsse mit einem »allumfassenden« Militärschlag (»the full force and fury of a reaction«) rechnen, sollte er kurz vor dem Nuklearwaffenbesitz stehen. Bush berief Politiker in sein Kabinett, die bereits im Januar 1998 in einem Brief an den damaligen Präsidenten Bill Clinton gefordert hatten, »Saddam und dessen Regime« abzusetzen. Das müsse »langfristig« zum Ziel der amerikanischen Politik erklärt werden, betonten die Unterzeichner, unter anderen Donald Rumsfeld (jetzt Verteidigungsminister), Paul Wolfowitz (sein Stellvertreter), Richard Armitage (Außenministerium) und Zalmay Khalilzad (Statthalter in Afghanistan).

Das nach dem Golfkrieg praktizierte Containment von Saddam Hussein mit Sanktionen und Luftraumüberwachung war den Bellizisten nicht mehr genug. Die USA könnten den ehemaligen »Partnern« aus der Golfkriegskoalition angeblich nicht länger vertrauen, daß sie die Sanktionen aufrechterhalten. Außerdem könnten die USA nicht mehr sicherstellen, daß Saddam keine Massenvernichtungswaffen produziere. Nur: Vor dem 11. September 2001 hatten Bush, Rumsfeld und Gesinnungsgenossen keine »verkaufbaren« Beweggründe für einen Angriff gefunden. Wenn man aber jetzt die »Fakten« zum Sprechen bringt (also Saddam irgendwie mit den Massenmördern vom World Trade Center liiert und Mutmaßungen über B- und C-Waffen im Irak zur Gewißheit erklärt), sieht's eventuell anders aus. Zumindest für die Machthaber in den USA, die sich für kompetent halten, unter den zahlreichen Diktatoren der Welt den vermeintlich Schlimmsten zum Abschuß freizugeben. Selbst die meisten Kritiker in den USA diskutieren inzwischen nur noch, auf welche Weise Saddam Hussein aus dem Weg geräumt werden soll. Nach dem »Ob« fragt keiner mehr.

Nun bietet sich die Gelegenheit, die »beiden überragenden außenpolitischen Initiativen« der Regierung Bush (so der Friedensforscher Michael Klare) zusammenzubringen. Den Kampf gegen den »Terrorismus« und die »Sicherung« des begehrten Rohstoffes Erdöl. Wie Vizepräsident Richard Cheney schon im Mai 2001 in seinen energiepolitischen Richtlinien bestimmte: Der Präsident müsse »Energiesicherheit« zu einer »Priorität« der Außenpolitik machen; die USA bezögen derzeit die Hälfte ihres Öls vom Ausland, bis zum Jahr 2020 würde der Prozentsatz auf etwa zwei Drittel anwachsen. Freilich geht es nicht nur um den »Zugang« zum Öl, sondern um die Bedingungen seiner profitablen Nutzung. Im Irak, wo schätzungsweise zehn Prozent der weltweiten Vorräte lagern, gehen den USA langsam die Handlungsoptionen aus. Die US-Sanktionen können nicht ewig in Kraft bleiben, und Saddam Hussein würde nach ihrem Ende wohl kaum mit US-amerikanischen Ölkonzernen Geschäfte machen wollen.

Neben der Rüstungsindustrie ist wohl keine Industrie so eng mit den politischen Machthabern der USA verflochten wie die Erdölindustrie. Bereits 1952 befand der Nationale Sicherheitsrat der USA, es sei »unerläßlich«, daß Ölfirmen »profitabel und ungehindert arbeiten können«. 1980 erklärte Jimmy Carter, geschockt von der iranischen Revolution im Jahr davor: »Wir werden jeden Versuch außenstehender Mächte, die Kontrolle im Golf an sich zu reißen, als Angriff auf die lebenswichtigen Interessen der Vereinigten Staaten betrachten.« Und 1989 meinte Vater Bush: »Der Zugang zum Persischen Golf und den wichtigsten freundlichen Staaten der Region« sei »entscheidend wichtig für die Nationale Sicherheit der USA«. Man werde die »lebenswichtigen Interessen«, wenn nötig, auch »durch den Einsatz der US-Streitkräfte gegen die Sowjetunion und uns feindlich gesonnene regionale Mächte« verteidigen.

Wie schnell hat man doch die Geschichte der US-irakischen Beziehungen vergessen: 1958 stürzte Abdul Karim Kassem die irakische Monarchie. US-Präsident Eisenhower autorisierte den Einsatz von Atomwaffen, sollte Kassem Richtung Süden nach Kuwait marschieren. Und die CIA schickten Kassem ein vergiftetes Taschentuch, doch der war offenbar nicht verschnupft. Saddam Hussein, Staatsoberhaupt seit 1979, Giftgasmörder, Tyrann, Angriffskrieger und vieles mehr, hat lange Zeit in die strategischen Pläne der USA gepaßt. Ein kurzer Ausflug in die Geschichte illustriert die Washingtoner Scheinheiligkeit, die bei den »Sorgen« um mögliche irakische Massenvernichtungswaffen zum Ausdruck kommt. Rumsfeld, zum Beispiel: Im Dezember 1983 war der heutige Scharfmacher im Auftrag Ronald Reagans bei dem zuvor isolierten Saddam in Bagdad, um »Themen gemeinsamen Interesses« zu besprechen; im März 1984 beriet er sich nach Presseberichten mit dem irakischen Außenminister. Ein paar Monate später normalisierten Reagan und Saddam die US-irakischen Beziehungen.

Damals herrschte Krieg; Saddam hatte 1980 den amerikanischen Erzfeind Iran angegriffen, offensichtlich in der Hoffnung, Ayatollah Khomeinis Militär würde nach ein paar Wochen zusammenbrechen. Falsch kalkuliert, und Mitte der achtziger Jahre suchte (und bekam) Saddam offensichtlich Hilfe aus dem Westen. Damals berichtete die Uno bereits über den Einsatz chemischer Waffen gegen iranische Soldaten. Was Rumsfeld nicht gestört zu haben scheint. Saddams gelegentliche Drohungen, Israel zu zerstören, wurden überhört. Es waren eben andere Zeiten. Bei seinem Angriff auf Kuwait im Sommer 1990 verrechnete sich Saddam dann allerdings erneut. Zehntausende Iraker wurden von den »Wüstensturm«-Koalitionsstreitkräften getötet. Vater Bush wollte Saddam allerdings nicht an den Kragen. Besser ein geschwächter Diktator als ein zersplitterter Irak. So durfte Saddam sogar die Aufständischen im Süden besiegen.

Das »Wüstensturm«-Massaker macht den Kiegsplanern ebenso Hoffnung wie der zügige Erfolg in Afghanistan. Der Irak sei heute »viel schwächer als während des Golfkriegs«, behauptet Richard Perle, Vorsitzender des einflußreichen Rats für Verteidigungspolitik im Pentagon. Ähnlich äußerte sich auch Anthony Cordesman, vielzitierter Experte vom Center for Strategic and International Studies in Washington. Aber wenn der Irak jetzt so viel schwächer ist als damals, warum muß er dann angegriffen werden? Das hat Bush noch nicht begründen können. Die Experten sind sich jedenfalls einig, daß es keine stichhaltigen Hinweise auf »neue« Massenvernichtungswaffen gebe, und UN-Waffeninspekteure hatten nach Angaben des Inspektors Scott Ritter im Jahr 1998 90 bis 95 Prozent der per UN-Resolution im Irak verbotenen Waffen ausfindig gemacht und zerstört.

Präsident Bush hofft offensichtlich, daß Saddam Hussein weiterhin »unerfüllbare« Bedingungen für die Rückkehr der UN-Waffeninspekteure stellen wird. Bisher gilt in den USA die Sprachregelung, daß Saddam die Inspekteure seit 1998 nicht mehr ins Land gelassen habe. Stimmt, dennoch ist die Wahrheit komplizierter: Die Inspekteure verließen den Irak im Dezember 1998, um nicht in Bill Clintons Lewinsky-induzierte Bombenangriffe zu geraten. Weiter angeschlagen wurde das bis dato trotz irakischer Behinderungen recht erfolgreiche UN-Überwachungssytem, als US-Medien im Januar 2002 berichteten, amerikanische Geheimdienste hätten Agenten in die UN-Inspektionsteams geschleust.

Nicht zu übersehen sind Bushs innenpolitische Beweggründe für einen Krieg. Erst nach dem 11. September bekam der infolge der Wahlkontroverse (oder des Betrugs, wie man will) angeschlagene Präsident die volle Zustimmung der US-Amerikaner. Das ist nun ein Jahr her, und der Antiterrorkrieg droht in Washington im bürokratischen Sumpf steckenzubleiben. Die Bevölkerung nimmt die Terrorismuswarnungen kaum mehr richtig ernst. Da muß Bush mobilisieren. Auch um die Aufrüstung zu rechtfertigen, die schon vor dem 11. September beschlossen worden war. Der »Krieg gegen den Terror« (und ein erfolgreicher Krieg gegen den Irak) würde den Konservativen die Erfüllung so mancher Träume ermöglichen: die Schaffung eines Sicherheitsstaates, in dem die Regierung »Präventivkriege« vom Zaun brechen und politische Gegner ohne Zugang zu Rechtsanwälten und ohne Anklageerhebung auf unbegrenzte Zeit inhaftieren kann.

Die Warnungen von Freunden und Rivalen im Ausland vor einem Angriff auf den Irak werden in Washington zur Kenntnis genommen. Mehr nicht. Denn im Fall des erwarteten kurzfristigen Erfolgs werden die Kritiker sich schnell den neuen Umständen anpassen oder vielleicht doch noch dabeisein wollen mit ein paar Spürpanzern oder ähnlichem. Bush bereitet den Schlag gegen den Irak vor, weil seine Leute anscheinend zu dem Schluß gekommen sind, daß die Weltmacht Nummer 1 die Zustimmung der Araber und Europäer nicht braucht. Unter Clinton hatte Außenministerin Albright von den USA als der »unverzichtbaren« Macht gesprochen. Jetzt hält man sich für die alleinige. Im Magazin »Foreign Affairs« wurde diese Überzeugung kürzlich so beschrieben: Maßgebend für außenpolitische Entscheidungen sei, was die USA tun wollten und nicht, was sie tun müßten. Diese »neue Freiheit« habe die Debatte über die amerikanische Rolle in der Welt verändert.

Konrad Ege schrieb in KONKRET 3/02 über die Behandlung der US-Kriegsgefangenen

Konkret 09/02, S. 30

Hermann L. Gremliza

Wählt Schroiber!

»Nach der Wahl wird alles besser. Die Wirtschaft will den Wechsel. Deshalb wird zur Zeit niemand neu eingestellt, sagt niemand, ich habe einen Auftragseingang von plus zehn. Alle behaupten, es gehe nur so einigermaßen. Meine Wurstfabrik hat um zwanzig Prozent zugelegt.« Vielleicht liegt es daran, daß der Uli Hoeneß nur wenige Tore mit dem Kopf erzielt hat, vielleicht aber wollte Gott ihm rechte Gunst erweisen, als er ihn in die Wurstfabrik schickte, wo man die Welt besser verstehen lernt als in Gemeinschaftskunde oder gar am Otto-Suhr-Institut für wissenschaftliche Politik.

Und zwar so, daß die Entscheidung, wer den Staat regieren darf, von »der Wirtschaft« gefällt wird, wobei »die Wirtschaft« ein Ensemble der wichtigsten Kapitalfraktionen ist. Sie läßt »die freie Presse«, die sie mit ihren Anzeigen aushält, die Stimmung herstellen, in welche die Wähler geraten sollen. Vor vier Jahren mußte sogar die »Bild«-Zeitung für den Wechsel von Kohl zu Schröder trommeln, mit dem bekannten Ergebnis (und der für diesmal, wo das Blatt gegen Schröder trommelt, vorhersehbaren Konsequenz). Wenn die Wähler trotz der Stimmungsmache einmal nicht in ausreichender Zahl wählen, was sie sollen, zieht »die Wirtschaft«, pour corriger la fortune, ihr zweites As aus dem Ärmel: ihre Privatpartei, die FDP. Die muß dann, auf einen zarten Wink, die Seite wechseln – und schon kann regieren, wer soll. Das war 1969, als eine neue Ostexportpolitik gewünscht wurde, Brandts SPD, das war 1982, als der Sozialstaat zügiger abgebaut werden sollte, Kohls CDU.

Welchen Wechsel »die Wirtschaft« diesmal wollen soll, scheint ihr selbst nicht ganz klar. Einerseits weiß sie, was sie an Rotgrün hatte: die Demolierung des Sozialen und die militärische Eskortierung des Ökonomischen. Andererseits fürchtet sie, Schröder und Fischer könnten ihre Parteien bereits überstrapaziert haben. Sie denkt wie ihr Wurstfabrikant Hoeneß: »Mein Traum wäre ein Kanzler Stoiber mit einem Außenminister Fischer.« Und irgendwie wird sie das hinkriegen.

Konkret 09/02, S. 32

Michael Schilling

Rudolf Al Scharping

In Chicago, das der deutsche Anchorman beharrlich Tschikago nennt, lebte zur Zeit der Prohibition ein Gangsterboß, der seinen Reichtum auf Angebote gründete, die man nicht ablehnen konnte, wollte man nicht mit einem Zementklotz am Bein im Lake Michigan, den der Anchorman beharrlich Lake Mitschigan nennt, beigesetzt werden. Die Zahl derer, denen es dennoch geschah, ging in die Hunderte, doch der Gangster wurde in keinem Fall überführt. Mal war der Staatsanwalt geschmiert, mal der Richter, mal hatte der Kronzeuge kurz vor Verfahrensbeginn ein Angebot, das man nicht ablehnen kann, angenommen oder, mit der besagten Konsequenz, abgelehnt.

Und doch starb Al Capone im Gefängnis, wo er wegen eines Delikts gelandet war, das ihm ohne Anrufung von Zeugen nachgewiesen werden konnte: der Hinterziehung von Steuern. Seine Landsleute, passionierte Verfechter des Steuerzahlens zumeist, waren's zufrieden. Es hatte jedenfalls keinen Falschen erwischt.

Ein ähnliches Gefühl beschlich Kritiker, als Rudolf Scharping, der Lügner von Racak, schuldig am gewaltsamen Tod vieler hundert jugoslawischer Männer, Frauen und Kinder, wegen der ungeklärten Umstände beim Erwerb eines Anzugs mit Zweithose zum Preis von 5.800 Mark aus Amt und Würden gejagt wurde. Der Kriegsverbrecher war über die Portokasse gestolpert.

Ein Schicksal, das die ganze rotgrüne Bande ereilen könnte, der die »Frankfurter Allgemeine« schon jetzt nachrühmt, es sei ihr gelungen, »die Reste der pazifistischen Linken in Deutschland ins Abseits zu drängen oder auf die Seite der Realisten zu ziehen« und mit dem »Einsatz deutscher Soldaten in Kabul, also fernab Europas«, den »letzten noch erforderlichen Schritt« getan zu haben, »Deutschland zu einem auf der internationalen Bühne handlungsfähigen Partner zu machen«. Sollte nämlich der sogenannte Bonusmeilen-Skandal die Nation, diese krümelkackende, blökende Herde von Neidhammeln, dazu animieren, am 22. September all die roten und grünen Minister, Staatssekretäre, Berater und sonstigen Parvenus vor Erreichung einer nennenswerten Altersversorgung auf die Straße zu setzen, wären zwar ihre Verbrechen im Kosovo-Krieg nicht gesühnt. Wenigstens aber müßten wir am Feierabend nicht mehr in ihre fett grinsenden Fressen gucken.

Konkret 09/02, S. 32

Zu Protokoll

Mit dem Prozeß gegen Slobodan Milosevic geht es wie mit Dow Jones und Dax: Immer mal wieder werden neue Tiefststände gemeldet – jedenfalls für diejenigen, die in das Den Haager Jugoslawien-Tribunal investiert haben. Mittlerweile gibt es ernstzunehmende Insider-Meldungen, daß Chef-Anklägerin Carla del Ponte das sinkende Schiff verlassen und sich einen neuen Job suchen will. Anlaß für ihre Frustration könnte der 26. Juli gewesen sein: Am letzten Verhandlungstag vor der Sommerpause sollte nach vielen Flops endlich ein ernsthafter Schlag gegen den Angeklagten geführt werden. Die Anklage hatte einen hochkarätigen Zeugen geladen, den früheren Chef der jugoslawischen Staatssicherheit, Rade Markovic. Markovic war im März 2001 verhaftet und seither für den Prozeß präpariert worden. Dem Gericht lag eine schriftliche Aussage Markovics vor, in der er den früheren jugoslawischen Präsidenten beschuldigte, die planmäßige Vertreibung der Kosovo-Albaner angeordnet zu haben. Milosevic nahm den Zeugen ins Kreuzverhör

Milosevic: ... Du hast unzählige Berichte, die von Angehörigen aller Ebenen der Staatsicherheit angefertigt ... und in die Zentrale geleitet wurden, gelesen. Ist es so?

Markovic: So ist es.

Milosevic: ... Bekamst du irgendeinen Bericht oder irgendwann den Befehl, die Albaner mittels Gewaltanwendung aus dem Kosovo zu vertreiben?

Markovic: Nein, so einen Bericht habe ich weder bekommen noch darüber etwas gehört ...

Milosevic: Hast du irgendwelche Informationen bekommen, die auf die Existenz so eines Befehls, eines Plans, einer Anordnung hinweisen könnten, oder daß irgendwie suggeriert wurde, die Albaner gewaltsam zu vertreiben?

Markovic: Nein, ich habe niemals so eine Information bekommen, es gab keine Andeutungen, ich kenne keinen Plan, die Albaner zu vertreiben.

Milosevic: Du hast an Sitzungen teilgenommen, und zwar nicht nur auf der Ebene des Innenministeriums und anderer Ministerien und der Armee, sondern auch an Sitzungen bei mir. Erinnerst du dich, daß auf diesen Sitzungen gerade das Gegenteil angeordnet wurde, nämlich der Schutz der Zivilisten während unserer Aktionen gegen die Terroristen?

Markovic: Natürlich. Verpflichtend war nicht nur der Schutz der serbischen, sondern auch der albanischen Bevölkerung. Die Angehörigen der Sonderpolizei (Mup) hatten die Aufgabe, die einen wie die anderen zu schützen ...

Milosevic: Hast du irgendwann einmal gehört, daß irgend jemand bei der Polizei oder dem Militär die Vertreibung oder nationalistische Diskriminierung von Zivilisten befohlen, angestiftet, geplant oder nahegelegt hat?

Markovic: Nein, so etwas habe ich niemals gehört ...

Milosevic: Lag dir im hier behandelten Zeitraum irgendein Bericht darüber vor, daß Angehörige der Staatssicherheit oder der Sicherheitsorgane irgendwelche Kriegsverbrechen im Rahmen eines Planes begangen haben, den die Staatssicherheit, die Polizei oder die Sicherheitsorgane ... konzipiert hatten?

Markovic: Nein. Kein Verbrechen. Ich bekam keinerlei Informationen über solche Kriegsverbrechen. Im Kosovo haben einzelne Militär- oder Polizeiangehörige Straftaten verübt. Die uns bekannt gewordene Vorfälle wurden gemäß der Vorschriften geahndet und vor Gericht verhandelt. Und dazu wurde gestern hier ein Dokument (der Armee; Anm. KONKRET) vorgelegt, in dem in Punkt 8 steht, daß man alle Straftäter identifizieren muß ...

Milosevic: ... Kannst du dich an Befehle aus dem Oberkommando erinnern, die durch alle Kommandoebenen zirkulierten ... , in denen verlangt wurde, die Kriegsgefangenen in Einklang mit den Bestimmungen und Richtlinien des internationalen humanitären Rechts, des Kriegsrechts und der Genfer Konvention zu behandeln? ...

Markovic: Ja ...

Milosevic: Kannst du dich ... an die Sonderbefehle des Oberkommandos erinnern, in denen Brandschatzungen albanischer Häuser und Entwendung des persönlichen Eigentums von Albanern verboten wird?

Markovic: Das wurde mehrfach befohlen, und auf das Verbot der Brandschatzung und der Plünderung haben Sie, Vertreter des Innenministeriums und Vertreter des Militärs insistiert ...

Milosevic: ... Ist es richtig, daß man dich verhaftet hat, um Druck auf dich auszuüben, damit man mich anklagen kann?

Markovic: Ja, deswegen haben sie mich verhaftet.

Milosevic: Hier steht, was du gegenüber den Untersuchungskommissionen der (jugoslawischen; Anm. KONKRET) Bundesregierung ausgesagt hast: »Sie verlangten von mir, Slobodan Milosevic zu belasten, und sie verlangten, daß ich Straftaten zugebe und dazu aussage, sie seien mir von Milosevic befohlen worden.« Ist das so?

Markovic: Ja, so ist es. Mir ist gesagt worden, daß ich persönlich in diesem Falle nicht zur Rechenschaft gezogen werden würde, sondern daß ich frei in ein Land meiner Wahl ausreisen könnte und eine neue Identität bekäme ...

Milosevic: ... Vom Ende deines Studiums bis zu deiner Verhaftung hast du bei der Polizei gearbeitet. Ist es richtig, daß ein Untersuchungshäftling ausschließlich in der Obhut des Gerichts sein darf und nicht in der der Polizei?

Markovic: Nach unserer Strafprozeßordnung befindet sich ein Gefangener ausschließlich in der Obhut des Gerichtes ...

Milosevic: Ist es richtig, daß im Gefängnis sogar die Wärter keine Angehörige des Innenministeriums, sondern Angehörige des Justizministeriums sind, also nach der staatlichen Gewaltenteilung der Judikative unterstehen?

Markovic: Die Wärter im Gefängnis unterstehen dem Justizministerium.

Milosevic: Ist es richtig, daß dich Angehörige der Staatssicherheit illegal und ohne Genehmigung des Gerichts aus dem Gefängnis geholt haben, um auf dich Druck auszuüben ...?

Markovic: Die Angehörigen der Staatssicherheit hatten keine Genehmigung des Untersuchungsrichters, mich hinauszubringen. Sie hatten nur eine Genehmigung, mit mir innerhalb des Gefängnisses zu sprechen.

Milosevic: Ist es auch richtig, daß man dich nach einem Monat U-Haft zu einem Gespräch, an dem auch Innenminister Mihajlovic beteiligt war, hinausbrachte ...?

Markovic: Zum ersten Mal sprachen sie nach einem Monat Gefängnis mit mir. In den folgenden Monaten sprachen sie mehrmals mit mir. Ich habe buchstäblich meine Dienstübergabe im Gefängnis gemacht ... Nach vier Monaten Gefängnis brachten sie mich hinaus, zu einem Treffen mit Petrovic, dem Chef der Staatssicherheit, seinem Vertreter Zoran Mijatovic und mit Innenminister Mihajlovic. Das haben sie selber zugegeben, allerdings behaupteten sie, sie hätten damit einem Antrag von mir entsprochen.

Milosevic: Ist es auf deinen Antrag hin geschehen?

Markovic: Wenn es sich um einen von mir gestellten Antrag gehandelt hätte, hätten sie auch eine Genehmigung des Untersuchungsrichters vorlegen müssen, und sie hätten mich nicht zum Abendessen ausgeführt.

Milosevic: Ist es richtig, daß sie dir ... angeboten haben, daß du nur sechs Monate Gefängnis bekommst, wenn du bereit bist, mich fälschlich zu belasten? ...

Markovic: Sie sprachen über meine schwere Lage und machten mich auf alle möglichen weiteren Konsequenzen aufmerksam. Dann boten sie mir als Alternative an, Milosevic als Auftraggeber der Verbrechen zu beschuldigen, dadurch werde meine Verantwortung getilgt.

Milosevic: Ist es weiterhin richtig, daß sie dir auch eine neue Identität, die Ausreise in ein anderes Land und lebenslange finanzielle Unterstützung für dich und deine Familie angeboten haben, wenn du mich fälschlich beschuldigst? ...

Markovic: Ja, das ist richtig.

Milosevic: Ist dir auch bekannt, daß die UN-Generalversammlung im Jahr 1988 eine Erklärung gegen Folter verabschiedet hat, wonach ein solches Verhalten wie dir gegenüber, also Gefangene durch Drohungen und Erpressung zu Aussagen zu zwingen, ausdrücklich verboten ist? Ist dir bekannt ...

(Richter Richard May schaltet Milosevic das Mikrofon ab)

May: ... das ist nicht relevant für diesen Zeugen in diesem Verhör. ... Wir werden uns hier nicht darüber unterhalten, was in Jugoslawien in der Zeit seiner Verhaftung geschah. Wie Sie wissen, interessiert uns, was im Kosovo passiert ist.

Milosevic: Herr May, das Verhalten des Marionetten-Regimes in Belgrad ist vollkommen identisch mit der falschen Anklage, die ...

May: Genau das wollen wir hier nicht behandeln ...

Milosevic: Ich habe sehr viele Fragen zu stellen.

May: Bitte, Herr Milosevic, gehen Sie zu einem anderen Thema über ...

(Milosevic befragt Markovic zu dessen schriftlicher Aussage, wonach Milosevic auf einer Sitzung während des Krieges die Beseitigung von Albaner-Leichen aus dem Kosovo und ihre Verbringung nach Zentralserbien befohle habe.)

Milosevic: ... Ist es richtig, daß deine hier vorliegende Aussage von genau den Leuten vorgelegt wurde, die dich schon seit eineinhalb Jahren traktieren?

Markovic: Ja, das war ein Gespräch mit diesen Leuten ...

Milosevic: ... Habe ich in dieser Sitzung in irgendeiner Form darüber gesprochen, Beweise über irgendein Verbrechen zu beseitigen?

Markovic: Nein, Sie haben nur die Assanierung genehmigt. *(Das serbische Wort asanacija, das Markovic hier verwendet, entspricht dem deutschen Fremdwort Assanierung, das dem Nomen Sanierung verwandt ist und laut Lexikon von dem Verb assanieren = »gesund machen, hygienisch verbessern« stammt; Anm. d. Ü.)*

Milosevic: Versteht man unter Assanierung ... Minenräumung, Beseitigung giftiger Chemikalien, Versorgung von Verwundeten und Gefallenen, Instandsetzung von Wasserinstallation, Stromversorgung und Infrastruktur sowie überhaupt von allem, was nach dem Ende der Kampfhandlungen ein normales Leben ermöglichen kann? Stimmt das, oder stimmt das nicht?

Markovic: Ja, das versteht man unter Assanierung.

Milosevic: Benutzte irgend jemand in der Sitzung das Wort Assanierung im Sinne der Vertuschung von irgendwelchen Verbrechen? Sprach überhaupt jemand über Verbrechen und über deren Vertuschung?

Markovic: Nein, niemand ...

Milosevic: Wann hast du zum ersten Mal über den angeblichen Transport von Leichen nach Zentralserbien gehört?

Markovic: Das habe ich zum ersten Mal im Gefängnis gehört ...

Übersetzung aus dem Serbokroatischen: Biljana van der Loo

Konkret 09/02, S. 34

Gerhard Scheit

To know the worst

Über den kategorischen Imperativ Adornos im Zeitalter des Suicide bombing

Das Ganze ist das Unwahre bedeutet das Gegenteil von: Alles ist eins. Nicht von ungefähr hat Adorno dem zweiten Teil der *Minima moralia* das Motto (von F. H. Bradley) vorangestellt: »Where everything is bad / it must be good / to know the worst.« Der kategorische Imperativ, den Adorno später in der *Negativen Dialektik* formulierte: Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz nicht sich wiederhole, ist in dieser zweifachen Weise zu verstehen. Zum einen fordert er die Wendung gegen das Ganze – da es die Bedingung der Möglichkeit von Auschwitz ist; zum anderen, unter dieser Bedingung (»im Stande der Unfreiheit«, sagt Adorno), solange sie währt, *the worst*, die Realisierung der Möglichkeit, zu verhindern. Das eine ist aber nie vom anderen zu isolieren: Nur wer begreift, daß das Ganze das Unwahre ist, wird nicht verdrängen, daß es das Furchtbarste darin allein geben kann, weil alles im Schlechten verharrt – der es ausspricht eingeschlossen.

Zur Kritik der reinen Analogie

Die Analogie darf den Zusammenhang nicht verstellen: Je williger die islamistischen Selbstmordattentäter sich erweisen, Auschwitz zu wiederholen, desto weniger beziehen sie ihre Motive aus dem Koran – was immer sie auch daherbeten mögen. Und im gleichen Maß bleiben sie bei ihrer Umsetzung, sobald sie über punktuelle Massaker hinausgehen werden, wenn nicht (mehr) im Technischen, so jedenfalls weiterhin im Politischen auf Unterstützung aus jener Welt angewiesen, die einmal *Mein Kampf* hervorgebracht hat. Von dieser Beziehung hängt alles ab.

Entscheidend ist also die Frage, in welchem Verhältnis Denken *und* Handeln, die Voraussetzungen des Denkens wie des Handelns – nicht allein gewisse ideologische Inhalte, sondern auch die politisch-ökonomische Konstellation ihrer Formen – , zu den Bedingungen von Auschwitz stehen. Bedingung der Möglichkeit von Ideologiekritik wäre, daß nicht alles Ideologie ist.

Die sogenannten Selbstmordattentate fanden bisher in den USA oder Israel statt. In Europa aber und insbesondere in Deutschland ist man mit ihrer Interpretation befaßt: Sie werden in moralischer Hinsicht vor allem als »Verzweiflungstaten« oder übertriebene, aber irgendwie bewundernswerte Formen des Heroischen, in ästhetischer Hinsicht, was New York betrifft, auch als etwas »Erhabenes« – wenn nicht gar als »Gesamtkunstwerk« – gedeutet. Im Falle des Anschlags auf das World Trade Center wird immer wieder die Frage gestellt, was daran antisemitisch sei, schließlich hätten die beiden Türme nicht in Tel Aviv gestanden. Die einen fragen nach Beweisen für den antisemitischen Charakter des Anschlags auf das World Trade Center, die anderen bezweifeln sogar, daß die fortwährenden Attentate in Israel antisemitisch seien.

Die Annahme, daß die Menschen, die im World Trade Center arbeiteten oder an der Ostküste leben, den Tätern darum als Feinde gelten, weil sie – einer pathischen Projektion zufolge – entweder zum Judentum gehören oder das Judentum unterstützen, ist aber prinzipiell nicht zu widerlegen. Zu fragen wäre, worin oder wodurch Antisemitismus überhaupt bewiesen werden kann, schließlich handelt es sich hier nicht um eine mathematische Gleichung, sondern um eine pathische Projektion. Die Shoa ist ein Resultat; die Menschen, die ermordet wurden, bezeichneten sich selbst als Juden oder wurden von anderen als solche identifiziert. Allein darum, weil das Identifizieren selbst dem wahnhaften Bewußtsein entspringt, ist die Suche nach den Motiven immer mehr als eine detektivische Aktivität; als ideologiekritisches und zugleich psychoanalytisches Verfahren kann sie von einem spekulativen Moment nicht absehen – selbst dort, wo wirklich alles manifest geworden ist. Man denke nur an eine Figur wie Eichmann, bei dem bekanntermaßen von ernsthaften Zeugen (z. B. Hannah Arendt) bezweifelt worden ist, daß er ein Antisemit gewesen sei, seine Taten mit antisemitischem Bewußtsein verübt habe. Es kommt auf den gesamten Zusammenhang an, aus dem die einzelne Tat resultiert.

Was zunächst herausgearbeitet werden kann, ist ein bestimmtes Verhältnis von Täter, Mittel und Opfer. Die Attentate in Israel und in den USA folgen einer Logik, der nicht gerecht wird, wer bloß von Attentaten oder gar Terrorismus spricht. (Die Bezeichnung Terrorismus ist überhaupt eine Abstraktion im schlechtesten Sinn: wie geschaffen, um von dem abzusehen, was für die Selbstmordmassaker konstitutiv ist. Darum ist es für die Feinde Israels ein leichtes, den Spieß umzudrehen und von Staatsterrorismus zu sprechen.)

Die verschiedenen Gruppen, die sich der neuen Form der Gewalt bedienen, mögen im einzelnen durchaus unterschiedliche Ziele haben. Das Ziel, das sich allein aus dem Mittel ergibt, ist aber immer dasselbe: möglichst viele Menschen zu vernichten und, da die Attentate in Israel und in den USA stattfinden und für Synagogen in aller Welt geplant werden, möglichst viele Israelis, US-Amerikaner und Besucher von Synagogen. Das Mittel ist die Botschaft, und wer sich seiner bedient, ist von ihr schon besessen.

Die Selbstmordattentate der Tamil Tigers richten sich – ähnlich wie die japanischen Kamikaze-Piloten – gezielt gegen militärische Einrichtungen oder politische Entscheidungsträger; jene in Kaschmir und in Tschetschenien jedoch sind – von solchen militärisch-politischen Zwecksetzungen abgesehen – letztlich auch gegen Israel gerichtet: »Nach Kaschmir gehen wir Palästina befreien« – und: Die Russen seien »die Brüder der Juden«, lassen die Organisatoren dort verlauten.

Die Logik kann im einzelnen als Fortsetzung des Pogroms mit anderen technischen Mitteln, im ganzen als Privatisierung staatlicher Vernichtungsaktionen betrachtet werden; die Intention wird ohne direkte Verfügung über das Gewaltmonopol des Staates verfolgt – so hat die Aktion selbst den Anschein von Ohnmacht und bietet sich der Deutung als »Verzweiflungstat« an. (Auch die »klassischen« Pogrome wurden übrigens stets als Handlungen von desperaten, verschuldeten und hungernden Handwerkern und Bauern gedeutet, wobei die Betonung des verzweifelten Charakters der Taten deren tiefes Einverständnis mit den repressivsten Interessen des Staats verdecken sollte.)

Das moderne Selbstmord-Racket braucht auch – von kleinen Sendern und Videoproduktionen abgesehen – kein Propagandaministerium, denn seine Taten sind selbst identisch geworden mit Propaganda und nutzen nach außen die internationalen Medien als Reklameapparat; wie ja auch im übrigen die Palästinenser – soweit sie sich als Volk verhalten, d. h. den Staat verinnerlicht haben – ähnlich wie die Albaner den Maßgaben dieser Medien auf neue und unmittelbare Weise zu entsprechen suchen: Sie sprengen z. B. ihre Häuser in die Luft, um den »Vernichtungskrieg«, den die deutsche Öffentlichkeit den Israelis bereits als Vorhaben unterstellt hat, dann auch glaubhaft zu vermitteln.

Selbstmordattentäter/innen realisieren jede/r für sich, eingebunden in Gruppen, aber relativ unabhängig von den wirklich existierenden Staaten, was einmal die deutsche Volksgemeinschaft, mit dem eigenen Staat vollkommen verwachsen, umzusetzen wußte: Vernichtung um jeden Preis als Antwort auf die Krise. Die Voraussetzungen jedoch könnten verschiedener nicht sein – und hier liegt das Wahrheitsmoment jenes von den »Märtyrern« am eigenen Leib vorgeführten Ausdrucks von Ohnmacht im Vergleich zur totalen Macht des nationalsozialistischen Vernichtungsapparats: auf der einen Seite eine im Ökonomischen einzigartig homogen strukturierte Nation auf dem Sprung zur Weltmacht, mit einem industriellen Potential und einer Produktivität ohnegleichen: Deutschland vor den beiden Weltkriegen; auf der anderen Seite: eine kaum zu überschätzende Heterogenität in und zwischen Staaten, die allesamt außerhalb der Metropolen des Kapitals situiert sind, von denen jedoch einige vor allem aufgrund der Bedeutung der Erdölproduktion ziemlich weit oben, die anderen aber weit unten auf der Stufenleiter des Reichtums stehen. So sehr die gesellschaftliche Lage in den Heimatländern von politischem Islamismus und deutscher Ideologie differiert, so sehr hat sich die Konstellation von Weltmarkt und Nationalstaat überhaupt gewandelt.

Der Schlüssel, der hier Gemeinsamkeit und Differenz kenntlich machen könnte, liegt vermutlich im Begriff des Rackets. Racket bedeutet ursprünglich »Erpresserbande« ebenso wie »Selbsthilfegruppe« und »Wohltätigkeitsverein«. Was aber Max Horkheimer (in seinen Aufzeichnungen zur *Dialektik der Aufklärung*) bewogen hat, den Begriff seinerzeit auf die mit dem Nationalsozialismus anbrechende Ära anzuwenden, ist die Politisierung dieser Bandenstruktur, ihre Legierung mit staatlicher Herrschaft – »als der echte Leviathan«, *Missing link* für die kritische Theorie des Staats: Der Nationalsozialismus, der auf der einen Seite wie ein monolithisch strukturiertes »Staatssubjekt Kapital« (Heinz Langerhans) erscheint, ein vollkommen integriertes und alles integrierendes Gebilde totaler Durchstaatlichung, entpuppt sich auf der anderen Seite als in sich vollkommen Zerfallenes, als ein »Unstaat« und »Chaos« (Franz Neumann), worin die Rackets in rasenden Konkurrenzkämpfen die Vernichtung vorantreiben.

Im *Sucide bombing* kulminiert hingegen eine gesellschaftliche Ordnung, in der jene Seite des integrierten Staatssubjekts zur Gänze weggefallen scheint. Das macht es den westlichen Ideologen so schwer, den Totalitarismusbegriff wie einst im Kalten Krieg weiter anzuwenden; darum muß George Bush dumpf moralisierend vom Krieg gegen das »Böse« schwadronieren, wenn er Bin Ladens Al-Qaida-Racket ins Auge faßt (und angesichts eher disparat statt totalitär homogenisierter Strukturen von »Schurkenstaaten« sprechen).

Aber in Wahrheit handelt es sich um eine Art Inversion: Was einmal als totaler Staat behauptet werden konnte, ist in den Rackets aufbewahrt: als gemeinsames inhaltliches Telos jeder einzelnen Handlung, die nunmehr aber in privatisiert vereinzelter Form vollzogen wird – sei's von Hisbollah, Hamas, Al Qaida oder wie diese NGOs der Vernichtung alle heißen. Soweit sich die Rackets überhaupt zum Gewaltmonopol des Staats zusammenschließen und verallgemeinern können, fehlt ihnen das ökonomische Potential, die Vernichtungsanstrengung als Staat nach außen hin fortzusetzen – und so sieht sich ein solcher Staat darauf reduziert, wieder nur einzelne Rackets zu unterstützen, die außerhalb des eigentlichen Gewaltmonopols, aber in zum Teil sehr enger Verbindung mit der Bevölkerung (»Wohltätigkeitsverein«!) operieren.

Bei einem technischen Standard allerdings, der kleine Massenvernichtungswaffen herzustellen erlaubt, ist dieser doch fundamentale gesellschaftliche Unterschied zum nationalsozialistischen Vernichtungsstaat auf Dauer jedenfalls wenig beruhigend. *Suicide bombing* ist das Furchtbarste in kleinen Dosen. Aber die Dosis kann eben jederzeit erhöht werden. Wie die Shoah nicht auf die industrielle Menschenvernichtung reduziert werden darf (Goldhagens Studie hat darauf nachdrücklich aufmerksam gemacht), so sollte man nicht prinzipiell davon ausgehen, daß die Wiederholung von Auschwitz

in denselben Formen stattfände – und das heißt auch: im selben Zeitraum. Gerade der schleichende Charakter, für den das Selbstmordattentat steht, verdunkelt alles.

Von dieser Phänomenologie des Selbstmordattentats aus erscheint die islamische Religion selbst eigenartig nachgeordnet. Das vielberedete Paradies mit den Jungfrauen, wohin sich der Selbstmordattentäter transferieren möchte, ist sekundär. Primär ist das Mittel: die Vernichtung – gemeinsames Programm aller Rackets im Kampf gegen Israel, seien sie nun ursprünglich religiös motiviert oder nicht. Der Erlösungsglauben ist, ähnlich wie im Verhältnis von Christentum und Nationalsozialismus, von der positiven Religion in gewisser Weise verselbständigt – und geht in der Vernichtungsaktion selbst auf: *Suicide bombing* müßte *Sacrifice bombing* heißen.

Um aus dem gegenwärtigen Zustand der Not erlöst zu werden, gilt es, dem Wahn zufolge, einen metaphysischen Feind physisch zu vertilgen, denn dieser Feind verkörpert die ungreifbare Herrschaft des Kapitals, die nicht zu Bewußtsein kommen darf. Der positive Zustand, der erreicht werden soll, verliert demgegenüber an Gewicht, die physische Vernichtung wird wichtiger als der metaphysische Zweck: Darin haben die neuen Märtyrer den historischen Islam hinter sich gelassen. Daß die Vernichtung keine Grenzen kennt, die Erlösung nichts als Vernichtung beinhalten könnte, kalkuliert diese negative Form der Heilserwartung von Anfang an ein und bestätigt es in der Bedeutung, die der Planung bei der Opferung der eigenen Person zukommt: Statt ins Paradies kommt sie aufs Videoband. Allah ist nur mehr eine Arabeske für das Nichts.

Der Islam ist aber nicht zufällig geeignet, zur Alltagsreligion des *Suicide bombing* zu werden. In seiner Genese dem Christentum eng verwandt, was die Abwehr des Judentums betrifft, aber disponiert, zur Religion von Gemeinwesen zu werden, die massenhafte Armut nicht mildern oder gar beseitigen, sondern nur verwalten und legitimieren können, bietet er die besten Voraussetzungen für den Export des Antisemitismus aus dem Abendland an die Peripherie und die Fortsetzung der Vernichtung mit anderen Mitteln. So gemäßigt ursprünglich sein antisemitisches Potential im Vergleich zum Christentum erscheint, so wenig Widerstand kann er in seiner fundamentalen, das Christentum noch übertreffenden Entwertung des Diesseits dem Vernichtungswahn entgegensetzen, der ihm vom Nationalsozialismus angetragen wird.

Der Antisemitismus leistet wie immer die entscheidende Vermittlung. Denn die islamische Religion läßt sich nur durch den verallgemeinerten Judenhaß zum konsequenten Antizionismus zurichten. Das als metaphysischer Feind phantasierte Judentum stiftet allein die innigen Beziehungen der konkurrierenden Banden zueinander und zu den existierenden Staaten, der Rackets und Regierungen zur jeweiligen Staatsbevölkerung, der reichen Bürger zu den armen Massen, der stabilen Staatsgebilde zu den zerfallenden Semistaaten. Mit einem Wort: Der Antisemitismus schafft jene Identität, die alle Gegensätze der Region unter sich vereint, die Einheit in der Zersplitterung. Er schafft sie, indem er sie wie ein Waffe auf Israel und dessen Schutzmacht ausrichtet.

Nachtrag zur Totalitarismustheorie

Wenn Antiimps und Neonazis einander näherkommen und bestimmte Artikel aus der »Jungen Welt« bei der »Jungen Freiheit« Lob erhalten – dann scheint die Totalitarismustheorie sozusagen post festum Plausibilität zu gewinnen. Die späte Selbsterkenntnis, daß Linke Antisemiten sein können, hat ja auch den Staatskommunismus ins rechte Licht gerückt: Die antisemitischen Tendenzen nach der Oktoberrevolution wären als Folge davon zu begreifen, daß die erhoffte Weltrevolution ausblieb und dieser Sozialismus den Staat eben nicht abschaffen wollte oder konnte. Das stellt ihn aber noch nicht mit dem Nationalsozialismus auf eine Stufe.

Der Antifaschismus garantierte hier vielmehr eine beschränkte Form von Rationalität, der der auf totale Vernichtung angelegte NS-Staat von Anfang an gespottet hat – und die sich zuletzt in dessen Niederschlagung bewährte. Dem Bündnis mit den westlichen Alliierten folgte der Kalte Krieg gegen sie, der jedoch wie eine Art negatives Bündnis wirkte: Die Prämissen jener restringierten, weil staatlich vermittelten Vernunft wurden unter der beständigen Drohung, Konflikte mit atomaren Massenvernichtungsmitteln auszutragen, beibehalten.

Anders gesagt: Der Wahn, der auch im sozialistischen Staat den Staatsbürger erfassen und im Pogrom kulminieren konnte, fand bestimmte Grenzen, die durchaus mit den Notwendigkeiten einer staatlichen Ordnung zusammenhingen – einer Ordnung, die eben nicht auf totale Vernichtung ausgerichtet war, sondern kontinuierliche Reproduktion zu sichern suchte. Auf diese Weise konnte die Sowjetunion bei aller Unterstützung der Aggressionen gegen Israel innerhalb der arabischen Welt ein gewisses Gegengewicht zum politischen Islamismus bilden, der sich am Erbe des Nationalsozialismus immer sehr interessiert zeigte. Die realsozialistische Macht mit ihrem Bündnissystem erlaubte in bestimmten Grenzen die Regulierung der Konflikte; Kriegshandlungen wurden zwar keineswegs verhindert, konnten aber immer wieder eingedämmt werden; Intifada bedeutete Steinewerfen, nicht *Suicide bombing*.

Das Paradox des »Sozialismus in einem Lande« also lautete: Die Existenz des Staates, deren Legitimierung auf Antisemitismus nicht verzichten konnte, setzte ihm selbst auch – nach außen wie nach innen – gewisse Schranken. All das hat sich nach 1989 erledigt. Da der Sozialismus (so gut wie) keinen Staat mehr besitzt, droht tatsächlich die einst

entscheidende Differenz zu verschwinden. Und die totalitarismustheoretische Gleichsetzung? So falsch sie für die Periode zwischen 1917 und 1989 ist, so wahr ist sie als Menetekel der Linken – Zeichen dafür, was diese Linke im Begriff ist zu werden: eine Hilfstruppe des Vernichtungswahns.

Allerdings hat sich damit ebenso die Position des Westens verändert. Die Rationalität der zunächst antifaschistischen, dann antikommunistischen Supermacht kann sich unter den neuen Bedingungen ihrerseits nicht einfach ungebrochen fortsetzen. Meint die Solidarität mit Israel in der Identifikation mit den Vereinigten Staaten vollständig aufgehoben zu sein, so ist sie doch nicht mehr bedingungslos und überschätzt tendenziell die dem Westen noch mögliche Rationalität. Denn diese Berechenbarkeit war eben auch gebunden an eine historische Konstellation, an das Bündnis und die Feindschaft mit der Sowjetunion. Das extreme Schwanken der US-amerikanischen Außenpolitik im Falle Jugoslawiens in den neunziger Jahren kann jeden das Gruseln lehren, der bereit ist, in die Situation der im Kosovo lebenden Roma sich hineinzudenken.

Einer Linken, die solchermaßen jeden Halt verliert, bleibt der kategorische Imperativ Adornos ein Stein des Anstoßes, weil er den Bezug auf Auschwitz unabdingbar festhält. Wer sich darauf beruft, dem wird unterstellt, dem sinnlosen Morden nachträglich einen Sinn zu geben. Dabei ist den Opfern der Sinn längst untergeschoben – indem »Nie wieder Auschwitz« als Rechtfertigung für Staat und Kapital in Dienst genommen wird. Jede/r müßte wissen, daß es aus diesem Zusammenhang keine Ausflucht gibt, wenn auch keineswegs alle in gleicher Weise in ihn verstrickt sind und die eingebildete Schuld des überlebenden jüdischen Opfers wie die Lage des weiterhin vom Antisemitismus Betroffenen mit der tatsächlichen Schuld des nazistischen Täters und der Position des sekundären Antisemiten an keinem Punkt zusammenfällt. Die von diesem Zusammenhang nur etwas ahnen, sich aber hüten, ihn bewußt zu machen, werden regelmäßig wütend, wenn jemand ihn ausspricht. So wie der linke Antisemit zwangsläufig bei Israel rabiat wird, da dessen bloße Existenz den Zusammenhang zwischen der Vernichtung der Juden und der Gesellschaft von heute evident werden läßt.

Über Auschwitz sprechen, heißt immer: sich der Gefahr aussetzen, dem, was das Wort bezeichnet, Sinn zu geben. Und eine wirkliche Befreiung der Gesellschaft wäre eine, die vom Zwang, den Opfern Sinn zu geben, befreit – aber dennoch in der Erinnerung an sie, im »Eingedenken« (Walter Benjamin), ihr Bewußtsein gewinnt. Sie scheint heute ferner denn je. Ein Denken allerdings, das sich seiner Voraussetzungen bewußt werden soll, müßte wenigstens in der Realität selbst diesen Zwang zum Sinn erkennen – etwas also, das von ihm nicht einfach durchgestrichen und weggeschwiegen, sondern nur darin negiert werden kann, daß es in seiner Notwendigkeit für das falsche Ganze kenntlich wird.

In der deutschen Linken gab es kaum je einen Versuch, jenen aus der postfaschistischen Konstellation notwendig entspringenden Selbsthaß in eine Form zu bringen, die Reflexion ermöglicht; die Schuldgefühle nicht abzuwehren, sondern in Selbstmißtrauen zu verwandeln, wie Jean Améry es einmal forderte – und mit dieser Forderung ganz allein blieb. Statt dessen entwickelt man verschiedene Formen der Rationalisierung: Dem Bewußtsein soll dabei stets die Illusion vermittelt werden, entweder restlos außerhalb des von ihm betrachteten Zusammenhangs zu stehen, so daß es auch den Widersprüchen darin enthoben wäre und von Parteinahme erlöst – oder, was dasselbe ist: ganz in ihm unterzugehen. Soviel Einerlei war nie, sei's unter dem Begriff der Globalisierungsfalle, des imperialistischen Weltpolizisten oder der finalen Krise der Warenproduktion.

Wo diese Linke auch hinsieht, sie erkennt immer nur dasselbe und begreift am Ende nichts. Gegen ein solches Sein im Einerlei wäre strikt darauf zu beharren, daß unter dem Gesichtspunkt von Auschwitz Unterscheidungen ebenso möglich wie notwendig sind, daß also der kategorische Imperativ Adornos wirklich einen Sinn hat, ohne Auschwitz darum einen Sinn zu geben.

Gerhard Scheit schrieb in KONKRET 2/02 über den Komponisten Viktor Ullmann

Konkret 09/02, S. 37

Hermann L. Gremliza

Mülltrennung

Thomas Ebermann und Rainer Trampert sind das duale System zur Entsorgung der geistigen Abfälle, von denen die Nation sich nährt

Sie haben mehrfach versucht, die Gesellschaft zum Besseren zu bekehren: als Genossen im Kommunistischen Bund, dann als Vorsitzende der grünen Partei (heute Kuhn, damals – aber wer weiß das noch? – Trampert) und der grünen Fraktion im Bundestag (damals Ebermann, heute – aber wer weiß das schon?). Im ersten Fall legten sie die Klassiker aus, im zweiten schrieben sie ihr Manifest selbst, es hieß *Die Zukunft der Grünen*, ohne jedoch direkt Fischer, Özdemir und die neuen deutschen Kriege zu meinen.

Ihrem dritten Versuch könnte, weil er auf weniger aus ist, eine noch längere Restlaufzeit beschieden sein als sogar Trittins Atomkraftwerken. Ebermann und Trampert sortieren den geistigen und moralischen Dreck, dessen Anhäufung diese Gesellschaft mit Prämien und Ehren belohnt. Daß sie dabei manchmal ihre gerechte Wut mit Ausrufen wie »Unsinn!« oder »Köstlich!« markieren, vermag ihr Verdienst so wenig zu schmälern wie eine etwas unglückliche Liebe zum Konjunktiv des Imperfekts und die etwas krampfhafte Dialogform, in der die Texte für den mündlichen Vortrag zugerichtet sind. Zu respektabel ist die Mühe, die sie sich gemacht haben, von der Ebene linker Theorie in jene Kloake hinabzusteigen, die sich deutsche Leitkultur nennt.

Wer (außer Gerhard Henschel für KONKRET) hat sich je für uns durch die Memoiren des Daimler-Chefs Edzard Reuter gequält, um Trouvaillen zu bergen wie diese?: »Der Preis ist hoch, den zu zahlen hat, wer sich zur Suche nach Verantwortung und Erfolg entschließt.« Wer durch die Lektüre des Motivationstrainers Jürgen Höller, der für seine Proletenverarschung (»Auch du sollst dich darauf programmieren, daß du deine Arbeit gern tust, daß du glücklich bist und froh darüber, sie tun zu dürfen«) zum »Unternehmer des Jahres« gewählt worden war.

Mit einer solchen Gesinnung wird man reich wie Flick, der reich geworden ist, als vierzig Prozent seiner Beschäftigten Zwangsarbeiter waren, und der, lesen wir bei Ebermann, nicht ärmer wird, weil sein Anwalt die Zahlung von Entschädigungen begründen kann: »Man müßte schon die Industrie aufgeben, wenn man aus dem Einsatz von Mitteln keinen Nutzen ziehen wollte.« Mit einem gewissen Recht nennen Trendforscher und andere Feuilletonredakteure eine Gesellschaft, in der so etwas ungestraft gesagt werden kann, eine Spaßgesellschaft. Zu deren Animateuren Leute gehören wie der Autoren einstiger Parteifreund Ludger Volmer, Staatsminister im Auswärtigen Amt, den sie zum Beweis, was eine Louche vermag, wenn der Machtrausch sie packt, mit seiner Endlösungs-Phantasie zitieren: »Das serbische Volk muß entscheiden, ob es mit Milosevic untergehen will.«

Freunde dieser Ordnung könnten das Buch als einen riesigen Zettelkasten abtun und würden doch mit dem, was auf den Zetteln steht, weit weniger leicht fertig als mit einem Essay von Adorno. Etwa mit diesem, auf dem steht: »Die Kritiker draußen wollen doch eines nicht übersehen: Das deutsche Volk litt unter zweifacher Geißelung. Es stöhnte unter den Fußtritten der deutschen Tyrannen und unter den Kriegs- und Vergeltungsmaßnahmen, welche die fremden Mächte zur Überwindung der Naziherrschaft ausgeführt haben.« Weshalb das arme deutsche Volk Anspruch auf ein Reich in den Grenzen von 1937 habe.

Der das vier Jahre nach Kriegsende verlangte, war kein Sudetendeutscher oder sonstiger Nazi, sondern der frühere sozialdemokratische Präsident des Reichstags und spätere Alterspräsident des Bundestags, Paul Löbe. Und wen hören wir hier?: »Fort mit einer Regierung, die das Recht des deutschen Volkes auf nationale Streitkräfte ablehnt, dafür aber die westdeutsche Jugend in die Uniform amerikanischer Söldnerverbände pressen will.« Wir hören nicht die Hiag, die Hilfsgemeinschaft ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS, sondern den Parteivorstand der KPD, im Jahr 1952.

Auf einem anderen Zettel ist notiert, daß einer den (in Wahrheit eher raren) Konflikt zwischen Nazi-Eltern und ihren Kindern »diesen Krieg in unserem Volk« nennt, und es wieder nicht Gerhard Frey ist, sondern Hannes Heer, der (inzwischen wegen Insubordination geschaßte) Impresario von Reemtsmas Wehrmachtsausstellung. Und nicht die Nazi-Vettel Riefenstahl spricht: »Eines Nachts bin ich regelrecht zusammengebrochen, weil ich furchtbar erschüttert war, was in Majdanek passiert ist, aber genauso über das, was man mit den Männern, zu denen auch mein Vater gehört hat, gemacht hat«, sondern die grüne Bundestagsabgeordnete Christa Nickels, deren »Papa im Krieg in Frankreich, in Rußland und in Polen war«, und zwar in einer Uniform, »die schwarz ist und auf der Totenköpfe sind«.

Nicht jede und jeder aus diesen Reihen hat es schon so weit gebracht, nämlich vom allzu einsichtigen Nörgler zum Systemclown, aber die meisten. Jürgen Trittin, Genosse der Autoren einst im KB, später ihr Parteifreund bei den Grünen, findet Erwähnung (und moralische Beisetzung) mit seinem Auftritt vor der Führungsakademie der Polizei, die er nach den Einsätzen bei Atomtransporten »für ihre Ruhe und Besonnenheit« und »auch für ihre sportive Leistung« lobte. Oder ihre einstige Parteifreundin in der Hamburger GAL, Antje Radcke, die von ihrem Ausflug in die große Welt etwas mitgebracht hat: »Gerhard Schröder rauschte an mir vorbei, drückte mir ansatzweise die Hand – und das ohne mich auch nur eines

flüchtigen Blickes zu würdigen. Ich konnte es nicht fassen ... Damit war das Verhältnis zwischen mir und Schröder besiegelt.«

Wenn »Deutschland trauert« (»Bild«), und zwar um Hannelore Kohl, die Schirmherrin des »Walter Poppelreuter-Hauses«, die sich »im Sinne Walter Poppelreuters außerordentlich verdient gemacht hat« und deshalb die »Walter-Poppelreuter-Medaille in Gold« trägt, was allen Journalisten und also Lesern Respekt gebietet, erzählt Ebermann, wer Poppelreuter war:

Als Vorsitzender der »Reichsgemeinschaft zur Förderung der praktischen Psychologie« warb er zur Zeit der Weimarer Republik dafür, Hitlers »Mein Kampf« zur Richtschnur zu nehmen. Diese Schrift sei »eigentlich das Lehrbuch der politischen Psychologie«, verkündete er als Hauptredner, altes NSDAP-Mitglied und in SA-Uniform ... und forderte ... zur konsequenten Mitwirkung an »der politischen Propaganda, der Rassenpsychologie, der Eugenik, der Menschenauslese« auf. Für die Judenreinheit seines Standes sorgte Poppelreuter nicht nur vom Schreibtisch aus, wie Professor Löwenstein 1950, als das wirklich niemand wissen wollte, zu Protokoll gab. Im März '33 »besetzten ungefähr 100 bewaffnete SS-Leute auf Anstiftung Prof. Poppelreuters in Bonn meine (Kinder-)Klinik, mißhandelten einige meiner Assistenten, hißten die Hakenkreuzfahne«. Der Jude mußte fliehen, sein Vertreiber wurde sein Nachfolger und richtete die Klinik so aus, daß, als die Zeit gekommen war, die Transporte geistig behinderter Kinder in die Tötungsanstalten des Euthanasie-Programms regelmäßig rollten. Der Chefarzt, der die Vernichtung der sogenannten »leeren Menschenhülsen« konkret anordnete, wirkte in derselben Klinik und in derselben Stellung von 1934-45 und von 1946-64.

Walter Poppelreuter verstarb, ehe er mit der Hannelore-Kohl-Medaille in Gold geehrt werden konnte.

Trampert/Ebermanns Zettelkasten, wenn er auch nichts anderes wäre, hinge dieser Gesellschaft wie ein Mühlstein am Hals, schwerer mit jedem Zettel, den sie herauszöge. Einer sei noch erwähnt: Wer ist »der Botschafter der bürokratischen Menschenverachtung«, sozusagen der Eichmann unserer Zeit? Der »Ostkellner«. Und der das fragt und sagt, wird nicht mit der Nase in seinen eigenen Kot gestoßen, sondern als »Trendforscher« von Talkshow zu Kongreß und zurück gereicht.

Vor Jahren hat eine andere ehemalige Parteifreundin der Autoren erklärt, sie und die Ihren hätten »die deutsche Gesellschaft gründlich zivilisiert«. Man könnte die Arbeit von Trampert und Ebermann einen großangelegten Feldversuch zur Verifikation des Vollmerschen Gesetzes nennen. Das Resultat ist erfreulich niederschmetternd.

Rainer Trampert/Thomas Ebermann: *Sachzwang & Gemüt – Sarkastische und analytische Texte über die Republik, die Welt und unsere Nachbarn*. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2002, 319 Seiten, 19,90 Euro

Konkret 09/02, S. 38

Peter Köhler

Kunst & Gewerbe

Knödel oder Sushi?

Der mündige Bürger, der alle vier Jahre die Wahlprogramme der Parteien studiert und nach reiflicher Überlegung und gründlicher Abwägung mit vernünftigen Argumenten im wohlverstandenen Interesse des Landes sich für eine Partei entscheidet, ist im Grunde ein doofer Sack. Sein Vertrauen in eine bestimmte Politik wird sowieso enttäuscht, weshalb er besser daran tut, sich gleich über die Personen zu informieren, die daran schuld sind. Alle drei Kanzlerkandidaten haben daher Internetseiten eingerichtet, damit man nicht alles über sie erfährt.

Wer allerdings den modernen Kanzler kennenlernen will, benötigt erst einmal einen neuen PC; Leute mit fünf Jahre altem Notebook und Windows 95 haben bei ihm nichts verloren. Wer nämlich www.gerhard-schroeder.de anklickt, wird mit dem Satz »Zur fehlerfreien Darstellung benötigen Sie ein Flash-Plugin ab Version 4« begrüßt; hat man, was nicht ganz einfach ist, sich die Software besorgt, so paßt das Seitenformat nicht, weshalb viele Texte und Bilder nicht vollständig auf dem Schirm erscheinen. Aber es reicht auch so – mit einem Lebenslauf, einer Kolumne der Spitzenjournalistin und Kanzlergattin Doris und vor allem einem grundsoliden Foto des fleißigen Schröder, die ernste Brille auf der ehrlichen Nase, bei gewissenhafter Schreibarbeit am glaubwürdigen Schreibtisch im späten Schein der tüchtigen Schreibtischlampe.

Der bessere Schröder ist Stoiber, jedenfalls im Internet und jenseits der mündlichen Rede, wenn er äh nicht so äh viel äh. So kann er auf www.stoiber.de hochseriös als »Privatmann. Staatsmann. Kanzlerkandidat« werben und, die Reihenfolge ist die Rangfolge, persönlich werden, mit Fotos aus dem Familienalbum und einem »Stoiber-Quiz«, das auch die Frage nach seinem Leibgericht stellt: »Braten und Knödel« oder »Sushi und Tempura«?

Treu und fest zur Seite steht dem Möchtegernkanzler »die engagierte First Lady« Karin, denn »wir brauchen Frauen – gerade in der Politik«. In anderen Bereichen also weniger, könnte man boshaft anmerken – aber kommen wir zu Guido Westerwelle. Auf seiner neugestalteten blaugelben Homepage stehen keine Angaben über sein Privatleben mehr, statt dessen gibt sich www.guido-westerwelle.

de programmatisch und sachbezogen – allerdings im FDP-Stil: Das Programm »Mehr Netto. Mehr Bildung. Mehr Arbeit« läßt sich auf die Formel »Mehr heiße Luft« bringen, und was sonst Sache ist, ist Schnickschnack à la »E-Card der Woche« (die soll man einem potentiellen FDP-Wähler schicken) und Propaganda für eine neue »Spendenkultur mit Anstand«, deren Erträge dann aber doch zielgenau in seinen »Bürgerfonds für Deutschland« fließen sollen. Denn das ist das einzige Thema, das Westerwelle wirklich interessiert und mit dem er den Besuchern seiner Website ein Auge abkaut: das liebe Geld bzw. die bösen Steuern.

Bei gut situierten Wahl- und Pfahlbürgern, deren Gehirn so leer ist, wie sie es sich von ihrem Portemonnaie einbilden, kann man damit Erfolg haben. Das jedenfalls zeigt ein Link zu guidomobil.de, wo man das Tagebuch von Westerwelles Wahlkampftour lesen kann. Doch kommt hier endlich auch jener mündige Bürger auf seine Kosten, der im Politiker den Privatmann schätzt, weil der so banal ist wie er selber: »Dann beißt Guido in eines der leckeren Salami-Brötchen und steckt sich anschließend zwei von den Gummibärchen in den Mund, die er so gerne ißt.« Das war am 9.8. Am 10.8. geschah dies: »Praktikant Phillip schafft einen Eintrag in unser Tagebuch, da ihm bei jedem unserer letzten Stops ein Vogel auf das T-Shirt gemacht hat. Das schafft nicht jeder!« Wer es versuchen will, kann für 14 Euro das T-Shirt zum Guidomobil bestellen, Größe XXL. Das bietet reichlich Platz für die Vögel.

Konkret 09/02, S. 38

Jürgen Roth

Kunst & Gewerbe

Parteibouttening

Es sei, als Ende der sechziger Jahre im Gefolge des schon damals sehr noblen Dichters Günter Grass Hajo Kuhlenkampf und Peter Frankenfeld für den bedauernswerten, weil fast untadeligen Willy Brandt die Blechtrommel des Wahlkampfs rührten, das alles »etwas Überraschendes gewesen«, erhob kürzlich der freilich ausgerechnet aus Göttingen abkünftige Parteiforscher Franz Walter das Analysewort, da unter dem Motto »Wir für Schröder« eine erlesene Handvoll sich selbst so benamsender Künstler zugunsten des EsPeDeigsten Kanzlers aller Zeiten in die Stimmenschlacht zog; überraschend sei dereinst gewesen, so Walter, »daß sich Prominente outen und mit einem Parteibutton herumlaufen«.

Parteibouttening ist heute gar nicht mehr so fickrig und thrilling. Gleichwohl geht es dabei um *etwas,* wenn auch mit Einschränkung. Walter: »Es geht zwar auch im Duell zwischen Stoiber und Schröder um das kulturelle Lebensgefühl, aber kaum jemand fürchtet ein Rollback.« Also lehnen wir uns entspannt zurück und stellen fest: »Für Schröder« eine »zweite Halbzeit« wünschen sich aus einer bloßen Purzelbaumlaune oder ihrem jeweils hochintegeren kulturellen Lebensgefühl heraus z. B. die Aktrice Iris Berben, die Senta Berger oder der Bayreuth-Bettelregisseur Jürgen Flimm. Andere arrivierte Schnullis und Schnallen firmieren unter den Namen Folker Bohnet, Bruno Bruni und Cornelia Dümcke.

Eine gewisse fugendichte Namensmagie der Nulligkeit ist dieser Aufstellung des aktuellsten Narren- und Kabarettkaders nicht abzusprechen, preschte nicht doch plötzlich ein gewisser »Björn Engholm« dazwischen, bevor Knut Fleckenstein und Monika Griefhahn die Liste wieder fortsetzen dürfen, bis im Reigen des Gesichterzeigens schließlich noch Jörg Immendorff, Volker Lechtenbrink, Will Quadflieg, Hans Scheibner, Klaus Staeck und sogar Wolfgang Thierse unterschlüpfen. Letzterer tut als anerkannter Großleinwandmaler, Sketchschreiber und Knittellyriker mit oder möchte halt auch zu den »Künstlern« gehören, weil ihn sein politisches Mandat nicht auslastet.

Engholm indes, warum Engholm? Wahrscheinlich zeichnet der Lübecker Grass-Nachbar für den Initiativentext verantwortlich, denn eine derartige Schlammlawine an Ästhetikschmonzes wälzt sich nicht mal aus des Nobelpreisträgers Mund, geschweige denn aus jenem seines frischen Kumpels Gerhard. »Gerade jetzt ist es wichtig, daß auch die Kultur ihre Stimme gegen das rechtspopulistische Spiel mit dem Feuer erhebt«, heißt es zugunsten des bekannten Antipopulisten Schröder, und wenn es rauscht, dann rauscht es: »Wir brauchen auch in Zukunft die kritische Einmischung und kreative Anregung von Künstlerinnen und Künstlern, Schriftstellern und Intellektuellen. Wir wollen auch in Zukunft eine Regierung, die sich gegenüber der Freiheit, den Ansprüchen und Zumutungen von Kunst und Kultur sensibel zeigt.« Sensibel zeigt. Ja, er ist es. Engholm! Welch Comeback! »Die demokratische Zivilgesellschaft braucht den Sinn und die Sinnlichkeit, die Innovation und die Reflexion, die uns Kunst und Kultur vermitteln!«

Daß »Kunst und Kultur entscheidende Anstöße sowie Kritik zu konkreten Visionen, zur Reflexion und Identitätsbildung« geben, soll ruhig so sein, und zumal Immendorff wird vor der Leinwand bereits stehen und augenblicklich seine konkrete innere Vision der Reflexion dergestalt an die Hand geben, daß hinterher der Schröder beim Anblick einer malerischen Vision hin zur Kritik der unsinnlichen Innovation die eigene Identität neu bildet und gestärkt dem Stoiber entgegentritt.

Ja, »retten, was noch zu retten ist«, kommentierte die »Frankfurter Rundschau« die Aktion des »kulturpolitischen Aufbruchs«, retten mit Grassens *Rättin* im Sturmgepäck, mit Staeckschen Stickern, Scheibnerschen Pointen zum Scheibenschießen und Quadfliegschen Höhenflügen.

Allein, was all die hehren Skribenten, Mimen und Pinsel nie begreifen werden: daß die kunstvollsten Sätze des Jahres, solche, die sie nie zu schreiben, nie zu sprechen vermögen, die basal böse, antischröderische »Bildzeitung« ins Heil der Schwarzen Kunst erlöste – im Rahmen des ersten Teils der Serie »Rudolf Scharping: ›Jetzt fühle ich mich freier‹«: »Er lächelt scheu und stur. Seine feinen Finger verirren sich im Faxgerät.« Man lerne das auswendig, schmiere es sich hinter die Ohren und unterlasse fürderhin jederlei Wahlkampffaxen.

Konkret 09/02, S. 38

Michael Rudolf

Kunst & Gewerbe

Wind Of Change

Kein Wunder, daß unsere Sozialdemokraten sich eines »Deutschen Weges« besinnen, paßt so was doch prima zu den verkrauteten Sonderwegen der deutschen Popmusik. Mit Schrecken erinnern wir uns an den Juso-Punk der Toten Hosen. In jede verfügbare Tischkante bissen wir bei den Bildern eines Pur- und Konstantin-Wecker-Texte mitmurmelnden Rudolf Scharping, und jeden Tag kollabierten wir »ein Stück weit« (Björn Engholm), wenn uns der Gleichschalterbeamte Dieter Gorny als Kanzlerberater für »Jugendfragen« vorgestellt wurde. Zwar liebten schon die Scorpions sozialdemokratische Handymelodien (»Wind Of Change«). Und ihr zweitberühmtester Fan, Reinhard, Mohr, konnte im »Spiegel« das Wasser nicht mehr halten: »Abends hebt er (Schröder; M. R.) Klaus Meine, den Sänger der Rockgruppe Scorpions, vor lauter Begeisterung über den musikhistorischen Augenblick für ein paar Sekunden in die Luft. So etwas hätte Kohl nie über sich gebracht.«

Doch die singulare Scheußlichkeit einer Gastperformance auf dem Popkommödchen zum Thema »Identitätsbildung« bei »Jugendlichen« könnte niemand besser zelebrieren als Kulturstaatsminister Julian Nida-Rümelin, der weder weiß, wer die sogenannte Jugend ist, geschweige denn, »wie sie tickt« (Smudo, Dieter Gorny und alle anderen). Und der offizielle Wahlkampfsong der SPD »Das alles sind wir« von Edo Zanki ist der schönste Beweis dafür, daß er es mit seinen Genossen niemals wissen wird: »Mit Mut zur Zukunft / und harter Arbeit / haben wir was geleistet / und sind auch jetzt bereit. / Vertrauen auf unsere Kraft, / wir haben so viel schon geschafft.« – »Da haben wir uns ja was geleistet« und »Wir haben so viele schon geschafft« müßte es richtig heißen. Aber mal abgesehen von der würdelosen Zumutung eines »musikhistorischen Augenblicks« im Zusammenhang mit Hannöverschen Weichrockbands, ist es genau das, was uns der ganzen Soziführungsbagage ein Knast-Abo des »Rolling Stone« spendieren ließe. Nur müßten sie dazu erst einmal in Beugehaft genommen werden. Und ihre Wahlkampfbarden gleich mit.

Gegen die alles andere als unverständliche Wahlmüdigkeit von »Jugendlichen« wollen richtige deutsche Stars wie Jeanette Biedermann jetzt »ein Zeichen setzen«. Sie starteten die Initiative »Vote – Ohne Stimme hört dich keiner« – eine Wahlkampagne der Musikindustrie. »Wenn ich schon wählen könnt', tät' ich den Stoiber wählen«, brabbelte neulich »ein Jugendlicher« hinter mir in der Bahn, während er sich von seiner Reisebekanntschaft das ganze Arsenal ihrer Handymelodien vorführen ließ. Also gehört am Ende auch dieser Industriezweig längst schon zur »fünften Kolonne der Opposition« (Gerhard Schröder)? Juhu!

Konkret 09/02, S. 39

Benjamin Schiffner

Kunst & Gewerbe

Kurz vor Urne

Während Bevölkerung und Medienöffentlichkeit erstmals einstimmig indifferent einer Bundestagswahl entgegengähnen und Harald Schmidt – dessen Status als everybody's Vorzeigeintellektueller Nr. 1 ihm als erklärtem Wertkonservativen und seichter Fernsehqualle in Personalunion eigentlich ungeheuer spanisch bis unerträglich vorkommen müßte, wenn es ihn wirklich gäbe – nicht müde wird, allabendlich zu beteuern, wie piepegal es letztlich sei, wer am 22. September den Längsten haben wird (erste Prognosen deuten auf »Bild«-Chef Kai Diekmann), wird es der Legislative kurz vor Urne denn doch noch ein bißchen mulmig: Wozu der ganze Zinnober noch mal gut sei, fragt sie sich bang selber und erklärt es per Plakatwerbung allen, die es im Grunde auch nicht wissen wollen.

Drei verschiedene Motive charmieren den wahlmüden Bundesbürger momentan in U-Bahnhöfen und an anderen Orten öffentlicher Einsamkeit, auf allen drei Plakaten preist der schmissige Slogan: »Entscheidungen für die Freiheit« an, Hersteller: »Deutscher Bundestag«. Rechts oben macht das Logo der Demokratie, der Bundesadler, Männchen, gleich neben dem üblichen Querverweis ins Internet unter »mitmischen.

de«. Die Fotomotive sind ganz auf die ästhetischen Minderbedürfnisse der kaufkraftstarken Schicht der Jungdummies abgestimmt: »Schießen ohne Blutvergießen« zeigt ein Bürschchen beim allseits beliebten Idiotensport Fußball, »Flirten, Lästern, Tratschen. Und niemand hört mit« eine träumerische Tussi am Telefon. »10.000 Watt im Körper. Und nichts gestehen müssen« schließlich konfrontiert den Betrachter mit der grellbunten Fotografie eines Kotelettenträgers vor lichtschlierigem Hintergrund, den Kopf in scheinbarer Ekstase zurückgeworfen und den Mund wie zum Schreien weit aufgerissen. Im unteren Drittel kommentiert das Kleingedruckte: »Niemand darf der Folter oder unmenschlicher oder erniedrigender Strafe oder Behandlung unterworfen werden. Artikel 3 der Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten, ratifiziert mit Zustimmung des Deutschen Bundestags.« Oder bei OBI.

Hier hat ein in jedem Fall ein überbezahlter Kreativenpool unfreiwillig saubere Arbeit geleistet: Als sollte Baudrillards nicht mehr ganz taufrische, aber um so stichhaltigere Analyse, die Menschenrechte seien die Werbung für das System, das auch ohne sie, aber eben – und schicker – auch mit funktioniert, noch den allerdümmsten als gleißende Wahrheit vor Augen geführt werden, geriert sich dieser tragikomische Versuch, Integrität zurückzuerwerben, indem man sie verkauft.

Unter »mitmischen.de« erblüht schließlich das vollständige Elend der wahren Zusammenhänge: »Zum ersten Mal in seiner Geschichte wendet sich der Deutsche Bundestag mit einer Werbekampagne an Jugendliche. Die drei Motive machen klar, was das Parlament mit dem Leben jedes Einzelnen zu tun hat. Mit seinen Gesetzen sorgt der Bundestag für Eure Freiheit und stellt damit sicher, daß Ihr Euch in der Gesellschaft frei entfalten könnt.« Das ist natürlich richtig nett vom Deutschen Bundestag, und mal davon abgesehen, daß der Plebs hier arg unangebracht im *pluralis majestates* angeredet wird (Oder ist es Absicht? Weil doch in einer Demokratie das Volk ...?), daß die freie Entfaltung der Persönlichkeit sich in den allermeisten Fällen auf die Auswahl der gerade fashionablen Sonnenbrille beschränken wird: Neben der tendenziell neo-gagaistischen Parteienwerbung für die Großen (»Grün wirkt: Außen Minister, innen grün« wirbt eher für Joschka Fischers Fähigkeit, sonderbar schmierlappig zu grinsen, als für überhaupt noch irgendwas) wirkt dieser knallbunte Ethikfirlefanz in seiner Bemühtheit und in seiner Bemühung inhaltlicher Bezüge fast schon wieder erwachsen. Aber wirklich nur fast.

Konkret 09/02, S. 41

Martin Büsser

Let's Roll the Freedom

Kultur-Kolumne

Wie angenehm war doch die Zeit, als sich nur jene Popmusiker zur Politik äußerten, die auch etwas Bedeutsames beizutragen hatten. Zumindest scheint es retrospektiv so, daß vor fünfunddreißig Jahren sehr wohl zählte, was Bob Dylan zu Vietnam sagte, während niemand auch nur Interesse daran hatte, Boygroups wie die Monkeys nach ihrer Meinung zu fragen. Heute dagegen melden sich viele, die schon mit ihrem Künstlerdasein überfordert sind, rasch und aus eigenen Stücken zu Wort, wenn es darum geht, gängige Politikerphrasen zu wiederholen – von Michael Jackson bis Bono. Letzterer hatte sich erst im vergangenen März mit Präsident Bush getroffen und anschließend von einer »guten und sinnvollen Unterhaltung« (SWR 3) gesprochen. Seit Politik die mediale Wirksamkeit der Oberfläche »Pop« für sich entdeckt hat und seit Popmusiker ihrerseits merken, daß oberflächliches Politik-Geschwätz die Verkäufe ankurbelt, begegnen sich Staatsmänner und Popstars getreu der Zeichnung von Paul Klee, auf der sich zwei Personen im gegenseitigen devoten Voreinander-Bücken übertreffen wollen und beide dabei den Affen mimen.

Der 11. September und seine Folgen trafen die Popmusik wider den eigenen guten Willen. Wie schon während des Golfkriegs wurden die absurdesten Songs aus absurdesten Gründen von amerikanischen Radiostationen auf den Index gesetzt. Während Paul McCartney schnell ein schlampiges Stück namens »Freedom« schrieb, mit dem sich die freie Welt von der unfreien sauber abgrenzen ließ, durfte ausgerechnet das utopische »Imagine« seines alten Weggefährten John Lennon nicht mehr gespielt werden – vielleicht weil es sich gegen jegliche Form von Krieg, aber auch gegen religiöse Metaphorik à la Bush jr. (»Imagine there's no heaven«) richtet. Neben lächerlichen Entscheidungen, »Another One Bites the Dust« von Queen und »Knockin' on Heaven's Door« nicht mehr zu spielen, war es besonders infam, das komplette Œuvre von Cat Stevens auf den Index zu setzen. Nicht etwa, weil dessen betulicher Kuschelrock besonders viel mit kriegerischer Thematik zu tun hätte, sondern weil Stevens bereits vor Jahren zum Islam konvertiert war. Ohne solch späte religiöse Anwandlungen, die ja auch Bob Dylan als Christ heimgesucht haben, gutheißen zu müssen, fällt doch auf, mit welcher Konsequenz hier die Kulturindustrie selbst noch über die Worte des Präsidenten hinausschoß, der versichert hatte, Islam und Terrorismus seien nicht gleichzusetzen – um am Ende vielleicht zu erfüllen, was Bush als spätgeborener Kreuzzügler gedacht haben mag, aus diplomatischen Gründen jedoch nicht sagen konnte? Zum Glück sind die besten Songs, die sich auf den 11. September hätten beziehen lassen – etwa »Kerosene« von Big Black (»There's kerosine around / set me on fire!«) – , von Independent-Bands geschrieben worden und mußten nicht verboten werden, weil sie sowieso nie im Radio gespielt werden.

Als Popgrößen von Paul McCartney bis Michael Jackson aus allen Ecken der anglo-amerikanischen und also »freien« Welt zum Medienspektakel für die Feuerwehrmänner von New York zusammengetrommelt wurden, hatten zumindest die Beastie Boys einen klaren Kopf behalten. Sie organisierten eine Art Gegenkonzert, auf dem tatsächlich nur Musiker aus Downtown New York auftraten, darunter Yoko Ono, Rahat Fateh Ali Khan und die Strokes. Gegen das andernorts zelebrierte reaktionäre Gemisch aus Sentimentalität und Kriegsbereitschaft ließen sie den Politikwissenschaftler Benjamin Barber auftreten, der zwischen den Gigs einen Vortrag über die Gefahren der amerikanischen Außen- und Wirtschaftspolitik hielt. Den Zeitungen war diese Veranstaltung, wenn überhaupt, nur eine Meldung von fünf Sätzen wert.

Die Beastie Boys, gerne als »jüdischer Intelligenz-HipHop« klassifiziert, nehmen im Pop natürlich nur eine von wesentlich lauteren Stimmen übertönte Nebenrolle ein. Besonders laut dröhnte ein Mann mit musikalisch eher zarter Stimme – Neil Young. Nicht nur, daß seine jüngste Platte »Are You Passionate?« mit »Let's Roll« eine Hymne auf jene Passagiere enthält, die das vierte Flugzeug am 11. September zum vorzeitigen Absturz brachten (der Refrain »Let's Roll« fordert dazu auf, nun in den Krieg zu ziehen) – er sprach sich auch glühend für den »Patriotic Act« aus. Die juristische Ausnahmesituation, im Kampf gegen Terrorismus auch die Meinungsfreiheit einzuschränken und Folter als Verhörmethode zuzulassen, begründete Neil Young mit dem Satz: »To protect our freedom, it seems we're going to have to relinquish some of our freedoms for a short period of time« (»Counterpunch Magazine«). Solche Sätze aus dem Mund eines Sängers, dessen Zeile »It's only castles burning« einmal als Aufruf zum Klassenkampf gedeutet wurde? Manche werden eben älter und dabei im Kopf um so bekiffter, je länger sie nicht mehr gekifft haben.

Geradezu harmlos klingt dagegen Bruce Springsteens »The Rising«, ein komplettes 11.-September-Konzept-Album, das sich bemüht, die verschiedensten Blickwinkel – vom Feuerwehrmann bis zum Selbstmordattentäter – wiederzugeben. »Born-in-the-USA«-Springsteen möchte schon lange so etwas wie bloßer Chronist amerikanischer Befindlichkeit sein, weshalb seine vermeintliche Neutralität auch beliebig deutbar ist. Für »The Rising« gilt, was Springsteen von Stewart Hall bereits vor Jahren attestiert wurde: »Er ist sowohl im Weißen Haus als auch auf der Straße. In den sechziger Jahren mußte man entweder in dem einen oder auf der anderen sein.«

Im Mainstream-Pop gibt es bislang nur ein erfreuliches Beispiel für den Umgang mit dem 11.9. und dessen Folgen – das Video zu »Shoot the Dog« von George Michael. In dem Cartoon-Clip tritt Tony Blair als speichelleckendes Hündchen von George W. Bush auf, wobei der amerikanische Präsident nicht minder debil von einer sprechenden Socke instruiert wird, den Irak zu bombardieren. Obszön mag nur eine Passage anmuten, in der Präsident Bush im Bett zwischen Blair und dessen Gattin mit einem Ständer aufwacht – doch der entpuppt sich nicht als Penis, sondern als sprechende Socke, was als schöne Anspielung auf das libidinöse Verhältnis zum Militär gedeutet werden kann. Phantasie eines »ausgebrannten, perversen Popstars« nannte das die »New York Post« und spielte so mit genau jenen Worten auf George Michaels Homosexualität an, mit denen sie das wohl immer schon gern getan hätte. Dabei hat Michael ein Video vorgelegt, das endlich einmal wieder zeigt, wozu selbst kommerzieller Pop in seinen besten Momenten fähig ist: sich über alle Autoritäten hinwegzusetzen, inhaltlich explizit, formal aber cartoonhaft niedlich, peppig, frei von »Freedom«-Sentimentalität und »Let's Roll«-Gedonner.

Noch drohen George Michael keine ernsthaften juristischen Schritte. Weil aber Pop (im Sinne von populär und populistisch) öffentlich und ungestraft mindestens so reaktionär und dumm wie Haider sprechen darf, gibt es seitens der musizierenden Zunft schon Gegenstimmen: Countrymusiker Toby Keith hat mit »Courtesy of the Red, White and Blue« laut dpa-Meldung einen Song aufgenommen, »der junge Amerikaner zum Fahneneid aufruft und die Bomben auf Afghanistan feiert«. Der Song, der Ende Juli/Anfang August Platz 1 der US-Popcharts einnimmt, droht den Terroristen damit, »daß Amerika ihr Leben zur Hölle machen werde: ›Es wird sich anfühlen, als regne die ganze Welt auf euch.‹« Geht das denn? – Geri Halliwells Hit »It's Raining Men« durfte zumindest aus Gründen der Pietät nach dem 11. September nicht mehr gespielt werden.

Konkret 09/02, S. 42

Bazon Brock, Ludwig Seyfarth

□ Die ganze Chose ist Betrug□

Interview mit dem □sthetikprofessor und Kunstkritiker Bazon Brock □ber Anspruch und Realit□t der Dokumenta 11

KONKRET: Herr Brock, was hat Ihnen an der Documenta 2002 grundsätzlich gefallen, und was nicht?

Brock: Grundsätzlich gefällt mir an der Documenta nicht, wie die Veranstalter begründen, was sie tun. Sie tun etwas längst Bekanntes und völlig Vertrautes, begründen das aber in einer Weise, als sei es etwas ganz Neues und völlig Anderes. Mir gefällt, daß sie etwas ganz Normales aus unserem Arbeitskontext zeigen und daß sie das im Verständnis der westlichen Kunstproblematiken tun. Daß sie es aber begründen, als hätten sie den westlichen Kunstbegriff aufgegeben, die westliche Kunst irgendwie hinter sich gelassen, und als würden sie jetzt mit einem neuen humanitären Großkonzept quasi im Postimperialismus operieren, das ist mehr als peinlich. Das ist in großen Teilen reine Mache. Denn so dumm kann keiner sein, daß er nicht merkt, was er da für Blödsinn redet.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Ich finde zum Beispiel gut, daß sich der Organisator der Ausstellung, Okwui Enwezor, auf die Documenta 5 (1972) eingelassen hat und in gewisser Weise sich auch an dieser Documenta 5 messen lassen will. Aber er hat das nur in abstracto gemacht, denn konkret vergißt er alles, was damals schon erarbeitet worden war. Nehmen wir nur, das ist Enwezors Höhepunkt und Schlußfolge seiner Argumentation, das sogenannte Konzept der Zuschauerschaft, also das Bestreben, Alltagsnutzer zu befähigen, an diesem Kunstgeschehen teilzunehmen, die alte Diskrepanz zwischen Produktion und Rezeption aufzubrechen. Aber um das Konzept der Zuschauerschaft, nämlich um die Professionalisierung der Betrachter, der Zuhörer etc., ging es uns ja nun schon ausdrücklich in den Documenta-Besucherschulen seit 1968. Ich habe schon 1965 in der Hamburger Kunsthochschule Klassen für Rezeption eingerichtet, wo nicht mehr Kunst produziert, sondern rezipiert werden sollte. Es ist peinlich, daß das Konzept der Zuschauerschaft von Enwezor als Ultima ratio seines Ausstellungskonzepts angeführt wird, ohne daß er zu erkennen gibt, daß daran Leute bereits seit mindestens 40 Jahren arbeiten und daß er sich selbst in dieser Tradition sieht beziehungsweise sich mit ihr auseinandersetzt.

Zweitens: Die Durchsetzung von Bürgerrechten, die Anerkennung von Differenzen, die Propagierung von Toleranz und Respekt im sogenannten Multikulturalismus, den Enwezor als zweite Großbegründung für seine Präsentation vertritt – das sind alles westliche Konzepte. Es gibt keine Möglichkeit, das mit chinesischen, japanischen, indonesischen, afrikanischen Vorstellungen zu verbinden. Also intendiert die Ausstellung mit westlichen Konzepten die Aufhebung des Primats des westlichen Denkens. Warum tut Enwezor so, als würde er mit einem Begriffsapparat antreten, der sich aus so etwas wie der Universale der Weltmenschheit ableitet?

Um es zuzuspitzen: Als die Documenta eröffnet wurde, lief gerade der Fall Karsli. Ein syrischer Migrant ist Abgeordneter in Nordrhein-Westfalen geworden. Ganz im Sinne des Multikulturalismus nimmt dieser Herr Karsli für sich in Anspruch zu sagen, aufgrund meiner kulturellen Identität, meines Herkommens, protestiere ich gegen das israelische Vorgehen gegen die Palästinenser. Und was passiert? Ein Aufschrei geht durch die Öffentlichkeit – plötzlich ist die deutsche Leitkultur gefragt. Ihr zufolge darf niemand, der hier wohnt, sich hinstellen und sagen, mich gehen die besonderen Beziehungen Deutschlands zu Israel nichts an. Also was gilt jetzt? Gilt Multikulturalismus? Dann darf Herr Karsli hier im Namen seiner kulturellen Identität sagen, ich bin in der Palästinafrage gegen Israel. Oder gilt die deutsche Leitkultur? Dann muß Herr Karsli sich der deutschen Verantwortungsgemeinschaft gegenüber Israel anschließen. Auch an diesem Punkt hätte Enwezor diskutieren müssen. Tut er aber nicht. Er behauptet nur. Leere Phrasen, Stroh dreschen diese Leute auf allen Ebenen. Ob es um Kunst geht oder Multikultur oder Menschenrechte – es ist leeres Phrasenstroh, nichts anderes.

Drittens: Die Ausstellungsmacher lassen sich durch den Begriff Documenta zu etwas verführen, was ausgerechnet einer unserer besten Denker, Boris Groys, als eine Form künstlerischer Dokumentation im Katalog präsentiert. Völlig abstrus. Wieder wird behauptet, es ginge um etwas Neues. In Wahrheit wird wieder nicht diskutiert, wieder nicht an längst geführte Debatten angeschlossen. Beuys, nur zum Beispiel, hat in allen Museen, in denen er vorkommt, seine Arbeiten stets nur als »Dokumentation« hinterlassen. Es wurden keine Installationen von Beuys aufgebaut, sondern sie wurden abgelegt als Dokumente für einen originären Akt, eine Performance, ein Happening oder ein Action teaching etc., die ursprünglich irgendwo anders stattgefunden hatten. In Kassel wird nun dieser älteste Hut der nachklassischen Moderne aufgemotzt. Wieder bringen die Ausstellungsmacher einen längst abgefeierten Begriff ins Spiel, tun so, als sei das etwas Neues, verweigern die Diskussion und produzieren Phrasen, nichts als Phrasen. Diese Documenta ist eine einzige Phrasenproduktionsmaschine, gerade weil sie das Üblichste, Hundsnormalste tut, aber eben in pseudo-anspruchsvoll begründeten Zusammenhängen vorführt. So ist die Lage. Und das heißt, sie richten einen enormen Schaden an.

Hätten sie sich auf die fälligen Diskussionen eingelassen, dann hätten sie argumentieren müssen, wie es viele Wissenschaftler und Künstler längst tun, nämlich: Wir verlassen die westlichen Kunstdiskurse und verstehen die

Documenta nicht mehr als Kunstausstellung, sondern zum Beispiel als Dokumentation des Diskussionsstandes über die Pictorial oder Iconic turns, das heißt über die Hinwendung zum Bild vor und jenseits aller Kunst. Bildlichkeit ist ja in einem viel umfassenderen Sinne wirklichkeitskonstituierend, Weltverhältnisse begründend, als es die Kunst je war. Dann wäre die Documenta eine Dokumentation des heutigen Standes etwa der Medienanthropologie oder Bildanthropologie gewesen. Nichts dergleichen passiert. Statt dessen wird die stinknormale alltägliche Art der Verwendung von Bildlichkeit zur Erzeugung von Evidenz vorgeführt.

Wenn jemand vor 40 Jahren beweisen oder zeigen wollte, daß Franz Josef Strauß ein Faschist mit einem verschleimten Gemüt ist, dann hat er ihn aus der Froschperspektive mit einer Kamera aufgenommen, die drei Doppelkinns zeigte, mit den Ochsenaugen oben drüber. Wenn man den Mann auf dem Foto sah, wußte man schon, ah, ja klar, der ist entweder verrückt oder ein brutaler Idiot. Das ist ein Umgang mit dem Bild, der jede Reflexion über das Medium selbst vermeidet, das eben diesen Eindruck erweckt. So will man Evidenzen erzeugen. Und so wollen sie auf der Documenta schlicht und einfach manipulativ, gegen die Intention der Leute, die sie zeigen, Evidenz erzeugen für ihre Theorien über das Schließen der Festung Europa und die Einschränkung der Rechte von Frauen und Minderheiten zum Beispiel. Wie völlig selbstvergessen sind diese Leute! Leute, die eine Ausstellung organisieren, die Eintritt kostet, die in jedem Raum möglichst zwei Wächter postiert, die in vielen Ausstellungsräumen nur zehn Personen zuläßt, wo man wirklich 20, 30 Minuten, 40 Minuten als elfter an der Tür warten muß, bevor man reindarf! Und Leute, die so was machen, reden vom Ausbau der Festung Europa und von der Beschneidung der Rechte. Das ist der alte Idiotismus – großes Maul, über alle Grenzen hinweg, alles offen. So sieht es Raum für Raum und Akt für Akt und Begründung für Begründung auf der ganzen Documenta aus.

Aber vielleicht ist ja tatsächlich das Thema der Grenze das heimliche, eigentliche Thema dieser Documenta. Vielleicht zeigt die Ausstellung, daß es letztlich überhaupt keinen Multikulturalismus gibt, sondern überall nur Grenzen. Grenzen zwischen Indien und Pakistan, Grenzen zwischen Israel und Palästina ...

Vor allem gibt es Grenzen zwischen Außenkassel und Innenkassel. Eine Grenze ist zum Beispiel das Wachhäuschen, wo man die Eintrittskarte abreißen lassen muß, die man zuvor für 16 Euro oder was gekauft hat. Und so geht das fort. Mit anderen Worten: Selbst wenn das Thema der Ausstellung die Grenze wäre, kann ich mich doch nicht hinstellen und zu dieser völlig normalen Tatsache des Unterscheidens durch Grenzmarkierungen – diesseits und jenseits, privat und öffentlich, oben und unten etc. – eine Ideologie ablassen, die angeblich gegen dieses Faktum antritt. Das ist nicht nur intellektuell unredlich, sondern das grenzt an den Versuch einer Mundtotmachung der Ausstellungsbesucher. Der ganze Trick der Sache besteht darin, jeden, der irgendeinen Einwand gegen das Konzept erhebt, als Antisemiten, Antihumanisten, Antimultikulturalisten darzustellen, was im Zeichen der Political Correctness durchaus möglich ist. So sichert man sich einen Auftritt ohne jede Angreifbarkeit. Das ist der Witz. Zum ersten Mal gibt es hier eine Kunstausstellung ohne die Möglichkeit der Kritik. Das ist ein Unding. Enwezor ist ein Schwarzer, der sagt, er spräche als Repräsentant der nigerianischen kulturellen Identität; er lebt aber seit 20 Jahren, seit seiner frühen Pubertät, in London. Er ist der Sohn eines Rechtsanwalts aus Lagos, der seine Kinder nach London zum Studium geschickt hat. Wer konnte das schon in Nigeria vor 20 Jahren? Enwezor ist als Angehöriger einer am Westen orientierten Oberschicht genau so ein westlicher Metropolenmensch wie wir auch. Er hat mit jedem in London zur Oberschicht Gehörenden mehr gemein als mit jedem nicht zur Oberschicht gehörenden Afrikaner. Warum akzeptiert er das nicht?

Die Medien jedenfalls waren einhellig erleichtert. Man hatte befürchtet, man bekäme in Kassel die Political Correctness mit dicken Löffeln serviert, und dann haben alle gefunden, das sei ja gar nicht der Fall, und es handle sich um eine ganz interessante Ausstellung. Es scheint, daß Sie das völlig anders sehen.

Was wir in Kassel sehen, ist genau das, was wir auch erwarten, nämlich das Übliche. Es ist eine hundsnormale Ausstellung, wie sie im Westen jetzt überall zu sehen ist, aber im Hinblick nicht auf Kunst, sondern eben auf Bildlichkeit, auf Bildsprachlichkeit, auf Bildreflexivität etc. Und was da rangehängt wird ist alles PC-Gerede. Ich habe das Wort für Wort in den Katalog-Darstellungen untersucht. »Die Absetzbewegung des Westens«. »Er spricht als reiner Marxist.« Ja, ist der Marxismus etwa keine westliche Ideologie gewesen oder Wissenschaftskritik oder was immer? »Er spricht von Mehrwert, Gebrauchswert« etc. Was ist denn das? Das ist doch reiner Westen. Wo kommt hier überhaupt ein einziger Gedanke vor, der aus Afrika stammt oder aus Indonesien oder aus China oder sonstwoher. Nichts! Nicht ein einziger Gedanke, nicht ein einziger Begriff, gar nichts ist da. Und selbst die Präsentation der Werke wird total verwestlicht. Da wird ein Mensch aus Afrika mit seinen Bilderfindungen vorgeführt, die rahmt man zu Hunderten nebeneinander wie hier bei unseren Kitschrahmenherstellern und hängt sie zu Hunderten untereinander und sagt, großartig, was der kann. Ja, der kann das Übliche, das, was im Westen viele andere Leute auch können. Aber zu behaupten, das sei nun Afrika und das genaue Gegenteil des Westlichen, das macht mich einfach sauer. Es ist Betrug. Die ganze Chose ist Betrug.

Halten Sie es denn überhaupt für möglich, aus diesem westlichen Denken herauszugehen?

Wenn man Kunstausstellungen machen will, kann man nicht aus westlichen Konzepten raus, weil es nur im Westen diese Art der Kunstpräsentation gibt. Wer was anders will, muß sich zum Beispiel mit der Beziehung zwischen Ritus und Mythos beschäftigen oder nach Bildsprachlichkeit in einem vor- oder nachkünstlerischen Sinn fragen, nach dem Bild vor der

Erfindung der Kunst etwa oder nach Kunst im Kultuszusammenhang. Man könnte auch das Phänomen der »Globalisierung« zum Anlaß nehmen, alle anderen Themen und Diskussionen für obsolet zu erklären – dann muß man tatsächlich eine Kritik dieser Globalisierung leisten. Aber auch das will, wie seine Kritik an *Empire* gezeigt hat, Enwezor nicht. Es bleibt dann von dem ganzen Unternehmen unterm Strich nur das »neue« Zuschauerverhältnis und eine allgemeine Verbreitung und Rezeption der visuellen Kultur unserer Gegenwart. Dabei hat visuelle Kultur mit Kunst überhaupt nichts zu tun. Wer historisch nicht mal so gebildet ist, daß er den Unterschied zwischen Kunst und visueller Kultur kapiert, sollte die Hände von so einer Sache lassen.

Natürlich hätte man auch mit dem Konzept der Dokumentation was anfangen können. Man hätte zeigen können, in welcher Weise in außereuropäischen Verhältnissen Bild und Kult zusammengehören. Das hätte man ebenso dokumentieren können wie etwa kosmologische Darstellungen, Weltbildbauten aus Indonesien, Afrika oder Südamerika. Weltbildbauten vergleichend darzustellen und dabei den unterschiedlichen Begriffsbildungen und Bildbegriffen nachzugehen, hätte sehr interessant sein können. Denn auf der Ebene der Bildbegrifflichkeit haben zum Beispiel Afrikaner ungeheuerliche Sachen vorzuweisen. Aber nein, man läßt sich auf das große Pathos einer westlichen Kunstausstellung ein.

Alle Kritiker waren zufrieden. Aber warum? Weil die Ausstellung das Erwartete zeigt. Ach, reizend, ein paar vergrößerte Zeitungsausschnitte, fein. Aber die Analyse dazu fehlt. Oder ‘n bißchen Video. Video ist, wenn ein Fernsehauftritt 40 Minuten dauert; wenn es 45 Minuten sind, ist es schon Kunst. Das heißt, wenn ich die Kamera 45 Minuten auf einen Maikäfer richte, der 10 Meter weiterkrabbelt, ist es Kunst; berichte ich das in den Nachrichten in 10 Sekunden – »große Maikäferplage« – , dann ist es Journalismus. Das ist die einzige Unterscheidung, die es da gibt.

Nehmen wir mal das Optimum dessen an, was Enwezor hätte beitragen können: Die Aussage, durch die Globalisierung der westlichen Zivilisation, getragen von der modernen Technologie, seien es Verkehrsmittel, seien es Nachrichtentechniken, Medizin oder Warenproduktion, durch die Ausbreitung dieses Systems auf der ganzen Welt wird ein westlicher Begriff von moderner Zivilisation allen anderen Kulturen übergestülpt; das möchte ich, Enwezor, kritisieren. Dann hätte er ganz schnell festgestellt, daß diese Behauptung nicht stimmen kann. Warum kann sie nicht stimmen? Weil in Europa, dem heute Eurozentrismus vorgeworfen wird, die Kämpfe um die Modernität mindestens so erbittert ausgetragen wurden, wie sie heute zwischen Europa und Afrika ausgetragen werden. Es gab hier bis in die sechziger Jahre, um ein banales Beispiel zu nennen, einen ganz heftigen Einspruch gegen die abstrakte Kunst. Auch hier waren die kulturellen Auseinandersetzungen sehr stark. Es kann schon deshalb kein westliches Überstülpungskonzept geben, weil im Westen die moderne Zivilisation ihrerseits ein Kampfbegriff gewesen ist, um den es harte Auseinandersetzung gab. Meinen Sie, die Aristokratie hätte den Leuten die Menschenrechte auf dem Tablett serviert? Grundlegende Rechte, Arbeitsrechte wurden von den Gewerkschaften über 150 Jahre durchgekämpft.

Jetzt tun alle so, als würden die Europäer aus Daffke mal eben der ganzen Welt ihre zivilisatorischen Minimalstandards aufnötigen wollen. Die Leute sind doch nicht bei Trost. Eurozentristische Überformung der ganzen Welt mit westlichem Zivilisationsbrimborium – was ein Quatsch. Die haben nie kapiert, wo das herkommt: aus einem harten Kampf in Europa selbst. Acht-Stunden-Tag, Sozialversicherung, Krankenversicherung, Minimallohn mußten durchgefochten werden mindestens so heftig, wie das heute in Indien und Malaysia, in Afrika oder Lateinamerika durchgefochten werden muß. Und die einsichtigen postkolonialen Denker, die Repräsentanten der armen hungernden Menschheit? Die sitzen in London und sonstwo und tragen Armani-Anzüge und geben sich als Repräsentanten ausgepowerter afrikanischer Unterschichtler aus. Lüge, Dreck und Dummheit, das ist alles.

Kein Lichtblick, nirgends? Keine Anregung, kein intelligenter Entwurf?

Ein intelligenter Mensch kann bekanntlich an einem mißratenen Arbeitsresultat viel besser denken und operieren. Er wird da nicht suggestiv reingezogen, es bleibt immer eine Distanz, er sieht auf Schritt und Tritt, was falsch ist, was besser gemacht werden könnte. Das heißt, für den Aufklärer ist natürlich die Situation, wie sie jetzt herrscht, diese Mediokrität auf allen Ebenen, ein Ausgangspunkt. Er kann natürlich auch an der Documenta etwas lernen. Er kann jedes Bild, jede Werkgruppe, jeden Raum zum Anlaß nehmen, grundsätzliche Fragen über die heutige Kommunikationspraxis oder das Medienrecht oder die Technologieentwicklung oder die Abhängigkeit der Bildgenerierung von den Algorithmen, die in der Maschine drinstecken, aufzuwerfen. Die Angelegenheit als Vorwand zu nehmen, kann sich lohnen. Aber ich werde von so gut wie keiner Arbeit wirklich gezwungen, die Vorurteile, die ich selbstverständlich habe, anders zu betrachten.

Also wäre diese Documenta ein Rückschritt selbst gegenüber der als unintellektuell gescholtenen Documenta 9, die Jan Hoet 1992 veranstaltet hat?

Auf jeden Fall. Man kann die jetzige mit der ersten Documenta vergleichen. Damals wollte Bode den Deutschen den Anschluß an die künstlerische Entwicklung seit 1935 ermöglichen. Denn von ’35 bis ’50 waren die Deutschen aus dem internationalen Diskurs – aus Surrealismus, Action Painting, Informel – völlig raus, sogar aus ihren eigenen Diskursen wie Expressionismus etc. Diese Documenta will etwas Ähnliches. Sie will den Besuchern einer Kunstausstellung den Anschluß an eine internationale Diskussion, die außerhalb der Kunst stattfindet, ermöglichen, den Anschluß an eine Diskussion über

Wirtschaft, Politik, Militärwesen, Technologie, Uno-Aktivitäten, Entwicklungshilfe. Aber genau das findet nicht statt; es geht an dieser ungeheuerlichen Diskrepanz zwischen faktischer Demonstration und ideologischer Untermauerung kaputt. Es gibt nur die Differenz zwischen ideologischem Blabla und einer hundsnormalen Präsentation von Arbeiten, die Sie heute in jeder nach westlichen Standards geführten Kunstakademie sehen können, also auch in afrikanischen oder südamerikanischen Kunstakademien. In Sao Paulo oder Djakarta machen die nichts anderes. Selbst in Teheran bemühen sie sich, das Happening noch einmal zu erfinden etc.

Wendet man das positiv, könnte man sagen, diese Documenta ist die erste, die sich nicht mehr im Kunstdiskurs sieht, sondern, sagen wir, im universalen Diskurs um Globalisierung, Eurozentrismus, Menschenrechte, Entwicklung. Aber dann muß man das auch formulieren und nicht den Leuten unterm Label einer Ausstellung etwas unterschieben, von dem man behauptet, es sei Kunst. Ist doch völlig unnötig. Es reichte, wenn es hieße, da werden Themen generiert. Und zwar genauso journalistisch oder wissenschaftlich oder alltäglich wie anderswo auch. Dann muß man allerdings die Frage beantworten, warum man eine Documenta macht, die schließlich 20 Millionen kostet, wenn da doch nur gezeigt wird, was ohnehin jeden Tag im Fernsehen, in Zeitungen, in Zeitschriften, in Publikationen der verschiedensten Special-interest-Gruppen vorkommt. Man redet über Entortung, über Universalisierung etc. Und was macht man? Man klammert sich mit viel Geld an drei, vier kleine Gebäude in einem Ort in Deutschland, der zufällig Kassel ist. Was soll das große pathetische Reden von der Heimatlosigkeit und der Universalisierung und dem freien Fluktuieren, wenn man dann auf einem kleinen rekultivierten Trümmerhaufen in einem ortlosen Ort wie Kassel sitzt?

Mit Bazon Brock sprach Ludwig Seyfarth.

Konkret 09/02, S. 45

Ludwig Seyfarth

Gleichmäßige Verteilung

Anmerkungen zum richtigen Verständnis des Dokumentarischen auf der Documenta 11

Was ist ein Dokument? Eine faktische Bezeugung, etwa ein Kaufvertrag oder ein notariell beglaubigtes Testament. Ein Dokument gilt juristisch als Beweis. Auch Fotografien oder Filme können Beweisstücke sein, so daß Tatorte eines Verbrechens aufgenommen werden, um die Ermittlungen zu unterstützen.

Die bisweilen beklagte Dominanz von Fotografie und – in der Regel als Video gezeigtem – Film auf der Documenta 11 hängt unmittelbar mit dem Dokumentarischen zusammen, das naturgemäß in Medien dominiert, die auf technischer Aufzeichnung beruhen und deshalb eine unmittelbare Abbildung von Realität suggerieren. Eine klassische, schon auf der letzten Documenta stark vertretene Form des Dokumentarischen ist die fotografische Sozialreportage. Sie bildet Welt ab, macht aber gleichzeitig eine deutliche Aussage. Menschen, die sonst »unsichtbar« wären, gewährt sie ihr Recht auf ein Bild und stellt dies symbolisch einer rechtlichen Position im Gemeinwesen gegenüber, die diesen Menschen verwehrt bleibt.

Diese Haltung findet sich auf der Documenta 11 exemplarisch in den Fotos des Inders Ravi Agarwal, der sich auch als Umweltaktivist gegen die internationalen Giftmüllgeschäfte engagiert. Agarwal setzt Vertreter der untersten, keine Bürgerrechte genießenden, sozialen Schicht ins Bild. Diese Menschen arbeiten als »Hausangestellte, Steinhauer und Rohrschneider, als Lumpensammler, Ziegelbrenner, Erd- und Bauarbeiter, Prostituierte, Händler, Flickschuster, Handwerker, in der Gastronomie und in der großenteils in Privathaushalten angesiedelten Jari-Industrie (Kunstseide)« (Documenta-Kurzführer). Wenn man zunächst den Eindruck hat, die Fotos seien vielleicht in den sechziger Jahren und nicht heute entstanden, liegt das weniger an der traditionell sozialdokumentarischen Ästhetik als daran, daß die »vorindustrielle« Lebensweise dieser Menschen für unsere Augen etwas Vergangenes hat.

Ungleichzeitigkeiten im globalen Maßstab treten in der »Ikonographie der Arbeit« zutage, welche die auf 105 Farbfotos, 26 Texttafeln und zwei Diaprojektionen erzählte »Fish Story« (1990-95) des Amerikaners Allan Sekula entfaltet. Sekula spürt den Arbeitsbedingungen in Häfen in aller Welt nach. Er folgt gleichsam der weltweiten Warenzirkulation auf dem Seeweg, wobei auch die kulturellen Unterschiede ins Bild treten, die sich durch die Globalisierung keineswegs verringern. Einigen Fotos sieht man recht genau an, ob sie in Korea, in Neapel oder in Los Angeles entstanden sind.

Auch die Kontraste und Grenzen innerhalb von Gesellschaften sind auf der diesjährigen Documenta immer wieder Thema. So richten die Fotos des Südafrikaners Kendell Geers den Blick auf die Schilder an Mauern und Grundstückseingängen, die auf die installierten Alarmanlagen oder elektrischen Zäune hinweisen. Dies sind Orte, an denen, wie es der Künstler selbst pointiert ausdrückt, »sich Menschen dadurch schützen, daß sie sie zu Gefängnissen ausbauen und sich damit zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilen, die sie Freiheit nennen«. Geers nutzt ästhetische Vorgehensweisen der Konzeptkunst, um ganz direkt politische Statements zu machen. Er ist ein radikaler Gegner der Apartheid, die sich, obwohl offiziell abgeschafft, in den krassen ökonomischen Unterschieden und der hohen Kriminalität in der südafrikanischen Gesellschaft immer noch am Leben hält.

Geers vermittelt seine Botschaft über das subtil beobachtete Detail; gerade dadurch ist seine Arbeit auch ästhetisch überzeugend. Ähnliches gilt für die Fotoserie mit dem lapidaren Titel »Sommer in Italien«, welche die Wiener Künstlerin Lisl Ponger nach dem G8-Gipfel letztes Jahr in Genua gemacht hat. Man sieht keine Straßenschlachten, sondern verplombte Kanaldeckel oder gesprühte Parolen und Graffitis an Hauswänden oder Pollern. Die Spuren der Auseinandersetzungen haben die Stadt gleichsam tätowiert.

Daß Geers' und Pongers Fotos im Kasseler Kulturbahnhof direkt nebeneinander hängen, wirkt allerdings arg didaktisch. Eine Schwäche der gesamten Documenta liegt überhaupt darin, daß selten überraschende Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Werken entstehen, und wo doch, eher unbeabsichtigt. Wer etwa von Sekulas »Fish Story« in den Raum mit Skulpturen und Zeichnungen der hochbetagten Louise Bourgeois weitergeht, mag in den netzartigen Strukturen auf manchen ihrer Blätter eine andere Art von Fischzug erblicken, als man sie gerade fotografisch vorgeführt bekam.

Abgesehen davon, daß die Werke im Kabinettenlabyrinth der Binding-Brauerei sowieso jeweils für sich wahrgenommen werden, dominiert das Prinzip, eher Ähnliches denn Kontrastierendes zusammenzubringen, wobei sich manches trotzdem beißt. Die wie eine skurrile Parodie auf die Disneyfizierung der Welt wirkenden Stadtmodelle des Kongolesen Bodys Isek Kingelez im Kulturbahnhof harmonieren weder noch kontrastieren sie effektiv mit den direkt daneben stehenden »New Buildings for Berlin«, mit denen Isa Genzgen sowohl auf Architekturprinzipien Mies van der Rohes als auch auf die Minimal Art zurückgreift.

Neben Kendell Geers' Grenzzäune der Gated Communities hätten beispielsweise die Fotos des Nigerianers Olumuyiwa Olamide Osifuye gut gepaßt. Osifuyes Heimatstadt, die 15-Millionen-Metropole Lagos, erscheint als Choreographie der Ströme von Menschen und Autos. Der Blick über die Dächer des weitgehend flachen, sich zu keiner Silhouette

verdichtenden Häusermeeres drückt einerseits spontane Lebendigkeit aus, andererseits stehen manche der Bilder der kompositorischen Sorgfalt eines Andreas Gursky kaum nach. Die »Botschaft« ist hier, daß Lagos nicht die heruntergekommene Kloake ist, über die man im Westen gern berichtet. Ein afrikanischer Fotograf inszeniert die Würde seiner Stadt, ohne die Zeichen der Globalisierung zu übersehen. Wenn ein großes »Pepsi«- oder »Samsung«-Werbeschild auftaucht, erscheint es nicht als aufgesetzter Fremdkörper, sondern gleichsam naturalisiert in den pulsierenden Rhythmus der Metropole.

Geradezu gegenteilig auf Kontrast angelegt geht David Goldblatt in seinen Fotos aus Johannesburg vor. Hinter einer Müllhalde ragen die glatten Kuben der Wolkenkratzer hervor, die Ödnis der Slums ist immer wieder konfrontiert mit perfekt sauberen Wohnsiedlungen oder Shopping Malls, die an Las Vegas oder Disneyland denken lassen. Die sozialen Kontraste, die sein Landsmann Kendell Geers über den Ausschnitt erfaßt, macht Goldblatt in der collageartigen architektonischen Gesamtstruktur der Stadt deutlich.

Was man hierzulande gern als postmoderne Stilvielfalt feierte, erscheint beim Blick in afrikanische oder asiatische Städte als abendländische Fiktion, die ästhetisch argumentiert, wo tatsächlich fast nur ökonomische Zwänge am Werk sind. »Anything goes« ist das Credo des Neoliberalismus. Wenn ein Hotelkomplex in Johannesburg von außen wie eine toskanische Stadt erscheint, hat das mit künstlerischem Stilwillen oder historischem Bewußtsein mit Sicherheit wenig zu tun. Wo wirtschaftliche, soziale, politische Strukturen auch formal und ästhetisch zu lesen sind, hat die Documenta 11 ihre Stärken.

Die zwanglose Auffächerung dokumentarischer Vorgehensweisen umgeht die Frage nach dem Stil oder einem Fortschritt bestimmter Ismen und Richtungen, mit der man außereuropäischen oder -amerikanischen Kunstszenen immer noch einen fremden Maßstab oder einen angeblichen Rückstand vorrechnen könnte. Und bedienten sich Afrikaner oder Asiaten umgekehrt einer Ästhetik, die ausschließlich ihrer Tradition entspricht, könnten wir ihre Inhalte und Symboliken kaum verstehen. Wenn Kunst ein Mittel kulturübergreifender Verständigung sein soll, ist das Dokumentarische ein nützlicher und vielleicht auch notwendiger Ausgangspunkt. Wie es auf der Documenta 11 eingesetzt wird, funktioniert es als eine Art Esperanto der Kunst im Zeitalter der Globalisierung. Insofern teile ich nicht die Auffassung, die Armin Schreiber in KONKRET 8/02 äußerte, der Kunst und kulturwissenschaftliche »Knowledge Production« lieber auf getrennten Foren sähe.

Wie aber das Esperanto den indogermanischen Sprachen nähersteht als dem Chinesischen oder den Stammessprachen Zentralafrikas, basieren auch Dokumentarfotografie und -film vor allem auf westlichen visuellen Codes und Erzählformen, sind wie die »Kunst« Erfindungen des Abendlandes und ebenso ein »Export« in andere Kulturkreise wie die kapitalistische Ökonomie. In ehemals kolonialen Ländern ist die, wenn auch meistenorts gesamtgesellschaftlich gesehen äußerst marginale, Existenz zeitgenössischer Kunst und einer entsprechenden Szene auch ein Erbe dieser Vergangenheit.

Insofern kann eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff der Dokumentation sinnvoll am selben Ort und auf der Grundlage derselben Parameter erfolgen wie die kritische Befragung eines »eurozentrischen« Kunstbegriffs. Auf dieser Höhe befindet sich die Documenta 11 nicht immer. Die genannten Fotos von Agarwal aus Indien erscheinen als unmittelbare Form der dokumentarischen Abbildung, während die 1999 von dem in New York lebenden Libanesen Walid Ra'ad gegründete »Atlas Group« Formen der Dokumentation inszeniert, aber ansonsten wohl vollständig auf Fiktion beruht. Es handelt sich um ein »Archiv« zur Geschichte des Libanon, in dem es um Autobomben, verschwundene Personen oder Gefängnisinsassen geht, um eine Gruppe von Historikern des libanesischen Bürgerkrieges, die jeden Sonntag bei Pferderennen Wetten abschließt, oder um den Kameramann Nr. 17, der seinen Auftrag als Sicherheitsbeamter, eine Uferpromenade in Beirut zu überwachen, nicht konsequent ausführt und jeden Abend das Objektiv auf den Sonnenuntergang richtet.

Die Ausstellung in Kassel heißt offiziell »Plattform 5«. Das klingt maniriert, macht aber Sinn, denn die Documenta bildet tatsächlich eine Art Plattform für die Zukunft, hinter deren Level der inhaltlichen Auseinandersetzung und global erweiterten Kunstdiskussion man nicht mehr zurückfallen sollte. Welchen Einfluß die kritische Befragung der »westlichen« Kunsttradition aus bisher im Kunstbetrieb kaum repräsentierten Regionen in Zukunft haben wird, welchen Transformationen der Kunstbegriff weiter unterliegen wird, ist allerdings kaum ansatzweise abzusehen.

Einige prominente Stimmen kritisierten, diese Documenta sei immer noch viel zu westlich, etwa Bazon Brock (in diesem Heft) oder der Leiter des ZKM in Karlsruhe, Peter Weibel (Interview in »FAZ-Net«, 6.6.2002). Unterschiedlich begründet erheben beide den Vorwurf, es seien fast nur Künstlerinnen und Künstler vertreten, die, auch wenn aus Afrika, Asien oder Lateinamerika stammend, in London, Paris oder New York leben und deshalb schon Teil des westlichen Kunstsystems sind. Aber darf nur als authentische Stimme gelten, wer in einem Land bleibt, in dem sie/er keine Infrastruktur zum Zeigen und Verbreiten der eigenen Arbeit findet oder sogar verfolgt wird? Was soll denn auch das Nichtwestliche sein, das man vielleicht direkt aus Lagos, nicht aber aus New York bekommen zu können meint?

»Authentische« afrikanische Kunst ist oft als Folklore besser bezeichnet und wird auch längst schon für einen touristischen Markt produziert. Daß kulturelle Identität im klassischen Sinne gar kein Thema mehr sein kann, wurde auf der »Plattform 3« in St. Lucia behandelt, wo es um die Kreolität als hybride kulturelle Identität ging. Das kreolische, postkoloniale Patchwork, in Kassel thematisiert etwa durch die vielbesprochene Installation Georges Adèagbos aus Benin, die völlig disparates Material zu einer komplexen inhaltlichen Schichtung verknüpft, könnte in den intellektuellen Diskursen vielleicht das westliche Konzept der »Postmoderne« ablösen.

Gedanklich ist die Documenta 11 hier, wie in vieler Hinsicht, auf dem richtigen Weg. Sie hätte allerdings noch viel mehr Kreolität vertragen im Sinne eines Mutes zur konfrontierenden Auseinandersetzung. Statt dessen wird mit den Arbeiten oft so umgegangen, als ob man Angst hätte, sie könnten sich gegenseitig zu stark beeinflussen und ihre Message dadurch verfälscht werden. Diesem Eindruck entspricht der leicht überwachungsstaatliche Charakter des Verbots von Führungen ohne das eigens geschulte Personal. Andere Interpretationen als die offizielle erscheinen unerwünscht. Vielleicht traut die Documenta-Leitung der eigenen Ausstellung nicht zu, die intendierten Inhalte präzise genug zu vermitteln. Aber hat man mögliche Klarheiten nicht selbst ein wenig verwässert? Wie mit dem Gießkannenprinzip werden alle virulenten sozialen und politischen Themen nebeneinander abgehandelt und politisch korrekt darauf geachtet, daß ein jedes zu seinem Recht kommt. Auch die oft hölzernen und abstrakten Texte des Kurzführers vermitteln den Eindruck, daß die Werke den Themen lediglich wie Illustrationen zugeordnet sind.

Die gewisse gleichmäßige Distanziertheit vermag kaum, eine öffentliche Debatte zu provozieren, obwohl es genug Stoff gäbe: Fareed Armalys und Raschid Masharawis Installation »From/to« etwa, die sich mit der Geschichte und schwierigen Identitätskonstruktion Palästinas befaßt. Ohne Polemik gegen Israel wird hier gleichwohl deutlich für die Seite der Palästinenser Partei ergriffen. Daß die Documenta dem keine israelische Sicht der Verhältnisse gegenüberstellt, haben einige US-amerikanische Rezensenten entschieden moniert. Und worüber diskutiert man in Deutschland? Warum nicht, statt über ein paar Äußerungen Jürgen Möllemanns oder einen Schriftsteller, dessen Probleme mit der Wortwahl zum Thema Holocaust hinlänglich bekannt sind, über provokante Werke auf der Documenta? Wo sind die Politiker, die den Abbau von Armalys Installation fordern, weil sie nicht ins Pro-Israel-Klima paßt? Öffentliche Resonanz findet Kunst in erster Linie durch falsches oder Un-Verständnis, das aber produktiv werden kann. In Kassel wird viel für das »richtige« Verständnis getan. Damit mag man inhaltlich recht haben, aber die Diskussion verbleibt damit auch im wesentlichen an einem Ort, den man eigentlich hatte verlassen wollen: im Elfenbeinturm der Kunst.

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET 7/02 über fiktionale Biographien in der bildenden Kunst

Konkret 09/02, S. 48

Marit Hofmann

FilmTheater

Wahnsinnig verliebt

Regie: Laetitia Colombani; mit Audrey Tautou, Samuel Le Bihan; Frankreich 2002 (Prokino); 100 Minuten; seit 29. August im Kino

Wenn ein Film den Zuschauer bei der profanen Liedzeile »All that I can give to you is love« erschaudern läßt, dann ist das schon ein kleines Kunststück. So was schafft sonst nur Kubrick. Man denke nur an die kaum erträgliche Szene aus »Shining«, in der der kleine Junge mit seinem Go-Kart die Flure des einsamen Hotels entlangrollt.

Laetitia Colombanis Debüt beginnt scheinbar harmlos: Eine junge Malerin, gespielt von Audrey Tautou, dem Star aus »Die fabelhafte Welt der Amélie«, bandelt mit einem verheirateten Arzt (nicht zufällig ein Herzspezialist!) an und hofft darauf, daß er seine Frau für sie verläßt. Doch es gibt einige Schwierigkeiten: Die Ehefrau ist schwanger, und plötzlich wird der Kardiologe auch noch des Mordes an einer aufdringlichen Patientin verdächtigt.

Etwa in der Mitte wird der Film, der sich zusehends von einer Romanze in einen Thriller verwandelt, zurückgespult und beginnt von vorn – diesmal aus der Sicht des »Geliebten«. Wir müssen unsere Interpretation der Dinge komplett revidieren. Anders als Christopher Nolan in seinem raffinierten Thriller »Memento« oder David Lynch in »Mulholland Drive« muß Colombani nicht den Kunstgriff der Amnesie bemühen, um Zuschauer und Protagonisten in die Irre zu führen. Ihr reichen die ganz alltäglichen Mißverständisse und Kommunikationsschwierigkeiten, die aus Schamhaftigkeit nicht aufgeklärt werden und im Liebeswahn eine fatale Wirkung entfalten. Wem Jeunets »Die fabelhafte Welt der Amélie« zu romantisch ausfiel, kann »Wahnsinnig verliebt« als herrlich bösartige Fortsetzung sehen.

Konkret 09/02, S. 48

Dietrich Kuhlbrodt

FilmTheater

Road to Perdition

Regie: Sam Mendes; mit Tom Hanks, Paul Newman; USA 2002 (Twentieth Century Fox); 119 Minuten; ab 5. September im Kino

Einer dieser amerikanischen Filme zum Sortieren von Gut und Böse, allerdings mit einer Variante, die eine bange Frage ist: Kann ein Böser ein Guter werden? Bis das klar ist – Antwort: er kann – , ist Dramaturgie vonnöten. Solange ist der Zuschauer mit dem Wie-würden-Sie-entscheiden? beschäftigt. Es ist 1931, das Jahr Al Capones und der Großen Depression. Der Vater ist Hitman der kriminellen Vereinigung, aber er hat einen braven kleinen Sohn, wie ihn ein anständige Bürger sich nur wünschen kann. Und siehe, die reine Kinderseele erlöst den in Gewalt verstrickten Erwachsenen. Das wiegt um so schwerer, als der Bandenboß (Newman) einen bösen großen Sohn hat, der ihn nicht erlösen wird. Paul Newman wird auf dem Weg in die Hölle bleiben, die ja das Wort »Perdition« umschreibt. Amerikas Weite und Größe von 1931 ist die der Mythen. On the road again, Vater und Sohn. In Chicago wachsen die Wolkenkratzer. Die schwarze Zeit der Wirtschaftskrise ist in »Road to Perdition« licht und blank. Alles voll frisch gewaschener Museumsautos und neu eingekleideter Komparsen. Autos nur eines Modells, Passanten mit dem immer gleichen Hut. Bauten, Kostüm und Maske regieren den Film. Die Produktion ist es, die den Film gemacht hat. Nun gibt es zwar einen Regisseur, einen berühmten: Sam Mendes (»American Beauty«). Der aber war auch einer der Produzenten, und er scheint in dieser Eigenschaft seine Kräfte erschöpft zu haben. Die Schauspieler tragen den einfältigen Dialog bieder vor, und das war’s.

Wir müssen uns damit abfinden, daß wir siebzig Jahre zurück in die Vergangenheit gehen, in die Zeit, in der, den Filmbildern zu trauen, die USA noch groß und stark genug waren, um die Kurve vom Bösen zum Guten zu kriegen. Dann spielt auch das Wetter mit. Der Film gibt sich große Mühe, diese so schlichte wie moralische Botschaft nostalgisch zu verbrämen. Wolken, Eis und Schnee zu Beginn, da unser Held im Reich des Bösen lebt. Aufhellungen, da er schwankt und mit dem Glauben ringt. Und dann zieht das Tief ab, die Sonne strahlt, das Hoch regiert, und die Große Depression ist vergessen. Was für ein Land!

Konkret 09/02, S. 48

Meike Röhrig

FilmTheater

Lucia und der Sex

Regie: Julio Medem; mit Paz Vega, Tristán Ulloa; Spanien 2001 (Movienet); 128 Minuten; ab 5. September im Kino

»Das ist doch nicht etwa eine traurige Liebesgeschichte?« stöhnt der Freund, den ich zur Preview mitgeschleift habe, schon beim Vorspann. Doch. Anders als der etwas reißerische Titel erwarten läßt, ist der Film des baskischen Regisseurs Julio Medem, wie schon sein vorheriges Werk »Die Liebenden des Polarkreises«, ein melancholisches Liebesdrama mit surrealen Zügen.

Im Mittelpunkt steht Lucia, die ihren Lebensgefährten, den Schriftsteller Lorenzo, verloren hat und nun auf einer einsamen Mittelmeerinsel in Klausur geht. In Rückblenden folgt der Zuschauer ihren Rekapitulationsversuchen, erlebt den leidenschaftlichen Beginn der Beziehung (die expliziten Sexszenen brachten Medem prompt unter Pornographieverdacht), die zunehmend durch Lorenzos mysteriöse Depression überschattet wird. Lucia trifft auf zwei andere Frauen, die in seinem Leben eine entscheidende Rolle spielten. Und sie erkennt, daß ihr Geliebter ein Geheimnis vor ihr verbarg, das der Tragödie ähnelt, die er in seinem letzten Roman beschrieb.

Was den Film auszeichnet, ist seine anachronistische Erzählweise, sein behutsames Herantasten an die Katastrophe. Medem, der ausschließlich mit einer Digitalkamera arbeitet, besticht mit seinen in gleißendes Licht getauchten Landschaftsaufnahmen, die Lucias hartnäckige Wahrheitssuche begleiten. Mit optischen Verzerrungen und Weichzeichner untermauert er die Träume und Sehnsüchte, aber auch die Verwirrung der Protagonisten und läßt Realität und Fiktion verschwimmen.

Wie schon in seinen früheren Filmen »Das rote Eichhörnchen« und »Tierra« interessieren Medem vor allem die menschliche Psyche und ihre Abgründe. So wie sich auf Lucias Insel plötzlich der Boden auftut, werden die Figuren ohne Vorwarnung in Extremsituationen versetzt, in denen sie die ganze Bandbreite menschlicher Empfindungen durchleben: Freude, Begierde, Eifersucht, Verzweiflung.

Während er Erzählstruktur und filmische Mittel originell zu nutzen weiß, bewegt sich Medem inhaltlich eher in konventionellen Bahnen. Seine Figuren bedienen das traditionelle Rollenklischee vom Mann als Verstandes- und von der Frau als Körperwesen. Eine Kellnerin, eine Köchin und ein Kindermädchen sind es, die um den Kreativen, den geistig schöpfenden Lorenzo, kreisen. Ihre Sinnlichkeit ist für ihn Quelle der Inspiration und gleichzeitig sein Unglück. Er erliegt der weiblichen Verlockung und stürzt damit sich und alle Beteiligten ins Verderben. Doch am Ende ist es dann wieder der Mann, der einen Ausweg findet – indem er die Geschichte einfach umschreibt.

Konkret 09/02, S. 49

Jan Pehrke

Film des Monats

Monster's Ball

Regie: Marc Forster; mit Billy Bob Thornton, Halle Berry; USA 2001 (Tobis); ab 5. September im Kino

Seit 1995 kursierte das Drehbuch zu »Monster's Ball« in Hollywood. Es galt als ebenso exzellent wie schwierig. Todesstrafe, Redneck-Rassismus und eine Liebesgeschichte zwischen einem Südstaatler und einer Afroamerikanerin war den Filmbossen ein bißchen too much. Irgendwann geriet das Skript in die Hände des jungen Schweizers Marc Forster. Er begeisterte Billy Bob Thornton, der die männliche Hauptrolle unter Verzicht auf seine sonst übliche Gage übernahm, und drehte den Film mit einem Etat von vier Millionen Dollar. Der Rest ist eine dieser immer wieder gern gehörten Hollywood-Geschichten. »Monster's Ball« wurde ein großer Erfolg; Halle Berry erhielt als erste afroamerikanische Schauspielerin den Oscar für die beste weibliche Hauptrolle. Sie nahm die Auszeichnung – unter den bei diesem Anlaß obligatorischen Tränen – stellvertretend für all die diskriminierten Darstellerinnen der Vergangenheit und Gegenwart entgegen und sah endlich für die Zukunft schwarz: »This moment is for Dorothy Dandridge, Lena Horne, Diahann Carroll. It's for the women that stand beside me, Jada Pinkett, Angela Bassett, Vivica Fox. And it's for every nameless, faceless woman of color that now has a chance because this door tonight has been opened.«

Der Film selbst eignet sich dann gar nicht so sehr zum cineastischen Auftakt für die rauschende Ballnacht einer großen Versöhnungsfeier – aber vielleicht eignete er sich gerade deshalb dazu. Wenn Hollywood sich nämlich zu einer kulturpolitischen Geste veranlaßt sieht, liegt es gerne sehr daneben. So bekam Whoopi Goldberg den Academy Award nicht etwa für »Die Farbe Lila«, sondern für ihre Nebenrolle in »Ghost« und Denzel Washington für seinen Part in dem Action-Spektakel »Training Day« statt für seine schauspielerisch viel überzeugendere Leistung in »Malcolm X«.

»Monster's Ball« entpuppt sich deshalb nicht als das »schwierige«, flammend gegen den Rassismus plädierende Werk, dessen Engagement die Academy freundlicherweise mit den höchsten Filmehren honorierte. Eine solche Karriere wird in Hollywood wohl nie eine Regiearbeit machen. »Monster's Ball« ist ein großer kleiner Film, der viel Wert auf unscheinbare Gesten, das zähe Südstaaten-Idiom und Atmosphäre legt. Er umspielt seine Themen in einem ruhigen Off-Beat-Rhythmus. Der menschenleere Besuchsraum eines Gefängnisses, in dem langsam der Zigarettenrauch vergeht – so läßt der Regisseur die letzte Begegnung zwischen dem zum Tode Verurteilten und seiner Frau nachklingen. Weder produziert Forsters Film einen konsistenten Diskurs noch nutzen die Figuren die Sprache als Mittel zur Auseinandersetzung mit der Welt. Diese Auseinandersetzung gibt es lange Zeit überhaupt nicht. Das Leben in dem Südstaaten-Kaff verläuft in den von Traditionen und eingeschliffenen Ritualen vorgezeichneten Bahnen. Und ereignet sich einmal etwas Unvorhergesehenes, dann nimmt die Reaktion darauf ohne Umweg über die Reflexion gleich eine direkte, konkrete, körperliche Gestalt an.

Die Grotowskis sind in der dritten Generation Gefängnisaufseher – allerdings mit zunehmenden »Degenerationserscheinungen«. Der alte Grotowski ist mit Leib und Seele sowie der Zusatzqualifikation »Rassist« correction-officer. Der mittlere Grotowski übt den Beruf nur noch pflichtgemäß aus. Den Standesbrauch der großen Sause vor dem »großen Tag« einer Hinrichtung – den Monster's Ball – lehnt er ab. Der junge Grotowski schließlich kann den Todeskandidaten Lawrence Musgrove nicht auf seinem letzten Gang begleiten, ohne sich zu übergeben.

Die Hinrichtung gerät Marc Forster nicht zu einem Appell gegen die Todesstrafe, er filmt sie ziemlich neutral. Auch über die Geschichte des Opfers und seiner Tat erfährt der Zuschauer nichts. Die Selbstauskunft »I'm a bad man« und Musgroves keine Selbstverteidigung anstrebenden, spärlichen letzten Worte »Push the button!« sollen alle weiteren Fragen gegenstandslos machen. Die Besetzung der Rolle mit dem Musiker und Produzenten Sean Combs alias Puff Daddy tut ein übriges. Weniger Mitleid hätte wohl nur noch Mike Tyson erregt. Lediglich die Begleiterscheinungen der Exekution prangert der Regisseur an: die Verweigerung eines letzten Telefonats und den Voyeurismus der rachelüsternen Zuschauer.

Nicht zuletzt ist der Delinquent auch ein Opfer des Drehbuchs geworden. Hätte der Regisseur Musgroves Tod spektakulärer als »himmelschreiende Ungerechtigkeit« in Szene gesetzt, hätte der nicht mehr die bloß funktionale Rolle eines Katalysators spielen können, der die Figurenkonstellationen durcheinanderwirbelt. Die Hinrichtung löst einen Vater-Sohn-Konflikt aus und macht die Bahn frei für die Liebesgeschichte zwischen Hank Grotowski und der nicht übermäßig trauernden Witwe Musgrove. Wobei beide zunächst nicht wissen, mit wem sie es da eigentlich zu tun haben.

Beziehungen zwischen Euro- und African-Americans haben im US-Kino Seltenheitswert. Die Journalistin Stephanie Zacharek kann mit »Boiler Room« und »Mission Impossible 2« gerade mal zwei Beispiele aus jüngerer Zeit nennen. Auf Augenhöhe begegnen sich Schwarz und Weiß auch in »Monster's Ball« nicht. Leticia Musgrove erscheint als eine hilflose Frau in sozial und psychisch auswegloser Situation und Hank Grotowski als der sie väterlich umsorgende Freund. Das hat Angela Bassett dazu bewogen, das Angebot, die Rolle der Leticia zu übernehmen, mit den – sicherlich überzogenen –

Worten »Ich spiele keine Prostituierten« abzulehnen. Wenn sich aber nicht einmal so honorige Projekte wie Forsters Arbeit als unproblematisch erweisen, dann zeigt das, wie schwer sich die Filmindustrie der USA mit der Repräsentation von Afroamerikanerinnen tut.

Von den Darstellerinnen, die Berry in ihrer Oscar-Rede genannt hat, kennen selbst halbwegs Informierte wohl nur Angela Bassett und Lena Horne. Während Hollywood sich dem Thema »Rassismus« mittlerweile stellte, Regisseure wie Spike Lee – der Entdecker von Halle Berry – Karriere machen konnten und Will Smith, Morgan Freeman, Wesley Snipes und Denzel Washington nun zu den Superstars zählen, handelt es sich bei Berry und ihren Kolleginnen noch weitgehend um »Invisible Women«, wie es in dem Artikel von Stephanie Zacharek heißt. Und sind sie nicht unsichtbar, so werden sie entweder unübersehbar als Sexobjekte ausgestellt oder aber bleiben nur schemenhaft erkennbare, vom sozialen Hier und Jetzt vollkommen losgelöste »Ghosts«, wie die Freak-Charaktere, die Whoopi Goldberg so oft spielt.

Halle Berry mußte sich mächtig ins Zeug legen, um in den »Flintstones«, der Leinwand-Adaptation der »Familie Feuerstein«, ihre erste Rolle zu ergattern, die ursprünglich für eine Weiße geschrieben war. Und von der Steinzeit hat sie sich immer noch nicht bis in die Gegenwart hocharbeiten können. »Wir wollen der Rolle keinen schwarzen Dreh geben«, bekam sie bei Vorsprechterminen für »ganz normale« Parts oft zu hören. Und diese einfach so, ohne Dreh, mit einer Afroamerikanerin zu besetzen, fällt den Regisseuren nicht ein. Vermutlich auch nach Berrys Oscar nicht.

Konkret 09/02, S. 50

Brigitte Voykowitsch

Bombay Dreams

Filme aus □ Bollywood□ fesseln die Menschen in Indien über Kasten- und Klassengrenzen hinweg. Nun erobern sie auch den Westen

»Auf dem heutigen Markt muß man rasch handeln.« Diese Worte stammen von keinem Finanzmanager, Börsen- oder Immobilienmakler. Auch Slumbewohner von Bombay wissen: Wenn Bulldozer sich ihren Hütten nähern, um Platz zu schaffen für ein neues Bauprojekt, dann gilt es, sich im erbitterten Wettlauf um andere Wohnorte durchzusetzen.

In den Slums von Bombay □ oder Mumbai, wie Indiens Handels- und Finanzmetropole seit Mitte der neunziger Jahre offiziell heißt, □ nimmt »Bombay Dreams«, das im Sommer in London angelaufene neueste Musical vom Kitschfabrikanten Andrew Lloyd Webber, seinen Ausgang. Von hier aus schafft der junge Aakash den Sprung zum Star in Bollywood, Bombays Zelluloidfabrik, die pro Jahr mehr Filme produziert als das kalifornische Hollywood. Daß Aakash zugleich das Herz der Tochter eines Filmmoguls erobert und über seinem Erfolg seine Herkunft und ehemaligen Freunde vergißt, sind nur zwei Aspekte einer Geschichte, in der es neben dem Glanz und der Magie auch um die Korruption und die mafiosen Abgründe Bollywoods und Mumbais geht.

Das Musical bleibt dabei immer Musical, eine fulminant inszenierte Show mit pompösen Bühnendekors. »Widersprüche, Stadt der Extreme / Alles ist möglich in Bombay Dreams / Manche leben und sterben in Schulden / Andere machen Millionen im Internet«, heißt es im Song »Shakalaka Baby«. Auch Meera Syal, in England gebürtige ethnisch-indische Schauspielerin und Autorin, die für das Drehbuch verantwortlich zeichnet, betont: In Bombay/Mumbai, der »reichsten und vibrierendsten Stadt Indiens«, über die es die definitive Geschichte nie werde geben können, weil jeder seine eigene habe, »ist alles möglich«. Hier sind keine Gesellschaftskritiker am Werk gewesen; was die in den Shantytowns lebenden acht der insgesamt rund 16 Millionen Einwohner der Stadt wirklich denken und träumen, wäre ein weites Betätigungsfeld für Sozialstudien. Das »Musical über Bollywood« aber »bastelt mit an Bollywood, und das macht einen Teil des Vergnügens aus«, wie ein indischer Kritiker anmerkte. Wobei es an einer Behauptung Syals sicher nichts zu rütteln gibt: Bollywoodfilme haben geschafft, was keiner anderen Kunstform im Subkontinent je gelungen ist: über alle Klassen-, Kasten-, Sprach- und Religionsbarrieren hinweg die Menschen zu fesseln.

Der Mythos der Stadt und ihrer Traumfabrik □ den Starschauspieler Shah Rukh Khan einmal mit der Aussage umschrieb, daß ein Inder gern Hunger in Kauf nehme, um sich nur ja mit seinen letzten Rupien noch einen Film ansehen zu können □ lebt unbeschadet aller düsteren Aspekte weiter. Schließlich war es auch ein Song des Bollywoodkomponisten A. R. Rahman, der Lloyd Webber auf die Idee für sein jüngstes Werk brachte. Das westliche Theater habe dringend eine »Infusion von anderswo nötig«, hat Lloyd Webber nun anläßlich der Premiere versichert und zugleich die Hoffnung geäußert, daß das Musical einen ähnlichen Erfolg wie einst »Cats« haben könnte. Darüber zu urteilen, ist es noch zu früh; in die Premiere und die nachfolgenden Aufführungen strömten vor allem Angehörige der mehr als eine Million zählenden indisch-pakistanischen Diaspora in Großbritannien. Zweifelsohne aber erfreuen sich Bollywoodfilme auf der Insel einer wachsenden Popularität. Wenn □ wie vorigen Dezember geschehen □ ein Bollywoodfilm (»Kabhi Khushi Kabhie Gham«, kurz »K3G« genannt) auf Platz drei der britischen Charts aufrückt, dann steht fest: Mit der Zelluloidsucht der »Desis« □ wie ethnische Inder ihre Landsleute nennen □ läßt sich solch ein Erfolg nicht mehr erklären. Für die Diaspora hat Bollywood, wie eine Reihe filmsoziologischer Studien analysiert, eine ganz besondere Bedeutung, das »Bombay-Kino« erschafft einem Kritiker zufolge eine »gemeinsame kulturelle Sprache der indischen Diaspora«. Sozial und kulturell marginalisiert, finde die Diaspora nach Ansicht einer anderen Analystin über den Konsum der Bollywoodproduktionen eine wichtige Verankerung für ihr eigenes »emotionales und psychisches Wohlbefinden«.

Solche Aspekte sind für die Briten selbstverständlich irrelevant. Selbst sie aber schaffen offenbar, was ein indischer Schauspieler einmal empfahl: »Man muß sich einem Bollywoodstreifen hingeben und ganz von den Sinnen und Emotionen leiten lassen. Denn nur als Traumsequenzen machen die Songs Sinn. Mit der Logik kommt man nicht weiter, wenn die Szene während eines einzigen Songs von den schneebedeckten Schweizer Alpen in die Wüste wechselt und die Protagonisten nach jedem Schnitt andere Kleider tragen.« Wer in den in der Regel mehrere Stunden dauernden »Masala«-Filmen, einer überschäumenden Mischung aus Romanze, Drama, Komödie, Slapstick und MTV-artiger Inszenierung mit obligatorischer Liebesgeschichte und Schurken, nur eskapistische Phantasien sehen will, dem halten Fans entgegen, daß durchaus auch soziale Themen darin behandelt werden.

Aus dem britischen Kulturgeschehen ist Bollywood derzeit nicht mehr wegzudenken, wie ein Blick auf das aktuelle und künftige Programm bestätigt. Im renommierten Victoria and Albert Museum (V&A) werden derzeit in der Ausstellung »Cinema India. The Art of Bollywood« Poster indischer Filmklassiker gezeigt und in kurzen Texten die auch an den gesellschaftspolitischen Entwicklungen orientierte Evolution von Bollywood erläutert.

In einem acht Monate dauernden Festival zeigt das Britische Filminstitut derweil landesweit an mehr als 50 Orten südasiatische Streifen. Mehr als ein Dutzend Londoner Lichtspielhäuser haben Bollywoodfilme im Programm (auch in Deutschland, beispielsweise im Hamburger Metropolis, sind sie zu sehen). Bereits im Mai rief die Supermarktkette Selfridges in ihren Läden in London und Manchester »Bollywood-Wochen« aus. Wenn dann noch Premiersgattin Cherie Blair zu einer Ehrung von Meera Syal in eleganter indischer Kleidung auftritt, dann ist es wohl unvermeidbar, daß Kommentatoren von einer »Bollymanie« sprechen.

Längst aber wartet die indische Diaspora nicht mehr nur auf den nächsten Streifen aus Bombay. Junge, im Ausland geborene Inder wie Gurinder Chadha haben begonnen, in eigenen, weitaus weniger melodramatischen und lebensnaheren Filmen die Erfahrungen und kulturelle Zerrissenheit ihrer eigenen Gemeinden aufzuarbeiten. So lief in mehreren hundert Kinos in Großbritannien in diesem Frühsommer »Bend it Like Beckham« an (ab 3. Oktober auch in Deutschland), die Geschichte der 18jährigen ethnischen Inderin Jess, der Fußball über alles geht und die sich nicht für die von der Mutter hochgehaltene Kunst interessiert, perfekte runde Brotfladen herzustellen sowie köstliche Reis- und Linsengerichte zu zaubern. Ost und West treffen in Realität, Imagination und vorurteilsbeladenen Konstruktionen aufeinander, wie schon im international erfolgreichen »East is East«. Einen Film wie diesen und nicht etwa ein Bollywodprodukt zu drehen, sei das Ziel jedes Regisseurs in der Diaspora, meinte jüngst Cary Rajinder Sawhney vom Britischen Filminstitut, zugleich Koordinator des südasiatischen Filmfests. Was der Bedeutung von Bollywood unter den Auslandgemeinden keinen Abbruch tut. Im Gegenteil. Die Produktionen aus Bombays Zelluloidfabrik haben gerade erst begonnen, den Westen zu erobern. Schließlich, meint Shekhar Kapur, Regisseur des mehrfach preisgekrönten Films »Elizabeth«, wird »nirgendwo auf der Welt Kino so zelebriert wie in Bollywood«.

Brigitte Voykowitsch schrieb in KONKRET 5/02 über die Fundamentalisten in Indien

Konkret 09/02, S. 52

Magnus Klaue

Auschwitz ist überall

Giorgio Agamben warnt vor der Bio-Macht und bagatellisiert den Holocaust

Die Unterscheidung zwischen »bloßem Leben« und »gutem Leben« ist ein bekannter Topos der Kulturkritik. Dem »tierischen« Dasein jener, deren Existenz sich im Zyklus von Arbeit und Konsum erschöpft, wird ein »höheres« Leben entgegengehalten, das sich im öffentlichen Raum entfaltet. Folie dieser Unterscheidung ist die antike Dichotomie von »Oikos« und »Polis«, die dem Haus als Ort reproduktiver Tätigkeit den Markt als Sphäre politischen Handelns gegenüberstellt.

1958 leitete Hannah Arendt daraus in *Vita activa* eine Verteidigung der Öffentlichkeit ab, die gegen »Privatinteressen« aller Art zu schützen sei. Erst als Bürger sei der Mensch wirklich »Mensch«, in der Haushaltssphäre dagegen bloßes Gattungswesen. Die moderne Massengesellschaft jedoch sei gerade durch ein Übergreifen des »Oikos« auf die »Polis« geprägt. Das herrschende Nützlichkeitsdenken erlaube keine Initiative jenseits von Arbeit und Konsum und ersetze Politik durch Ökonomie und Verwaltung. Alles Handeln werde wie in einem behavioristischen Experiment zum »Sich-Verhalten«. Subjekt dieses Prozesses sei nicht der Bürger, sondern, wie Arendt kryptisch schreibt, »das Leben selbst«.

Zwanzig Jahre später legte Michel Foucault in *Sexualität und Wahrheit* sein Konzept der »Bio-Macht« vor, das es erlaubt, Arendts These von der Verschränkung von »Politik« und »bloßem Leben« jenseits biologistischer Klischees zu reformulieren. »Leben« ist für Foucault, anders als für Arendt, kein vorpolitisches Phänomen, sondern selbst Knotenpunkt politischer Strategien. Kennzeichnend für die Bio-Macht ist nicht, daß sie den Bürger zum »Animal laborans« macht, sondern daß sie durch Sexualhygiene, Geburtenkontrolle und statistische Erfassung »Leben« als politische Kategorie erst erzeugt. Während die Institutionen der »Disziplinarmacht« (Schule, Militär, Gefängnis) auf einzelne Körper zugreifen, um sie zu »dressieren«, richtet sich die Bio-Macht auf »das Leben« insgesamt; ihr Objekt ist weniger der Körper des Individuums als der »Volkskörper«. Deshalb hat Foucault in seinen späten Vorlesungen den Rassismus als Basis jeder Form von »Bio-Politik« ausgemacht. Auf Arendt hat er sich dabei nie bezogen. Das Zentrum ihres Werks, die Frage nach der Struktur der Konzentrationslager, bleibt bei Foucault ausgespart.

Dieses Defizit zu beheben, hat sich der Debord-Schüler und Benjamin-Herausgeber Giorgio Agamben in seinen Büchern *Homo sacer* und *Mittel ohne Zweck* vorgenommen, die nun auf Deutsch vorliegen. Die Euphorie, mit der *Homo sacer* hierzulande rezipiert wird (eine Ausnahme ist der Beitrag von Niels Werber in der Juli-Ausgabe des »Merkur«), dürfte indes weniger auf die Brillanz des Autors als auf die Beliebtheit seiner an Heidegger geschulten, raunend-prophetischen Diktion zurückzuführen sein. Anders als Foucault verhandelt Agamben nämlich das »historisch-politische Schicksal des Abendlandes«. Das KZ mutiert dabei zum »Nomos der Moderne«: »Wir alle leben«, wie Andreas Platthaus begeistert in der »FAZ« paraphrasiert, »in der Welt des Lagers«, dessen »grausame Logik in alle Gesellschaften nach Auschwitz eingesickert ist«.

Derlei Formulierungen, in denen Auschwitz zur Metapher für alle möglichen Formen von Repression und Kontrolle wird, sind keine Ausrutscher. Vielmehr ist der Nachweis, daß »das Lager« die geheime Matrix der westlichen Demokratien bilde, Fluchtpunkt von Agambens Überlegungen. Zunächst rekonstruiert er »die Logik der souveränen Macht«, die durch Abspaltung des »Lebens« von seinen »Lebensformen« so etwas wie »nacktes«, auf seine Faktizität reduziertes Leben erst produziert. Das dabei entstehende Machtverhältnis bezeichnet Agamben heideggerianisch als »Bann«. In den modernen Gesellschaften würden nicht nur einzelne Gruppen oder Klassen, sondern tendenziell alle Bürger zu virtuell »Verbannten«, über die beliebig verfügt werden könne.

In Absetzung gegen Batailles Begriff des Heiligen zeigt Agamben, daß das »nackte Leben« identisch ist mit dem »heiligen Leben« des »Homo sacer«. Scharf wendet er sich gegen den aus Religionsgeschichte und Psychoanalyse bekannten Topos von der »Ambiguität des Heiligen«, das »schmutzig« und »rein« zugleich sei. In Wahrheit sei »sacer« keine religiöse, sondern eine rechtliche Kategorie. Sie bezeichne ein Leben, das »straflos getötet werden kann, aber nicht geopfert werden darf«, ein »vogelfreies« Leben also: »Souverän ist die Sphäre, in der man töten kann, ohne einen Mord zu begehen und ohne ein Opfer zu zelebrieren, und heilig, das heißt tötbar, aber nicht opferbar, ist das Leben, das in diese Sphäre eingeschlossen ist.«

In der Moderne sei der »Ausnahmezustand«, den die Macht herstellt, um bestimmte Gruppen in den Bereich des »nackten Lebens« einzuschließen, zur Regel geworden. Damit wird ein Gedanke, der bei Benjamin zur Kennzeichnung faschistischer Herrschaft dient, so verwässert, daß er zur Beschreibung der gesamten *Conditio humana* im 20. Jahrhundert taugt. Nicht nur befürwortet Agamben die totalitarismustheoretische These einer Strukturidentität nazistischer und sowjetischer Lager, er entdeckt auch »Berührungspunkte von Massendemokratie und totalitären Staaten«. Letztlich seien »Massendemokratie« und »Totalitarismus« sogar nur zwei »Organisationsformen« derselben, global agierenden »Bio-Macht«.

Hat man einmal diese Perspektive eingenommen, findet man überall potentielle Konzentrationslager: »Ein Lager ist dann sowohl das Stadion von Bari, in dem 1991 die italienische Polizei illegale albanische Einwanderer zusammenpferchte, als auch das Wintervelodrom, das den Behörden von Vichy als Sammelstelle für Juden diente, und die *zones d'attente* auf den Flughäfen Frankreichs, in denen Ausländer zurückgehalten werden, die die Anerkennung des Flüchtlingsstatus beanspruchen.« All diese Orte definieren, auch in formalen Demokratien, einen Raum des »Ausnahmezustandes«, worin »alles möglich ist«: »Jedes Mal, wenn eine solche Struktur geschaffen wird, befinden wir uns virtuell in der Gegenwart eines Lagers, unabhängig von der Art der Verbrechen, die da verübt werden.« Von da aus ist es nicht allzu weit zu der Behauptung, Massentierhaltung sei ein »Holocaust« an Hühnern und Gänsen.

Wohlgemerkt: Agamben gilt als Vordenker der italienischen Linken, seine Bücher werden bei Tute Bianchi und mittlerweile auch in Deutschland rege rezipiert. Tatsächlich ist seiner These, wonach die Grenzziehung zwischen »lebenswertem« und »nacktem Leben« ein brisanter politischer Akt sei, angesichts aktueller Genetik- und Euthanasiedebatten einiges abzugewinnen. Auch seine Analyse der »Sozialhygiene«-Konzepte der Nazis, in denen »Politik«, »Polizei« und »Medizin« verschmelzen, ist stichhaltig. Aber all das ist bekannt und in den Studien von Ernst Klee sehr viel materialreicher belegt worden. Auch Agambens Deutung des Konzentrationslagers als extremste Variante »souveräner Macht«, die die Grenze zwischen Leben und Tod aufhebe, fügt der funktionalistischen Analyse, die Wolfgang Sofsky in *Die Ordnung des Terrors* entwickelt hat, nichts Wesentliches hinzu.

Weshalb der Holocaust sich in einer bestimmten historischen Konstellation in Deutschland ereignen konnte; was den eliminatorischen Antisemitismus der Nazis vom »üblichen« Antisemitismus und von Rassismus und Xenophobie unterscheidet – das kann Agamben nicht erklären. Statt dessen verziert er seine Untersuchung, die er in Absetzung zu historisch-materialistischen Studien »ontologisch« nennt, mit einem metaphysischen Bombast, der »das Lager« als »Daseinsweise« der Moderne erscheinen läßt.

Damit ist er Heidegger, auf den er sich beruft und der in ähnlich pauschaler Weise »die Technik« zum daseinsmäßigen Weltübel aufblähte, näher als Foucault, dessen mikroanalytischer Blick ihm abgeht. Nirgends fragt Agamben, ob es Unterschiede zwischen »Asylantenheimen«, »Arbeitslagern« und »Vernichtungslagern« gibt. Statt dessen wird unter dem Blick seines »philosophischen Suchscheinwerfers« (»FAZ«) jedes Polizeirevier zum potentiellen KZ und jeder Flüchtling zum potentiellen »Juden«. Entgegen Agambens Intention haben seine Texte daher objektiv eine Entlastungsfunktion. Wenn das Lager ein »biopolitisches Paradigma der Moderne« ist, war Auschwitz nur die extremste Erscheinungsform eines ominösen abendländischen »Nomos«. Kein Wunder, daß diese These von »FAZ« bis »Taz« konsensfähig ist.

Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 2002, 212 Seiten, 10 Euro

Ders.: *Mittel ohne Zweck. Noten zur Politik.* Diaphanes Verlag, Freiburg/Berlin 2001, 152 Seiten, 16,80 Euro

---

Magnus Klaue rezensierte in KONKRET 8/02 den Briefwechsel zwischen Adorno und Elisabeth Lenk

Konkret 09/02, S. 54

Holm Friebe

Buch & Deckel

Douglas Coupland: Alle Familien sind verkorkst. Hoffmann und Campe, Hamburg 2002, 336 Seiten, 19,90 Euro

Es rappelt ganz schön im Karton und zwischen den beiden Buchdeckeln, die auch die Enden einer Parabel sein könnten: Sarah soll das erste Conterganopfer im Weltraum werden. Das hat sich die Nasa so ausgedacht. Countdown eine Woche. Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren. Unter anderem wurde ihre gesamte Familie aus dem kanadischen Vancouver nach Florida eingeflogen, die – auch wenn der Titel behauptet, daß das alle Familien betrifft – vielleicht noch ein wenig verkorkster ist als andere Familien. In der Tat scheint Sarah trotz fehlender Extremitäten noch die normalste und wohlgeratenste aus ihrer White-trash-Sippschaft zu sein. Da ist die Mutter Janet, die mit sechzig das Internet entdeckt hat und sich als »Hot Asian Teen« in anzügliche Chats einlogt. Außerdem ist sie HIV-positiv. Das kam, weil ihr eifersüchtiger Exmann ihren mißratenen gemeinsamen Sohn Wade erschießen wollte, weil dieser seine neue Tussi gevögelt und gleich auch infiziert hatte. Die Kugel durchschlug seine Leber, nahm den Virus auf und blieb in der mütterlichen Blutbahn stecken. Dann wären da noch der melancholische Bruder Bryan und dessen Freundin Shw, die so heißt, weil ihre Hippieeltern sie im Alter von 14 Jahren ganz antiautoritär selbst einen Namen wählen ließen und eben Shw dabei rauskam. Shw verdingt sich als Leihmutter, bis sich herausstellt, daß ihre Auftraggeber perverse Irre sind und eine pink gestrichene Folterkammer im Keller haben. Als McGuffin der ganzen Handlung fungiert ein Abschiedsbrief von Prinz William an seine Mutter Diana, der über Umwege der Familie in die Hände fällt. Eigentlich ist er für einen Pharmaunternehmer bestimmt, der aus dem Speichel der Klebefläche irgendwann königliche Klone erzeugen will. Ständig sind alle auf Achse, hin und her zwischen Cape Canaveral und Disneyland, kreuz und quer durch ein surreales Florida, das wie »Biosphere II« die aktuelle Befindlichkeit US-Amerikas in einer Nußschale konserviert.

Daß Coupland ein unglaublich guter Seismograph für unterschwellige Zeitströmungen ist, äußerst perzeptiv die feinen Schwingungen im Äther wahrnimmt und sie mutig mit den großen Zeitgeistthemen verknüpfen kann, hat er in fast jedem Buch seit *Generation X* unter Beweis gestellt. (Überhaupt heute noch über Aids zu schreiben: Wahnsinn!) Daß dabei literarisch aber auch ein ziemliches Durcheinander entstehen kann, läßt sich – trotz der auch hier vollzogenen extrem populären Hinwendung zu den Natur- und Biowissenschaften – nur schwer mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik auffangen.

Konkret 09/02, S. 54

Werner Jung

Buch & Deckel

F. C. Delius: Der K□ nigsmacher. Ro□ ohlt Berlin, Berlin 2001, 305 Seiten, 22,90 Euro

Dies ist die Geschichte des zunächst wenig erfolgreichen Schriftstellers Albert Rusch, der auf die grandiose Idee verfällt, mit einem historischen Roman über dynastische Komplikationen in Preußen endlich den ihm zukommenden Durchbruch erzielen zu wollen. Er glaubt nämlich entdeckt zu haben, selbst ein später neben- und seiten-, also abtriebiger Sproß der königlichen Familie zu sein.

Weite Teile von Delius' Roman bestehen dann aus den fortlaufenden Arbeiten aus Ruschs Feder, wobei diese Kapitel – darin liegt das erste Manko von Delius' Text – häufig bloß notathaften Charakter tragen und zwischen Dialogen und skizzierten Überblicken oszillieren.

Irgendwann gerät aber dem guten, naiven Albert die Arbeit ins Stocken; seine Peripetie erlebt er in Göttingen nach einer Lesung, als er ungewollt zum Konkurrenten eines jungen, angesagten Kollegen aus der Popfraktion (der mit dem »von« im Namen) wird, der sich geradezu in seiner Medienrundumdauerpräsenz suhlt. Rusch beschließt daraufhin, gleichzuziehen, »sein« Thema Preußen zu »besetzen« und medienwirksam aufzupolieren.

Man erfährt nicht so recht, wie – dies eine weitere Schwäche des Romans – , aber jedenfalls gelingt es dem nicht mehr ganz so jungen Jungautor, tatsächlich in die Medien zu schlüpfen und sich so zu inszenieren, daß er zum Experten in Preußenfragen aufsteigt. Bis ihm – längst ist die Arbeit am Roman zur Nebensache geworden, verliert damit auch Delius den Preußenstrang aus den Augen – eine verhängnisvolle Affäre mit der schönen Preußenkönigin Luise, d. h. ein Lapsus bei einem seiner Fernsehauftritte im Blick auf seine Amour passion für Luise, dazwischenkommt. Sie bricht ihm schließlich nicht bloß das Herz, sondern auch noch das Genick dazu: Nachdem er seiner »Königin der Herzen« (»du bist wie Lady Diana und Claudia Schiffer und Alice Schwarzer und Jutta Limbach in einer Person«) angekettet ans Luisengitter im Tiergarten näherkommen wollte, führt sein Weg beschleunigt ans Ende – nämlich direkt vom Psychiatrieinsassen zur lebendigen Dauerleihgabe in der Preußenausstellung eines vermögenden Liebhabers.

Delius' Text kommt nur schwer von der Stelle; unentschieden hält er die Waage zwischen Satire und historischem Roman, um schließlich nur mehr strauchelnd sich ins Ziel zu retten.

Konkret 09/02, S. 54

Alexander Kasbohm

Buch & Deckel

Philip Roth: Der menschliche Makel. Hanser, München 2002, 398 Seiten, 24,90 Euro

Philip Roth ist sauer. Er hat keine Lust, sich abzufinden oder Verlogenheiten hinzunehmen. *Der menschliche Makel* ist ein anschaulicher, plastischer Ausbruch von schlechter Laune.

Jede seiner Figuren versucht, sich von einem dunklen Fleck in der Vergangenheit zu befreien. Dieses Motiv ist der Antrieb im Leben aller handelnden Personen. In dem Sommer, der den US-Präsidenten wegen der Lewinsky-Affäre am Rand der Amtsenthebung sieht, teufeln diese deformierten Gestalten aufeinander ein.

Anhand der Verwicklungen zwischen den zwar nachvollziehbaren, aber durch die Bank unsympathischen Charakteren entwirft Roth ein Porträt der amerikanischen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt steht der 71jährige Universitätsdekan Coleman Silk. Er verliert seine Stelle aufgrund von Intrigen und einem unberechtigten Rassismusvorwurf. Coleman, als sehr hellhäutiger Schwarzer geboren, wird in seiner Studentenzeit zum Nigger. Die Ablehnung der Weißen macht ihn zum Schwarzen, zu einem Teil der schwarzen Community. Doch auf dieses unfreiwillige, aufgezwungene »Wir« möchte er lieber verzichten.

Er erfindet sich eine neue Identität als Weißer, räumt mit seiner Vergangenheit auf, wie er später als Dekan an der Universität aufräumt. Er löscht sein als Makel empfundenes Schwarzsein aus, um als Weißer »er selbst« sein zu können. Um so stärker trifft ihn, daß er mit dem Vorwurf des Rassismus aus dem Amt gejagt wird. Die Gesellschaft, die ihn mit ihrem Rassismus zu dem gemacht hat, was er ist, stempelt ihn jetzt selbst zum Rassisten.

Zu allem Überfluß hat Coleman auch noch eine Affäre mit Faunia, einer Frau, die gerade mal halb so alt ist wie er. Faunia ist Putzfrau an derselben Uni, an der Coleman arbeitete. Eine Putzfrau aus gutem Hause, die nach und nach alles verloren hat, die den amerikanischen Traum gewissermaßen rückwärts gegangen ist. Von ihrem ersten Ehemann – einem kaputten Vietnam-Veteranen, der, wenn er nachts schweißgebadet aufwachte, oft nicht wußte, ob Faunia oder der Vietcong neben ihm im Bett lag – wurde sie mißhandelt, sie hat ihre Kinder verloren und keine Chance auf Wiederaufstieg in der Gesellschaft.

Keine der Personen wird von der Gesellschaft gewollt, die sie deformiert hat. Niemand hat eine echte Chance. »Niemand weiß irgend etwas.« Nichts über die Ehefrau, nichts über den Nachbarn, nichts über den Präsidenten. Nichts über die Motive ihres Handelns. Nichts darüber, warum sie alle so sind, wie sie sind. *Der menschliche Makel* zeichnet ein grandioses, abstoßendes Bild der US-amerikanischen Wirklichkeit.

Konkret 09/02, S. 55

Erich Später

Buch des Monats

Hellmut G. Haasis: Tod in Prag. Das Attentat auf Reinhard Heydrich. Rowohlt, Reinbek 2002, 218 Seiten, 19,90 Euro

Am 4. Juni 1942 sendet der deutschsprachige Sender der BBC eine Proklamation der tschechoslowakischen Exilregierung: »Europa nimmt an seinem Tod auf das Tiefste Anteil, jedoch nur im Sinne eines befreiten Aufatmens, das durch alle unterdrückten Länder geht. Die Welt ist heute etwas reiner geworden als bisher, und Europa wurde von einem der blutgierigsten und grausamsten Henker, die das nazistische Regime aufweist, befreit.« Josef Gabis und Jan Kubis, Mitglieder der tschechoslowakischen Auslandsarmee, hatten am 27. Mai 1942 in Prag Reinhard Heydrich durch eine Handgranate so schwer verwundet, daß er acht Tage später seinen Verletzungen erlag.

Dem Reutlinger Historiker und Publizisten Hellmut G. Haasis ist es gelungen, mit seinem Buch die Hintergründe, den Verlauf und die Folgen dieses »ungeheuren Ereignisses« akribisch zu rekonstruieren und spannend zu erzählen. Gestützt auf ein fundiertes Studium auch neuerschlossener Quellen hat Haasis mit *Tod in Prag* eine der besten historischen Reportagen der letzten Jahre geschrieben. Überzeugend widerlegt er haarsträubende Fehler und Erfindungen in der bisher erschienenen Literatur über das Attentat.

Heydrich, seit 1936 Chef der Gestapo und des Sicherheitsdiensts (SD), wurde am 24.9.1941 von Hitler zum stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren ernannt. Dabei handelte es sich um das Kerngebiet des tschechischen Teils der 1938/39 zerschlagenen und unter Deutschland, Ungarn und Polen aufgeteilten tschechoslowakischen Republik. Heydrich war der eigentliche Herrscher über den deutschen Besatzungs- und Terrorapparat, da sein formaler Vorgesetzter Neurath de facto entmachtet wurde.

Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22.6.1941 wuchs die Besorgnis der Deutschen wegen der rapiden Zunahme von Streiks, Sabotagen und bewaffneten Widerstandshandlungen. Man befürchtete das Ausbrechen eines allgemeinen Volksaufstands. Heydrichs Ernennung wurde von der deutschen Bevölkerung des Protektorats (ca. 300.000 Menschen) und der sudetendeutschen Volksgemeinschaft begrüßt. Er sollte die Erwartungen nicht enttäuschen. Sofort nach seiner Ankunft in Prag begannen die Massenverhaftungen und Deportationen in die Konzentrationslager. 400 Menschen wurden innerhalb von drei Wochen durch Standgerichte zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Ab Oktober 1941 begann die Auslöschung der jüdischen Gemeinden Böhmens und Mährens. Zur Sammelstelle für den Transport in die Vernichtungslager wurde das Ghetto Theresienstadt eingerichtet. 88.000 Menschen wurden bis April 1945 von hier in die Vernichtungslager deportiert, darunter die 40.000 Angehörigen der Prager jüdischen Gemeinde. 35.000 Menschen wurden in Theresienstadt selbst ermordet. Als die ersten Nachrichten über die Mordkampagne Heydrichs den Präsidenten der CSR, Edward Benesch, in London erreichen, gibt dieser am 30. September 1941 die Anweisung, Heydrich durch ein Attentat auszuschalten. Fallschirmspringer der tschechoslowakischen Auslandsarmee, unter ihnen Kubis und Gabis, werden im Winter 1941/42 von Flugzeugen der Royal Air Force über der besetzten CSR abgesetzt. Kubis und Gabis erreichen im Januar 1942 Prag. Sie beginnen mit den Vorbereitungen für den Anschlag, dessen Durchführung sich zunächst als unmöglich erweist. Sie werden versteckt und unterstützt durch ein verzweigtes Widerstandsnetz, dem vor allem Mitglieder hussitischer Kirchengemeinden angehören.

Die Hussiten stehen in der revolutionären Tradition der böhmischen Reformation und hatten lange Phasen grausamer staatlicher Unterdrückung zu erleiden. Diese Erfahrungen prägten ihre Haltung der Solidarität mit allen Menschen, die von einem diktatorischen Staat verfolgt werden. Tausenden von Deutschen bot die tschechoslowakische Republik, die dieses historische Bewußtsein in politisches Handeln umsetzte, 1933 großzügig Asyl, politische Freiheit und menschenwürdige Lebensbedingungen. Als Heydrich im Frühjahr 1942 die gut gesicherte Prager Burg verläßt und sich mit seiner Familie auf einem Landsitz bei Prag niederläßt, steigen die Chancen für ein Atten- tat.

Heydrich erachtet die Tschechen für unfähig, einen Anschlag auf ihn zu organisieren, und verzichtet deshalb auf eine SS-Eskorte. Für die Fahrt zu seiner Dienststelle benutzt er täglich die gleiche Strecke. In einer engen Haarnadelkurve im Prager Vorort Liben wird Heydrich am 27. Mai um 10.30 Uhr durch die Splitter einer explodierenden Handgranate tödlich verwundet.

In der Erinnerung der Tschechen ist der Massenterror der deutschen Besatzer seit dem Amtsantritt Heydrichs und seine nochmalige Radikalisierung nach dessen Tötung als »Heydrichiade« lebendig. Neben den Massenhinrichtungen und Deportationen beinhaltet der Begriff auch die Panik und allgegenwärtige Todesangst der Bevölkerung. Bis zum 1. September 1942 werden nach offiziellen Zahlen der deutschen Besatzer 1.400 Menschen hingerichtet. Das Bergarbeiterdorf Lidice wird dem Erdboden gleichgemacht, die Männer werden erschossen, die Frauen nach Ravensbrück deportiert, die als »nicht eindeutschungsfähig« klassifizierten Kinder im Alter von ein bis vierzehn Jahren erleiden das Martyrium des langsamen Todes in den Gaskammern des Vernichtungslagers Chelmno.

Es ist das Verdienst von Haasis, daß er die Mordaktionen gegen die Tschechen jüdischen Glaubens dokumentiert und in die Bilanz des Terrors einbezieht. 3.000 jüdische Bürger der CSR, deren Tod ohnehin beschlossen war, werden nach Auschwitz deportiert und sofort getötet. Dieses Schicksal erleiden auch 500 Berliner jüdischen Glaubens. Sie werden auf Anweisung von Goebbels im Konzentrationslager Sachsenhausen als »Vergeltungsmaßnahme« ermordet. Karl-Hermann Frank, hoher Funktionär in Konrad Henleins sudetendeutscher Nazi-Partei, enger Mitarbeiter Heydrichs, organisiert den Terror und das Morden.

In Prag, zwischen Karlsplatz und Moldau, in der Resslova Ulice liegt die orthodoxe Kirche St. Cyrillus und Methodius. In der Krypta der Kirche befindet sich ein kleines Museum. Es erinnert an die sieben tschechischen Fallschirmspringer, darunter die Attentäter Gladis und Kubis, die hier am 18.6.1942 nach siebenstündigem erbitterten Kampf einer Übermacht von Gestapo und SS unterliegen. Als ihre Lage aussichtslos wird, begehen sie Selbstmord. Ärzte der altehrwürdigen deutschen Universität zu Prag schneiden ihnen die Köpfe ab. Alle unter dem Verdacht der Beihilfe verhafteten Menschen und die Familienangehörigen der Fallschirmspringer werden gezwungen, an den aufgereihten Köpfen vorbeizugehen. 252 Menschen werden nach Mauthausen deportiert und am 29. September 1942 ermordet, die Männer erschossen, Frauen und Kinder durch Gas erstickt.

Die Royal Air Force ehrt das Andenken der sieben Widerstandskämpfer, ihrer Helfer und Angehörigen jedes Jahr durch einen Erinnerungskranz. Hellmut G. Haasis hat dies durch sein Buch getan. Das Landessozialgericht Schleswig-Holstein urteilte im Jahr 1958: »Reinhard Heydrich ist als Soldat im Kampf gefallen« – und bestätigte die Ansprüche seiner Witwe Lina Heydrich, die auf der Kriegsverbrecherliste der CSSR stand, auf eine Beamtenpension.

Konkret 09/02, S. 56

Gunnar Schubert

□ Der bußfertige Bengel□

In seinem neuen Roman □ Okarina□ liefert Hermann Kant seinen Gegnern leider gleich reihenweise Vorlagen

Daß er zu schreiben vermag, bestreiten nicht einmal die mißgünstigsten seiner Gegner, deren literarisches Niveau etwa dem Gemümmel eines Erich Loest oder der Fettglanzfrisur Lothar Loewes entspricht. Leute mithin, über die der Herausgeber dieses Magazins mit der ihm eigenen Dialektik aus Herzenswärme und Verstand sein Publikum des öfteren belehrte, daß sie bis 1990 statt von Können und Kunst von Kunsthandwerk, dissidenter Grammatik und antistalinistisch-reformorientierter Orthographie ganz gut lebten.

Hermann Kant aber konnte und kann vermutlich noch immer, was die Lautmaler der präliterarischen Krabbelgruppen der Ostzonen-Diskurs-Dissidenz weder zuwege brachten noch verstehen konnten: schreiben, formulieren, Geschichten erzählen. Kant gelang das so unangestrengt und unaufdringlich, daß man neben dem Lerneffekt auch satt unterhalten wurde.

Das neiden sie ihm, nicht weil sie wissen, wohl aber erahnen, daß es ihnen nicht vergönnt sein wird. Und als wäre dies der Pein nicht genug, besitzt Kant etwas, was hierzulande aus der Mode gekommen ist: einen Standpunkt. Mit dem, der so manchem als der einer Klasse erscheinen mag, treibt er das versammelte Illiteratentum und dessen publizistische Claqueure wie Karl Corino – selbst noch in der Abwehr dieses Eiferers Stilist, nennt Kant den die »Geier-Wally vom Hessischen Rundfunk« – zur Raserei. Allein, viele der wenigen, die ihm applaudieren, macht das auch nicht sympathischer. Doch bleibt dieser Nebenwiderspruch erträglich.

»Weil ich die Sache nicht mit dem Makel verwechselte und meinte, ich könne jene von diesem befreien. Leiser Zusatz, nicht für jeden bestimmt: und weil ich eine andere Sache weder sah noch sehe.« Was die Wertschätzung für Hermann Kant anlangt, mußte gesagt werden, was einleitend gesagt wurde, damit das, was folgen muß, nicht nötiger als üblich mißverstanden wird. Nicht nur von des Autors Feinden, auf die zurückzukommen sein wird, obwohl über sie nichts Wesentliches mehr zu sagen ist.

Auf der Okarina spielt dem jungen Kant der Generalissimus Stalin vor, um ihn zu seinem »Ideengefäß« zu ernennen. Dann folgt, wir haben es mit einem streng autobiographischen Roman zu tun, die Entwicklung des Soldaten der faschistischen Armee zum Autor und Funktionär in und für die DDR bis zu deren Ende. Was dieser Bildungsroman auf 500 Seiten ausbreitet, kennt der aufmerksame Leser zum Teil in ähnlicher Form aus dem *Aufenthalt.* So selbstkritisch über seine Taten hatte man den Ich-Erzähler schon sprechen hören, hier werden Entwicklungen geschildert, Ursachen genannt. Manche Dummheit hätte durchaus eine angemessenere Wertung vertragen (Kant hätte sich trotzdem nicht auf Schabowski gereimt). Wenn etwa seine Kritik an den Schriftstellerkollegen im Kern auch berechtigt war, so ist ihr Rausschmiß aus ihrem Verband unter Hermann Kant im Juni 1979 dennoch eine verfluchte Angelegenheit gewesen. Da hilft einem auch die Lieblingsausflucht nicht, wir Nachgeborenen hätten, die verschärfte Zuspitzung des internationalen Klassenkampfes und die besondere Rolle der Bonner Ultras mißkennend, heute ein leichtes Reden. So weit ließe sich die Kritik hier und da ergänzen, auch, in weiterem, der Inhalt des Buches referieren. Wer aber Augen hat zu lesen, wird dem Autor völlig unangemessene Schwächen erkennen.

Was seine Kritiker nicht wissen können dürfen, ist der Grund des Kantschen Beharrens »auf unserer Sache«. Man bekommt ihn bereits auf Seite 14 von *Okarina* vorgehalten. Er fand sich in den vierziger Jahren in Warschau. »Ich war dumm genug, hinzusehen auf den Rest von Stadt. Ich fragte, wer ihr die Augen ausgestochen habe, die Zunge ausgerissen, die Zähne in den Kiefer getreten, die Kehle eingedrückt, den Schlund mit Sand gefüllt, die Haut skalpiert, verbrannt, verätzt, den Bauch voll Jauche gegossen, das Herz vor die Hunde geworfen.« Wer das Kantsche Urerlebnis nicht erwähnt, verschweigt es willentlich, lügt also – und wird wissen, warum. Und soll über den orthodox-verbohrten schriftstellernden Altstalinisten künftig die Fresse halten. Denn wie die heutigen so hatten auch seine damaligen Kritiker, die ehemaligen Kameraden der Nazi-Wehrmacht, Kant eingeschätzt: »Schließlich war ich der bußfertige Bengel, der einen Zusammenhang zwischen sich und dem Schotter zu sehen meinte. Der zu den toten Juden übergelaufen war und nun sah, wie die ihm zahlten. Aber gewiß doch, dem sollte am Lorengleis Gelegenheit werden, sich Stein für Stein und Asche zu Asche seiner Mischpoche zu verbandeln.«

Doch geht mit Kant das Fabulieren zu oft durch, als daß man es ihm durchgehen lassen dürfte. Diese detailversessene Erklärerei von Pointen, so als hoffe er, irgendwelchen Dummköpfen noch auf die Sprünge helfen zu können – ob dieser Ausführlichkeiten dachte ich bei der Lektüre mehrfach: Schon verstanden, Herr. Doch es ging immer so fort, zerstörte manche Idee und geriet dabei ins Flapsige. Schon die ersten 50 Seiten waren diesbezüglich ein Graus. Ist denn niemand im Verlag etwas aufgefallen bei einem solchen Satz?: »Wer wird schon ums Ausmaß vom Ghetto feilschen.«

So leicht er es denen macht, die er womöglich als seine Gegner nicht mehr erkennen mag, so schwer macht er es unsereinem. Wenn er eine erotische Begebenheit mehr andeutet denn erzählt, ist man dankbar. Und dann zerfasert er wieder eine gelungene Formulierung. Der Autor liefert denen, die ihm übelwollen, die Vorlagen gleich reihenweise.

Sicher würden die schon üblichen Kant-Verrisse auch ohne *Okarina* so gehässig ausfallen, wie gerade wieder, das Buch war nur der Anlaß. In der DDR, und dort konnte man sehr dankbar auch den Undankbaren gegenüber sein, hatte man dem Autor bereits 1979 im Volkseigenen Verlag Volk und Wissen den Band 7 der Reihe »Schriftsteller der Gegenwart« gewidmet – unter dem nachrufverdächtigen Titel *Hermann Kant - Leben und Werk.* Kant erzählt darin von einer seiner Lehrerinnen in den fünfziger Jahren. »Edda Tannenbaum, die kam vom polnischen ZK und war eine gebürtige Lettin, eine Jüdin, sie war politische Sekretärin von Clara Zetkin gewesen und pflegte immer zu sagen: □Kant, reden Sie nicht solchen Blödsinn, das habe ich schon Lenin auszureden versucht.□« Abzüglich Lenin und ein wenig freundlicher in der Formulierung, möchte ich mich der Genossin vollinhaltlich anschließen.

Hermann Kant: *Okarina.* Aufbau, Berlin 2002, 463 Seiten, 22,50 Euro

---

Gunnar Schubert gratulierte in KONKRET 8/02 dem Film »Casablanca« zum 60. Geburtstag

Konkret 09/02, S. 58

Rainer Trampert

Die Meistersinger von Nürnberg

Der erhabenste Ausdruck der deutschen Leitkultur ist das Gesamtkunstwerk Richard Wagners. Deshalb gehört es zu den Pflichten der deutschen Elite, einmal im Jahr den Bayreuther Hügel hinaufzuwallen, um diesem Werk die ihm gebührende Ehre zu erweisen

Dieses Jahr sind die »Meistersinger von Nürnberg« im Programm. Kein Drachentöter, kein Walkürenritt und keine Götterdämmerung, gelang doch dem Schöpfer tatsächlich *ein Werk der Heiterkeit,* wie es im Vorwort zum Libretto heißt. Wagner und ein Lustspiel? Was war mit ihm geschehen? Unser Genius war in die Jahre gekommen und nach eigenem Bekunden *am Geist einer ruhig lächelnden Resignation gesundet.* Diese Gemütsverfassung beflügelte ihn, seinem eigenen Wesen *mit den Kräften des Humors zu begegnen.* Inspiriert von der Abhandlung über den altdeutschen Meistergesang jenes Jacob Grimm, der schon in Siegfried *deutliche Spuren des Übermenschlichen* aufgespürt hatte, wollte Wagner nun dem Übermenschen des Schwertes den der Kultur folgen lassen.

Schusterpoet Hans Sachs war der auserwählte Hüter deutschen Kulturerbes. Im Vertrauen: Hans Sachs war Wagner selbst. Er war so sehr der Hans, daß er seine Briefe damals mit Sachs unterschrieb. Er wollte aber nicht nur sich, sondern auch Nürnberg ein Denkmal setzen. Wagner hatte gehört, daß jüdische Intellektuelle sich seit dem Mittelalter in Europa eingenistet hätten, um die deutsche Kultur zu plündern. Nur die Bürger Nürnbergs hatten sich seit dem 15. Jahrhundert gegen die Ansiedlung von Juden gesperrt. *Wie friedsam treuer Sitten, getrost in Tat und Werk, liegt nicht in Deutschlands Mitten, mein liebes Nürenberg,* singt Sachs.

Auch 1933, im Jahr der Machtergreifung, wurden die »Meistersinger« aufgeführt. In der Pause hielt Goebbels eine Rundfunkansprache. *Das Werk ist die Inkarnation unseres Deutschtums schlechthin. In ihm ist alles enthalten, was die deutsche Kulturseele erfüllt. Was der Jude ist, hat uns Richard Wagner gelehrt. Hören wir auf ihn.*

Stimmt das? Und wo bleibt die Heiterkeit? Für die Volksbelustigung hatte Wagner sich eine komische Figur ausgedacht: den hinkenden Juden Sixtus Beckmesser. Wie weit ihr Humor darüber hinausgeht, kann nur die Oper selbst zeigen.

Nürnberg, Mitte des 16. Jahrhunderts. Wir haben Glück. Die Meistersinger sitzen gerade zusammen. Schuster, Bäcker, Zinngießer und andere, die sich der Wahrung des deutschen Liedguts verschrieben haben. Goldschmiedemeister Pogner erhebt sich: *Daß wir im weiten deutschen Reich die Kunst einzig noch pflegen, und daß mit hohem Mut wir schätzen, was schön und gut.* Sachs und die anderen: *Das heißt ein Wort! Ein Wort ein Mann! Da sieht man, was ein Nürnberger kann!*

Pogner teilt den anderen mit, daß seine Tochter Eva ihren Gatten selber wählen darf. Er muß nur deutsch, ein Meistersinger sein und den Sängerwettstreit zu Nürnberg gewinnen. Das schränkt die Auswahl zwar ein auf einen. Geht aber nicht anders, weil Kultur sich sauber fortpflanzen soll. Obwohl Eva eine ansprechende deutsche Jungfrau ist, sind leider nur zwei Männer aufzutreiben, die sie begehren. Der stolze deutsche Ritter Walther von Stolzing, der aber noch kein Meistersinger ist, und Beckmesser, der schon Meistersinger ist, obwohl er nur scheußliche Laute von sich gibt. Wagner meinte, Juden könnten sich nur mitteilen *mit schrillendem, summsendem und murksendem Lautausdruck und verwirrrtem Geplapper.*

Deshalb muß Beckmesser immer unsinniges Zeug singen. *Nun gilt es Kunst, daß mit Vergunst, ohn' all schädlich gemeinen Dunst, ihm Glücke des Preises Gewunst, wer begehr mit wahrer Inbrunst, um die Jungfrau zu frein.* Zum Totlachen oder? Muß aber sein, damit auch im Jahre 2002 noch begriffen werden kann, was *der Verfall der Rassen durch unrichtige Vermählungen* anrichten kann. Der Jude führt noch mehr im Schilde. Er unterstellt dem großen Sachs, es ebenfalls auf Eva abgesehen zu haben, und will unbedingt verhindern, daß der sich nun *erwerbe, des Goldschmieds reiches Erbe.* Er ist nicht nur hinter der blonden Jungfrau, sondern auch hinterm Geld her. Wer hätte das gedacht. Walther muß jetzt erst mal Meistersinger werden. Er singt über den Frühling. Wie klar und schön er das kann. *So rief der Lenz in den Wald, daß laut es ihn durchhallt; und wie in fernen Wellen der Hall von dannen flieht, von weither naht ein Schwellen, das mächtig näher zieht; es schwillt und schallt, es tönt der Wald. ... Das Blut, es wallt mit Allgewalt, geschwellt von neuem Gefühle.*

Der Meister hat in mühevoller Arbeit dem Juden ein schlechtes und dem Walther ein schönes Lied schreiben wollen. Man findet aber beim besten Willen nicht heraus, welches Lied schlechter ist. Zum Glück weiß das der Hans. *Des Ritters Lied und Weise, sie fand ich neu, doch nicht verwirrt.* Kein Wunder, meint Walther, denn *Herr Walther von der Vogelweid', der ist mein Meister gewesen*.

Germanische Wurzeln. Beckmesser taucht bei Sachs auf und stellt ihm sein Liebeslied für Eva vor. Kein schönes Lied. *Den Tag seh' ich erscheinen, der mir wohl gefall'n tut; da faßt mein Herz sich einen guten und frischen Mut. Da denk ich nicht an Sterben, lieber an Werben um jung Mägdeleins Hand.*

Gefallen tut? Der kann das einfach nicht. Geradezu schauderhaft ist, daß er lieber um eine arische Jungfrau wirbt als an seine Mission zu denken: das Sterben. Alle lachen, weil er den Ton, *den er immer zärtlich zu halten sich bemüht, kurz und heftig ausstößt, was das Komische seines Vortrages sehr vermehrt.* Wie schön klingt da ein germanisches Liebesduett.

Walther mit zärtlichem Blick auf Eva: *Mit allen Sinnen Euch zu gewinnen! Ist's mit dem Schwert nicht, gilt es als Meister Euch zu ersingen. Für Euch Gut und Blut.* Eva, noch zärtlicher: *Mein Herz, sel'ger Glut, für Euch liebesheil'ge Hut!*

Beim Juden nur Konfusion, hier Poesie. Glut und Hut folgt auf Gut und Blut. Kann der Jude nicht so gut. Beckmesser verläßt die Werkstatt und singt draußen weiter, *schreiend und atemlos hastig.* Ein Meister ruft aus dem Fenster: *Wer heult denn da?* Plötzlich springt ein wack'rer Schusterlehrling *mit einem Knüppel bewaffnet aus dem Fenster und wirft sich auf Beckmesser. Der will fliehen. Er wird eingeholt, festgehalten und verprügelt.*

Die Szene wird lange ausgekostet*, immer Beckmesser auf der Flucht* und der Lehrling immer wieder ihn *einholend, festhaltend und prügelnd.* Die Nachbarn kommen aus ihren Häusern und beginnen die in der Operngeschichte nie wieder erreichten Duette. Ein Nachbar: *Ei seht! Auch Ihr hier?* Zweiter Nachbar: *Was sucht Ihr hier?* Erster: *Geht's Euch was an?* Zweiter: *Hat man Euch was getan?* Erster: *Euch kennt man gut!* Zweiter: *Euch noch viel besser!* Erster: *Wieso denn?* Zweiter: *Ei so!* Er schlägt ihm ins Gesicht. Der Erste: *Esel!* Er schlägt zurück. Alle Nachbarn schlagen sich und singen dabei: *Keilt euch wacker – Haut die Racker – Maßabzwacker – Schlagt sie nieder! – Krach! Hagelwetterschlag! – Plautz, hast auf die Schnauz – Dort Metzger Klaus kenn ich heraus – Mein! Dort schlägt sich mein Mann! – Der Vater! Ach sie hau'n ihn tot.*

Man könnte meinen, daß mit einem Stamm, der sich gegenseitig umbringen möchte, weil jemand falsch gesungen hat, irgend etwas nicht stimmt. Ist aber 'ne Metapher. Wir sollen an die dämonische Kraft des Juden glauben, der die friedsam Treuen durcheinanderbringt. Während die Deutschen sich jetzt gegenseitig mißhandeln, versucht Beckmesser, *jämmerlich zerschlagen, eilig durch die Menge zu flüchten*.

Ordnung kehrt erst ein, als ein *besonders starker Hornruf des Nachwächters ertönt. Das wirkt auf alle mit einem panischen Schrecken.* Die Deutschen können noch so wild sein, wenn der Nachtwächter kommt, herrscht Ordnung. Was wäre geschehen, wenn der Wächter, das Symbol des Staates, sie zum Pogrom ermuntert hätte? So weit sind wir noch nicht. Das kündigt sich aber an. Dazu müssen wir wissen: Wagner hatte einen Weltenbrand ausgemacht, der zwei Ursachen haben soll: den Fluch des Goldes, mit dem schon der Zwerg Alberich die Stammesbrüder Siegfried und Hagen in den Zwiespalt getrieben hatte, und: *Wenn gleiches Blut an der Fortpflanzung gehindert werde.* Wonach Beckmesser trachtet. Aber Hans hat die Lösung. *Wahn! Wahn! Überall Wahn! – Nun muß es Prügel regnen, mit Hieben, Stoß und Dreschen den Weltenbrand zu löschen.*

Hier begegnet uns der, wie es im Vorwort heißt, geheime Zauber der Meistersinger-Dichtung. Nur das Pogrom kann den Weltenbrand noch löschen. Beckmesser schleicht wieder durch die Gasse und betritt die Werkstatt von Sachs. Wie er das macht, ist zum Kaputtlachen. *Er hinkt vorwärts, zuckt aber zusammen und streicht sich den Rücken. ... Als ob er von allen Seiten verfolgt wäre, taumelt er fliehend hin und her.* Am Fenster stehen Menschen und lachen ihn aus. Er vernimmt *die Verhöhnung der Weiber und Buben und schmeißt das Fenster zu. Sein Blick fällt auf das von Sachs zuvor beschriebene Papier.* Es ist das von Walther gedichtete Liebeslied. Beckmesser klaut es. Jüdische Kunstplünderung. Sachs erwischt den Dieb, erlaubt ihm aber, das Lied beim Sängerwettstreit vorzutragen. Sein Plan: Der Jude und der Arier singen dasselbe Lied. Der Jude wird das Lied so jämmerlich vortragen, daß alle erkennen, wie sehr ihre Kultur von ihm bedroht ist. Beckmesser *nimmt tanzend Abschied, taumelt und poltert ... stürzt hinkend und strauchelnd, geräuschvoll durch die Ladentür.* An dieser Stelle können sich Stoiber, Schrempp, Gottschalk, Westerwelle und Claudia Roth nicht mehr halten vor Lachen.

Der Sängerwettstreit beginnt, so ähnlich wie später die Reichsparteitage. *Voran Fahnenträger, die vor der Singerbühne die Fahnen aufpflanzen. Die Lehrbuben feierlich in Reih und Glied.* Oben steht der Führer Sachs, und alle singen das berühmte *Wacht auf, es nahet gen den Tag,* es endet mit *Heil Sachs! Heil Sachs! Heil Nürnbergs teurem Sachs! Heil! Heil!*

Beckmesser muß als erster singen. Er schreitet *unsicher auf den Rasenhügel und schwankt. Die Buben lachen. Das Volk stößt sich gegenseitig lustig an: Wie, der? ... Ach, der kann ja nicht mal stehn. Gott, ist der dumm! Er fällt fast um!* Er beginnt seinen Gesang *mit süßlich verzierten Absätzen ... gänzlich behindert und mit wachsender Verwirrung ...* Aus dem kühnen germanischen Text macht er: *Morgen ich leuchte in rosigem Schein, von Blut und Duft geht schnell die Luft; – wohl bald gewonnen wie zerronnen – im Garten lud ich ein – garstig und fein.* Die Meistersinger: *Ist er nur toll? Sein Lied ist ganz von Unsinn voll.* Beckmesser *... stürzt wütend fort.*

Der Jude ist geflüchtet. Dem Volk genügt die Vertreibung aber nicht. Es singt voller Vorahnung: Der bekommt seinen Lohn, *bald hängt er am Galgen; man sieht ihn schon* – den Galgen der neuen Zeit. Der geheime Zauber der Dichtung. Wieder könnte man meinen: Was ist bloß los mit einem Volk, das jemanden, der nicht gut singen kann, gleich ermorden will. Wir sollen aber denken: Der verwirrte Stamm hat im Mordkomplott gegen den Juden seinen inneren Frieden gefunden und kann sich endlich zu hoher Kultur aufschwingen. Sachs: *Das Lied ist schön; nur ist's auf den ersten Blick zu ersehn, daß Beckmesser es entstellt. Doch schwör ich, daß es Euch gefällt,* wenn es ein Germane singt.

Walther beschreitet festen Schrittes den Blumenhügel. Dann singt er dasselbe Lied auf deutsche Weise. Aber weil sich auch diesmal nicht ergründen läßt, welche Interpretation schlechter ist, bietet Hans sich wieder an, um uns aus der Klemme

helfen.

Ein Meisterwerk ... von Walther gedichtet und gesungen. Nun wissen auch die Meistersinger, was sie denken müssen. *Jawohl! Es ist ein ander Ding, ob falsch man oder richtig sing'.*

Und wieder hat der arische Naturgesang über jüdisches Kunstplagiat gesiegt. Eva kriegt ihren Walther und Hans Sachs sich vor Pathos nicht mehr ein. *Die Kunst, im Drang der schlimmen Jahr' blieb sie doch deutsch und wahr ... Habt acht! Uns dräuen üble Streich'! Zerfällt erst deutsches Volk und Reich, in falscher welscher Majestät kein Fürst bald mehr sein Volk versteht; und welschen Dunst mit welschem Tand sie pflanzen uns in deutsches Land. Was deutsch und echt, wüßt' keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'... die heil'ge deutsche Kunst.* Das Volk ruft in höchster Erregung immer wieder Heil! Heil! Heil! Ende.

Keiner lacht mehr. Die deutsche Elite erhebt sich ergriffen, und der Beifall wird zum Orkan. Eliten kommen und gehen. Eines aber bleibt in Deutschland gleich. Sie pilgern jedes Jahr da hin. In diesem Jahr gab es leider einen Zwischenfall, der von den Medien totgeschwiegen wurde. Möllemann hatte für die »Meistersinger« keine Einladung erhalten. Er drohte, sich in die Luft zu sprengen, und zwar irgendwo in Israel. In Windeseile boten die anderen Parteiführungen ihre Einladungen an, weil sie befürchteten, daß der angedrohte Akt der FDP zu viele Stimmen bringen würde.

Leicht gekürzte aus Rainer Trampert und Thomas Ebermann: *Sachzwang und Gemüt. Sarkastische und analytische Texte über die Republik, die Welt und unsere Nachbarn*. Siehe S. 37

Rainer Trampert schrieb in KONKRET 8/02 eine WM-Tragödie

Konkret 09/02, S. 60

Felix Klopotek

Melodie & Rhythmus

Schneider TM: Zoomer. City Slang/Labels/Virgin

Vor ein paar Jahren hätte man diese Platte noch als Meisterwerk des Nicht-Authentischen gefeiert, als Verfremdung, die so radikal vollzogen ist, daß sie das, was sie verfremdet, bis zur Unkenntlichkeit überformt. Daß Schneider TM eine musikalische Vergangenheit als Indierocker hat, fällt nicht weiter auf (bzw. es fällt auf, wie gründlich Reminiszenzen daran in das elektronische Setting dieser Produktion eingearbeitet sind): träger, lasziver Gesang harmoniert ohne Umstände mit Heerscharen von Bleeps & Clonks; jagt Schneider TM seine Stimme durch den Vocoder, ist das kein Verfremdungseffekt, es fügt sich 1:1 in die Musik. Und trotzdem verhält sie sich nicht epigonal zu etablierten Elektronikmodellen wie die von Mouse on Mars oder Autechre. Im entscheidenden Moment läßt er zwischen all den schrägen Sounds dann doch eine Sensibilität für Übersichtlichkeit und Nachvollziehbarkeit aufblitzen, wie sie jemand besitzt, der jahrelang in Bands Gitarre gespielt und Songs geschrieben hat. Wie gesagt, vor ein paar Jahren hätte man noch ..., aber der Punkt ist, daß es vor ein paar Jahren Popmusik in dieser Ausprägung nicht geben konnte, weil diese Ausprägung, dieses perfekt Abgeschmeckte erst im Begriff war zu entstehen. Damals war die Rede von Postrock, von Intelligent-Techno, durchaus sperrige, unbeholfene Musiken, gespielt von Musikern, die nicht selten keine Worte hatten für das, was sie taten.

»Zoomer«, Schneider TMs zweiter Longplayer und seine insgesamt sechste Veröffentlichung seit 1998, hat dieses Sperrige und Unbeholfene überwunden, hat perfektioniert, wo es etwas zu perfektionieren galt, und landet damit zielsicher im natürlich geschmacklich gehobenen Popmainstream unserer Zeit. »Zoomer« dockt überall an. Schneider TM vermeidet die Fehler und Redundanzen eng definierter Genres wie Minimaltechno oder Drum □n□ Bass, bedient sich aber bei ihnen und ist genau dann überraschend, wenn man sich beim Hören denkt, jetzt müßte er mal etwas Überraschendes tun. In dieser Hinsicht paßt die angenehm floatende Musik perfekt zu einem (bürgerlichen) Alltag, der auch unter neoliberal-flexibilisierten Bedingungen weitgehend standardisiert und vorhersehbar bunt bleibt. Das bringt mit sich, daß man die Musik schnell vergißt (sie hinterläßt allerdings eine gewisse »Stimmung«). Was für sie spricht: Konzentriert gehört entfaltet sie die ganze Schönheit käuflicher Trugbilder.

Konkret 09/02, S. 60

Michael Saager

Melodie & Rhythmus

Diverse: Blue Skied An' Clear. Compilation. Morr Music/Hausmusik

Neben Karaoke Kalk und City Centre Offices hat hierzulande besonders das Berliner Label Morr Music zum guten Ruf der Indietronics beigetragen. Seit knapp drei Jahren arbeitet die Ein-Mann-Firma Morr rund um die Uhr für seine Lieblingsmusik gegen die Freizeit und vermutlich unaufhaltsam einem ersten Hörsturz entgegen. Dafür erscheint bei Morr Music beinahe monatlich eine neue Platte.

Trotz individueller künstlerischer Ausdruckformen (Knistern vs. Pluckern, Hüpfen vs. Gleiten) stehen die Tracks von Isan, B. Fleischmann, Mùm, Manual, Solvent, Lali Puna und anderer Labelmates wie die Angehörigen einer idealen Großfamilie sich sehr nahe: Sie präferieren flächige Melancholie in Moll und die transparente Weite des Alls, sind niemals klaustrophobisch oder kalt.

Und auch weil viele Morr-Musiker gern auf die Klänge »klassischer« Instrumente wie Gitarre, Klavier und Akkordeon zurückgreifen, hat sich ihre Musik weit von dem entfernt, was man »Track« nennt.

Ob dieser Familienähnlichkeit erinnerte bereits die erste Label-Compilation »Putting The Morr Back In Morrissey« mehr an ein in sich homogenes Mixtape mit Lieblingssongs einer guten Freundin denn an eine typische Labelübersicht. Die jüngste Compilation, wiederum eine Doppel-CD, verstärkt diesen Eindruck nochmals, da CD 1 eine Hommage an die englische Band Slowdive ist. Genannte Produzenten und verpflichtete Gastmusiker wie Komeit, Skanfrom und Ulrich Schnauss covern hier eine Reihe von Originalsongs der Band, mit ihren Mitteln versteht sich und mit sehr viel Gesang. Die tiefempfundene und doch stets schwerelose Wehmut macht die Neuinterpretationen geradezu kongenial – was natürlich um so leichter zu behaupten ist, als kaum jemand Slowdive-Platten besitzen dürfte, da sie inzwischen leider ausgesprochen rare Sammelobjekte sind.

Und obwohl man hätte erwarten können, daß auf der zweiten CD die Soundpflege des Eigenen stärker zu Buche schlagen und die Entfernung von Slowdive nun spürbar zunehmen würde, ist genau das nicht der Fall.

Der Anschluß ist nahezu perfekt, die Veränderung spürt nur, wer weiß, daß sich nun etwas ändern muß. Möglich, daß Thomas Morr mit den Songs von Slowdive den perfektesten Pfad von der Vergangenheit in die Gegenwart gefunden hat, den es für ihn und die befreundeten Akteure zu entdecken gab.

Konkret 09/02, S. 60

Michael Sailer

Melodie & Rh□ thmus

Liars: The□ Thre□ Us All In A Trench And Stuck A Monument On Top Mute

New York ist derzeit mal wieder der Nabel der Rockwelt, und alles, was da herkommt, kann sich des Interesses zumindest derer sicher sein, die Musik benützen, um über sie zu schreiben; da darf es auch mal etwas sein, was so schroff und kantig tönt, daß sofort »Sonic Youth« assoziiert wird. Die Liars sind vier (für heutige Verhältnisse) junge Burschen, die alle nicht aus New York kommen, sich dort aber gefunden haben, um eine Musik zu spielen, die ein britischer Live-Beobachter vielversprechend beschrieb: unverständliches Gebell, epileptisches Trommeln, bedrohlicher Baß, unvorstellbar bösartige Jazz-Metal-Akkorde.

Nun ist das Debütalbum mit bezaubernd coolem Titel erschienen, einem Titel, der die Erwartungen andeutet, mit denen die Platte überfrachtet wird, und der auch schon ein bißchen was von deren Folgen vorwegnimmt: Ist das neu/originell? Wird es die weitere Entwicklung der populären Musik beeinflussen? Bringt es Freude und/oder Erkenntnisgewinn? Nein, kaum, streckenweise. Die Songtitel erzählen offene Geschichten (»The Garden Was Crowded And Outside«), die Musik ist ebenso erfreulich unfertig: roh, ungestüm, schmutzig, wild. Im Herzen des Lärmsturms ruht ein Kern jener Spielart von Funk, die ganz früher mal von den Red Hot Chili Peppers und (mit Schwermetall-Beize) von Rage Against The Machine gepflegt wurden. Die Liars mögen Breaks, schalten in Sekundenbruchteilen von Wut auf Leere um, drehen die Stimmen durch den Telefonfilter – das kennt man. Sowenig das spröde Musizieren melodisch/harmonisch auch abwirft: rhythmisch/energetisch ist es eine Wundertüte, die sich mit jedem Hören etwas weiter öffnet und neue Überraschungen bietet.

Die Schwächen: Angus Andrews□ variationsarmer, meist auf einem einzigen trotzigen Ton beruhender Gesang gibt den neun Stücken einen Anstrich von Gleichförmigkeit. Dazu trägt die Kürze bei: Kaum zwanzig Minuten sind um, schon setzt das halbstündige Finale »This Dust Makes That Mud« ein. Es beginnt verheißungsvoll wie eine Session von PIL und Pere Ubu, läuft aber schnell in eine Endlosschleife, bei der sich eine sinnes- oder bewußtseinsverändernde Wirkung nicht ohne weiteres einstellen will (ein infernalisches Nachtgewitter hilft). Zweifellos sind die Liars wagemutig und einfallsreich, aber die Essenz von Geheimnis, die den Transfer eines Live-Erlebnisses auf Konserve lohnend macht, will sich nicht zeigen – am ehesten in Gestalt einer diffusen Lust, danach Sonic Youth oder die Flying Luttenbachers aufzulegen, weil das nicht alles gewesen sein kann. Oder hat sich da doch was verändert? Wollte man nicht vor einer Stunde noch die Beatles hören?

Konkret 09/02, S. 61

Martin B□ sser

Platte des Monats

Adam Green: Same/Kimya Dawson: I□ m Sorry That Sometimes I□ m Mean. Rough Trade/Sanctuary/Zomba

Die Moldy Peaches kommen aus New York. Das offizielle Release-Datum ihres Debüts war der 11. September 2001. Ein seltsamer Zufall, der vor allem dadurch ins Auge fiel, daß die Band seinerzeit ausgerechnet mit ihrem Song »New York City Is Like a Graveyard« auf dem »Spex«-Sampler vertreten war. Textzeilen wie »All the yuppies getting buried« und »All the tombstones skyscraping« bekamen da plötzlich eine ganz neue, von der Band nie intendierte Bedeutung. Dies mag einige dazu veranlaßt haben, von den Moldy Peaches als einer »Kultband« zu sprechen, doch zum einen sind sie das – wenn man diesen strapazierten Begriff überhaupt benutzen mag – aus ganz anderen Gründen, zum anderen ist diese Nummer für sie eher untypisch. Der »Graveyard«-Song kommt rauh und rockig im Stil der Stooges daher, nahezu alle anderen Stücke der Moldy Peaches klingen dagegen auf gebrochene Art naiv und fast schon betörend niedlich. Mit ihren leicht verstimmten, meist akustischen Instrumenten und dem Einsatz der für Rock so untypischen Blockflöte, reihen sie sich in eine Kinderlied-Tradition ein, die an Moe Tucker und Jonathan Richman erinnert. Diese Niedlichkeit wird durch das sympathische Auftreten von Sänger Adam Green und Sängerin Kimya Dawson noch verstärkt: Auf älteren Videos ist er im Robin-Hood- und sie im Häschen-Kostüm aus Plüsch zu sehen – beide lachen sich ständig darüber kaputt, wenn der Ton mal wieder nicht getroffen oder eine Textzeile vergessen wurde. Doch genau diese Strategie, über Musik und Auftreten sofort Sympathie zu erzeugen, beabsichtigt, einen größtmöglichen Kontrast zu den harten, desillusionierten Texten zu schaffen. Die nämlich erzählen von einer Jugend zwischen Drogen, Straßenstrich und emotionaler Kälte (»I wanted to be a hippie, but I forgot how to love«) und haben zugleich aufgrund der Darbietung so gar nichts mit der Coolness-Attitude gemeinsam, wie wir sie vom Rap her kennen.

Die Musik der Moldy Peaches ist voller Tricks, bricht permanent mit Erwartungshaltungen. Was vordergründig wie eine pubertäre Aneinanderreihung von Slacker-Phantasien klingt, erscheint vor allem durch die Nettigkeit der Stücke als Demontage jahrzehntealter Rockklischees. Umgekehrt bildet aber auch der Rest an Pubertärem, der im stimmbruchartig juvenilen Auftreten erhalten bleibt, den nötigen Gossenwitz, um die Traurigkeit der Musik erträglich zu machen.

Traurigkeit? Dieser Begriff mag vielen, die das Album kennen und die Band während ihrer Europatour im Frühsommer gesehen haben, seltsam anmuten. Inzwischen sind aber sowohl von Adam Green wie auch von Kimya Dawson Solo-CDs erschienen (Anfang September kommt noch ein von beiden zusammengestellter »Antifolk«-Sampler dazu), die auch die Arbeiten der Band in einem neuen Licht erscheinen lassen. Es geht um Introvertiertheit, um lyrisch ausgefeilte Geschichten, um minimale Instrumentierung, um Folk also, der an Bob Dylan und Leonard Cohen erinnert. Auf diese Tradition beziehen sich die Moldy Peaches bewußt, wenn sie ihre Musik »Antifolk« nennen, so die Bezeichnung für eine in New York bereits weit verzweigte Bewegung. »Antifolk« versteht sich als Abgrenzung zur bieder gewordenen Folk-Szene, hat seine Wurzeln eher im Punk und bleibt auch technisch auf den Vierspur-Rekorder reduziert. Wenn man bedenkt, daß die Musik qualitativ dem Dylan von ’64 näher steht als dem sauber arrangierten Folkrock unserer Tage, der im Fall von Neil Young auch gerne mal patriotisch heiser daherkommt, dürfte »Antifolk« selbst aufnahmetechnisch eine Alternative sein.

Über Rough Trade läßt sich ein achtseitiges Gedicht von Adam Green beziehen, das deutliche Parallelen zur Beat Generation, vor allem zu Allen Ginsberg erkennen läßt, jüdische Mythologie wird dort mit Cut-Up-Zeilen vermischt, in denen Vorgefundenes und Privates einander durchdringen, bisexuelle Phantasien und Agit-Prop inklusive. Ähnlich arbeitet Green auch auf seiner Solo-CD, nämlich als Songwriter, der ständig die Perspektiven wechselt und von Anfang an deutlich macht, daß es hier nicht um Identifikation geht: »My mouth is a liar« wird gleich im ersten Song »Apples, I’m Home« klargestellt. Musikalisch liegen die Wurzeln bei Townes van Zandt und dem Lou Reed der Velvet-Underground-Zeit, aber obwohl hier ständig vom Tod, von Scheitern und sexuellem Versagen (»like riding a sick horse into town«) die Rede ist, wirken die Songs niemals aufgesetzt ernsthaft, schon gar nicht altklug. Das liegt wiederum an einer allen Pathos vermeidenden Instrumentierung (die einzige rockige Nummer enthält als Klimax kein Gitarren-, sondern ein schräges Blockflöten-Solo) und an einem unprätentiösen Gesang, der auf alle Effekte verzichtet. Spätestens mit seinem letzten Stück macht der bubenhaft schlacksige Adam Green endgültig deutlich, daß die Welt der Moldy Peaches kein Cartoon ist. Der Song greift auf alte, romantische Bilder vom Tod zurück, erzählt unter anderem davon, daß Gott den Mond als Uhr an den Himmel geheftet habe. Wenn der sterbende Erzähler den Song mit einem nur noch leise gehauchten »Can you see me?« beendet, dann ist das vielleicht – Klassikliebhaber mögen mir den Vergleich verzeihen – die einzig adäquate Antwort, die Pop auf Schuberts »Leiermann« finden konnte.

Diese Zurückhaltung, mit der Adam Greens Album endet, wird auf Kimya Dawsons CD durchgängig eingesetzt. Fast nur mit Akustikgitarre und zitternder, oft gehauchter Stimme eingespielt, wirkt diese CD erdrückend unheimlich. Das Rauschen der Bandmaschine, das Vogelgezwitscher im Hintergrund – all die Nebengeräusche schaffen Intimität und Distanz zugleich. Um jedes Wort verstehen zu können, müßte man die Ohrmuschel direkt an den Lautsprecher legen, eine

Vorstellung, die aufgrund der bereits verstehbaren Textzeilen nicht gerade verlockend ist. Schließlich geht es hier um Einsamkeit, um unerfüllte Liebe, mißhandelte Kinder und immer wieder um den Tod. »The grass is always green in my head«, lautet eine Zeile im Auftakter: Es sind nur noch die Tagträume, die den Figuren in Kimya Dawsons Stücken das Überleben ermöglichen. Obwohl die Nummern auf vordergründig hübschen Melodien mit dem Charme von Moe-Tucker-Songs wie »After Hours« aufgebaut sind, hilft kein kindlich naiver Blick mehr, sich die Welt schönzureden. »Antifolk« wird da zu Antipop, gegen das falsche Glücksversprechen der Singalongs gewendet.

Diese desillusionierte Stimmung ist es auch, die »I'm Sorry ...« von der alten Betroffenheitsmusik im Stil Bettina Wegeners (»Sind so kleine Hände«) unterscheidet. Die hier in der nur denkbar leisesten Musik vorgetragene Zerstörtheit der Verhältnisse sucht kein Mitleid, sondern ist aus einer dem Punk vergleichbaren Wut heraus geboren. Die Konsequenz, die sich beim Hören einstellt, hat aber nichts mit dem trotzigen Um-sich-Spucken von Punk zu tun, sondern mit Sensibilität, einer vielleicht allzu lange geschmähten Hippie-Floskel. Selten ist Verwundbarkeit musikalisch so offengelegt worden. Und es hat sicher nichts mit Voyeurismus zu tun, solche Entblößung im Sinne einer alle große Kunst bestimmenden Negativität am Ende äußerst schön zu finden.

Konkret 09/02, S. 62

Klaus Cäsar Zehrer

KEIN SCHÖNER LAND - Ungefickt, geduscht und ausgebuht

Der Mann, der im »Zegg« Klaus Räthke zu sein versuchte. Eine Reportage über eine mißglückte Reportagetour

Okay, ich mach's. Ich versuch's einfach mal. Irgendwie wird's schon gehen. Ich schreibe jetzt einen Text über das Zegg-Seminar »BewußtSein in der Liebe«, das ich am letzten Wochenende besucht habe. Das habe ich schließlich versprochen. Der Text handelt nicht davon, was bei diesem Seminar gesagt und getan wurde. Das habe ich gleichfalls versprochen. Naja, genaugenommen habe ich zugesichert, gar keinen Text zu schreiben. Also, ich schreibe jetzt gar keinen Text. Erst recht nicht über das Zegg. Wie bitte, ich scheine wirr? Ach was! Ich scheine nicht wirr, ich *bin* wirr! Wirr wie zehn Meter gebrauchtes Telefonkabel! Wie auch anders nach all den Verwirrungen! Und was ist schuld daran? Natürlich mein mangelndes BewußtSein in der Liebe. Aber ich sollte wohl besser der Reihe nach erzählen.

Donnerstag, sechs Uhr abends, achtzig Kilometer südwestlich von Berlin. Auf einem brandenburgischen Landsträßchen schreite ich wohlgemut fürbaß. Hinter mir liegen die letzten Doppelhaushälften des Städtchens Belzig, steingewordener Ausdruck von Provinzgeist, die handtuchgroßen Rasenflächen auf Skinheadhaarlänge rasiert und von hochdruckgereinigten Rosenstöcken flankiert. Vor mir liegt, inmitten eines Kiefernforstes, die Waldsiedlung, ein abgeschiedener Ort mit rund zwei Dutzend Gebäuden auf 15 Hektar Land: Das »Zentrum für experimentelle Gesellschaftsgestaltung«, kurz Zegg. Auf meinen Lippen liegt ein fröhliches Wanderlied: »Hurra, ich geh ins Zegg zu den Bekloppten«, trällere ich vor mich hin, nach der Melodie von »Olé, wir fahr'n in' Puff nach Barcelona«.

Vor knapp zehn Jahren war ich schon einmal hier. Kurz zuvor war das Areal, das bereits als Missionarsheim, KdF-Lager und Ausbildungsstätte der Stasi gedient hatte, von einem Förderkreis für eine alternative Lebensgemeinschaft gekauft worden. Es kursierten bereits die wildesten Gerüchte: Das Zegg sei eine Sexkommune mit angeschlossenem Seminarbetrieb, wobei die freie Liebe nicht nur lautstark propag-, sondern insbesondere auch recht fleißig praktiziert werde. Da ich mich seit jeher für experimentelle Gesellschaftsgestaltung interessiere, meldete ich mich zu einem Kennenlernwochenende an. Ich war jung und hatte das Geld.

Wir Besucher wurden zwei Instruktoren vorgesetzt, die sich so dicke taten, als hätten sie höchstpersönlich den Beischlaf erfunden. Sie bogen uns bei, wie man Freiheit in der Liebe erlangt, nämlich indem man sich penibel an zwei Regeln hält. Erstens: Sex ist unter allen Umständen eine feine Sache. Zweitens: Eifersucht ist streng verboten, denn sie beeinträchtigt Regel eins. So, und nun sollten wir, die wir lange genug in den Ketten bürgerlicher Sexualmoral geschmort hatten, uns nicht mehr weiter genieren, dem Zegg-Motto »Liebe ist unvermeidlich« gemäß zu handeln, will heißen: Heidewitzka, Herr Kapitän ...

Nun bin ich durchaus kein Fundamentalkritiker des Geschlechtsverkehrs, ich halte ihn sogar für eine amüsante Alternative zu anderen Unterhaltungsangeboten; doch wenn ich allzu rabiat mit der Nase ins Spermatöpfchen gestupst werde, werde ich bockig. Außerdem offenbarte ein kurzer Blick in die Runde, daß sich Liebe sehr wohl vermeiden läßt. Meine Diagnose lautete auf kollektiven esoterischen Totalschaden. Beim Geländerundgang wurden uns ein paar in den Boden gerammte Metallstangen stolz als Akupunkturnadeln zur Heilung der kranken Mutter Erde präsentiert. Am Abend war in einem Referat über die Delphinsprache zu erfahren, daß Delphine höchstwahrscheinlich mit Geistwesen aus dem Erdäther kommunizieren. Den letzten Beweis werde das Zegg-Forschungsschiff erbringen, das zugleich zu erotischen Kreuzfahrtreisen eingesetzt werden könne, sobald die noch fehlenden 800.000 Mark an Spenden eingetrieben sind.

Wann immer ich in der folgenden Zeit vom Zegg erzählte, drehte ich dabei die Augen nach oben und ließ den Zeigefinger vor der Schläfe kreisen. Doch zugleich hatte mich die Melange aus sexueller Aufdringlichkeit, spirituellem Delirium und handfester Abgreife so nachhaltig fasziniert, daß ich über Jahre nie den Wunsch vergaß, einmal eine Reportage über diesen denkwürdigen Ort zu schreiben. Daher meine gute Laune, als ich, wie erwähnt, auf dem brandenburgischen Landsträßchen fürbaß schreite: Ich bin im Auftrag von KONKRET unterwegs. Vier Tage lang werde ich inkognito das Zegg erkunden, getarnt als gewöhnlicher Teilnehmer am besagten Seminar »BewußtSein in der Liebe«, bei dem es laut Werbezettel um folgendes geht: »Die Liebe braucht ein spirituelles Fundament, denn sie ist eine universelle Kraft. (...) Liebe ist nicht etwas, das uns geschieht, sondern etwas, das wir lernen können. Wir benutzen einfache Zeremonien und Übungen aus der indianisch-schamanischen Tradition, das Forum, geistigen In- und Output und das Leben in der Natur. (...) Wir wollen an diesem Wochenende mit euch zusammen mehr Glück, Humor, Hoffnung, Harmonie und Gesundheit in unserer Welt erzeugen.« Ich bin eisern gewillt, mir alberne Scherze zu verkneifen und nicht zu fragen, ob indianisch-schamanisch so ähnlich geht wie französisch. Ein Geheimagent tut so etwas nicht. Ein Geheimagent paßt sich seiner Umgebung unauffällig an. Wenn es sein muß, inklusive Heidewitzka, Herr Kapitän ...

Doch vor das Vergnügen haben die Götter den Scheiß gesetzt: Ich mußte mich zunächst mit der Ideologie des Zegg beschäftigen, denn sie allein ist es schließlich, die das kopulative Miteinander vom Rang der konventionellen Freizeitgestaltung in den der experimentellen Gesellschaftsgestaltung erhebt. In ihrer Eröffnungsrede zum Sommercamp

2000, nachzulesen auf der Zegg-Homepage, erläuterte Dolores Richter: »Weil Liebe und Sexualität herausgelöst wurden aus dem gemeinsamen Ganzen (...), wurde der Starkstrom der Sexualität gespalten in eine erlaubte und eine verbotene, der erlaubte Teil der Sexualität wurde zu einem Rinnsal und der verbotene brach sich in Lügen und Grausamkeiten seine Bahn. (...) Die Politik verkam zu verlogenen Wortgefechten, hinter den Worthülsen regiert das Kapital. Mit dem Ergebnis, daß ein kleiner Teil der Menschheit alles im Überfluß zur Verfügung hat, und der größere hungert.« Es gibt zwar einen direkteren Zusammenhang zwischen Sex und Hunger, aber mit dem kann man den Hungernden nicht so schön erklären, was sie davon haben, wenn der Starkstrom der Sexualität durch die Brandenburger Wälder rauscht.

Doch die freie Liebe löst nicht nur das Hungerproblem auf kurzweilige Weise, sie kann noch viel mehr. Dieter Duhm, der nie dauerhaft im Zegg gelebt, es aber als Mitbegründer und Chefideologe entscheidend geprägt hat, vermeldet in seinem Buch *Der befreite Eros*: »Wir sehen unsere Arbeit für eine angstfreie erotische Kultur als einen Teil der globalen Friedensarbeit. (...) Der Mensch wird so lange seine Umwelt massakrieren, Mitgeschöpfe vernichten, Tiere quälen, Kinder prügeln, Andersgläubige verbrennen und seinen Haß an der Natur austoben, solange er im Inneren keinen Frieden findet. Und er wird im Inneren keinen Frieden finden, solange er die Liebe vergewaltigt. (...) Hätte Erich Honecker seine Schießbefehle geben können, wenn sein Leib von Liebe erfüllt gewesen wäre?« Weiß man's? Hätte Scharping Kriegseinsätze anordnen können, wenn sein Leib auf eine Adelsschnatze abgefahren wäre? Wäre Hitler ein total peaciger Typ gewesen, wenn er nach Feierabend Filmschauspielerinnen durchgenudelt hätte, wie Goebbels es tat? Oder nehmen wir Dschingis Khan: Er zeugte sieben Kinder in einer Nacht, und über seine Feinde hat er nur gelacht. Das weiß ich aus verläßlicher Quelle. Krieg kann man also offenbar auch mit ausgeglichenem Hormonhaushalt führen. Aber was mühe ich mich eigentlich, Dieter Duhm mangelnde Stringenz nachzuweisen? Als ob es darauf ankäme! Die Hauptsache ist doch, Duhm fickt gut. Und wenn er dabei globale Friedensarbeit zu leisten glaubt, dann kann mir das schnuppe sein, solange er keine Andersgläubigen verbrennt.

Solche Gedanken durchziehen mein Gemüt, als plötzlich, inmitten der Waldeseinsamkeit, ein Transparent auftaucht, das gegen die Militärpolitik der USA protestiert und dem Wanderer mitteilt, daß er das Zegg erreicht hat. Ich passiere ein Pförtnerhäuschen und steige einen sanften, mild besonnten Hang hinan. Gesunde, glückliche Menschen wandeln leichten Fußes einher, die Frauen in weiten, luftigen Kleidern, bunte Steine und andere Glücksamulette an Lederbändchen um den Hals, das lange, natürliche Haar offen, die Männer kernig gebräunt, die leinernen Hemden bis zur Brust aufgeknöpft, Sandalen an den sehnigen Füßen. Viele sind nicht mehr jung, um die vierzig, doch die Liebe hat alle schön gemacht.

Im Gästehaus finde ich am Schwarzen Brett den Hinweis, daß ich im Männerschlafraum einquartiert bin. Nanu, Geschlechtertrennung? Das stand aber nicht im Prospekt! Ich lege mein Gepäck auf eine der sieben auf dem Boden liegenden Matratzen und gehe in den Speisesaal, wo bereits das vegane Abendessensbüffet für Zegg-Bewohner und Gäste aufgetragen ist. Es gibt Hirse, gebratene Tofuwürfel, Mangoldgemüse, Bananen-Rosinen-Chutney und Wildkräutersalat, dazu Tee und Brunnenwasser. Danach bleibt mir noch etwas Zeit, um in den ausliegenden Infofaltblättern zu schmökern. Ich stelle fest, daß das Zegg keineswegs auf das Thema Liebe und Sexualität fixiert ist. Man kann hier ebenso Kurse für »energetisches Trommeln« oder für »Matriarch-Women-Dance« besuchen, das uralte indianische Mysterium lernen, »uns selbst in alle ›neun Gesichter der Göttin‹ zu gebären«, oder in einer vierzehntägigen Prozedur für knapp 2.000 Euro seinen »Körper entpanzern« und den »Fluß der Lebensenergie« befreien.

»BewußtSein in der Liebe« ist deutlich billiger, die vier Tage kosten inklusive Unterkunft und Verpflegung 215 Euro. Sechs Frauen und vier Männer zwischen 25 und 62 hocken im Seminarraum auf Meditationskissen und hören Entspannungsmusik. Gruppenleiterin Johanna umfächelt zur Begrüßung jeden einzelnen von uns mit einem süßlich-herb duftenden Rauch. Dann gibt ihr Partner Karsten einen indianischen Redestab in die Runde. Wer das bemalte Stöckchen gereicht bekommt, erzählt von seiner augenblicklichen Situation in der Liebe und von seinen Erwartungen an die kommenden Tage. Ich sage, ich wisse gar nicht so recht, um was es hier geht, denn ich wollte eigentlich einen Freund begleiten. Der sei nun aber kurzfristig verhindert und habe mich gebeten, Notizen und Fotos zu machen, damit ich ihm hinterher detailliert berichten kann. Eine supergute Legende. Finde ich. Noch.

Johanna führt uns in das schamanische Weltbild ein, ein verwirrend komplexes System, von dem ich trotz eifrigen Mitschreibens nicht viel mehr begreife, als daß die sexuelle Kraft im Zentrum steht und daher von zentraler Bedeutung ist. Das also ist des schamanischen Pudels Kern. Zum Tagesausklang chanten wir ein Lied an Großmutter Mond, und zuletzt darf jeder eine der »Karten der Kraft« wählen, die mit der Rückseite nach oben auf dem Teppich liegen. Auf meiner ist ein Fuchs abgebildet. Im Begleitbuch lese ich, was das bedeutet: »Sie wären gut beraten, wenn Sie derzeit die Taten der anderen genau beobachten würden. Bewahren Sie Stillschweigen darüber, wen, was und warum Sie beobachten.«

Freitag. Wir gucken ein Zegg-Selbstdarstellungsvideo und geraten in eine Diskussion über das notorisch schlechte Image der Gemeinschaft. Besonders die überregionalen Medien, erzählt Karsten, verbreiten viel Mist: Das Zegg sei eine Psychosekte, deren Mitglieder in sexueller Abhängigkeit gehalten würden. Man sei deshalb Presseleuten gegenüber vorsichtig geworden und lasse sie nicht mehr ohne weiteres aufs Gelände. Wohl wahr, denke ich bei mir. Der Versuch von KONKRET, mich offiziell zu einem Festival zu akkreditieren, war gescheitert. Das Zegg erlaubte mir zwar zu kommen,

aber nur für zwei Tage und unter Kuratel einer Pressebetreuerin. Um unkontrolliert recherchieren zu können, mußte ich mich noch einmal anmelden, diesmal privat und unter dem Decknamen Klaus Räthke.

So habe ich im Namen der freien Presse die Zugangskontrolle unterlaufen, um undercover Licht in das Geheimnis des Zegg zu bringen; doch das einzige Geheimnis, das ich entdecke, ist, daß es keines gibt. In unserem Seminar geht es so orgiastisch, so wüst und so verrucht zu wie in einem Bastelkurs der Volkshochschule Detmold. Wir ziehen Kärtchen mit kryptischen Sinnsprüchen wie »Was mir am anderen gefällt, will in mir zum Leben kommen« oder »Heimat gibt es bei mir und im Universum«. Nach zehnminütiger Reflexion darf jeder mitteilen, was er sich zu seinem Satz überlegt hat. Für jeden Beitrag setzt es höflichen Applaus und wärmende Worte: »Es hat mich ganz arg berührt, was du gesagt hast.« Das ist eindeutig nicht das Holz, aus dem sensationelle Enthüllungsstories geschnitzt sind.

Die wilden Gründerjahre des Zegg sind offenbar vorbei. Die sexuellen Turbulenzen haben weniger den Weltfrieden als Geschlechtskrankheiten aufblühen lassen. Inzwischen haben viele Zegg-Bewohner zu Zweierbeziehungen zurückgefunden, wobei es, wie man hört, hin und wieder zu Seitensprüngen, Mehrfachkisten, Trennungen und Neuformierungen kommen soll. Fast wie im richtigen Leben also. Gäste bekommen bei der Ankunft ein Merkblatt überreicht, in dem sie ermahnt werden, »vor allem auch im erotischen Bereich auf die Bedürfnisse anderer Menschen zu achten und deren Grenzen zu respektieren«. Im Zuge der allgemeinen Mäßigung hat auch die großsprecherische Indoktrination, die mir bei meinem ersten Zegg-Besuch sauer aufgestoßen war, nachgelassen. Es geht jetzt vor allem darum, ein den eigenen Wünschen entsprechendes Wohnumfeld zu schaffen und Besuchern Anregungen zu bieten. Dagegen ist so wenig einzuwenden wie gegen die ökologischen Maßnahmen auf dem Gelände: Statt Erdakupunkturstangen sehe ich einen Biogarten, eine Pflanzenkläranlage und eine Holzschnitzel-Heizanlage. Bleibt als Angriffspunkt nur der ausgeprägte Hang zu esoterischem Herumgewese. Aber ein Land, in welchem nicht wenige Menschen einen höheren Sinn darin sehen, kaltes Wasser über Babies zu schütten und Oblaten zu kauen, wird es verkraften, wenn ein paar andere lieber Lieder zur Öffnung der Chakren singen oder Bäumen Eigenspeichel zum Geschenk machen.

So habe ich meinen Frieden mit dem Zegg geschlossen, als das getrenntgeschlechtliche Abendprogramm eingeläutet wird. Während die Frauen in der Sauna sitzen, führen die Männer am Lagerfeuer ein Männergespräch. Ich stelle Karsten ein paar Fragen zum Leben im Zegg, etwas zu eindringlich womöglich, denn er antwortet immer einsilbiger und überlegt schließlich laut: »Kann es sein, daß ich deinen Namen schon einmal auf einem Fax der Zeitschrift KONKRET gelesen habe?« Tja, wie reagiert man auf eine so absurde Unterstellung? Man bewahrt als alter Fuchs Stillschweigen darüber, wen, was und warum man beobachtet und sagt etwas enorm Schlagfertiges wie: »Hä? KONKRET? Nie gehört. Tralala, herrlich, so ein Lagerfeuer, nicht?«

Samstag. Kaum habe ich den Seminarraum betreten – es wird gerade getanzt, um die Energie im Raum zu steigern – , entschuldigt sich Karsten bei mir für die falsche Verdächtigung. In dem Fax sei ein anderer Klaus genannt. Na, da bin ich aber beruhigt und bleibe es genau zehn Minuten lang, bis eine Teilnehmerin das Wort ergreift: Die Frauen hätten gestern in der Sauna mein Verhalten einmütig als höchst sonderbar eingestuft. Ich solle auf der Stelle bestätigen, daß meine Notizen tatsächlich für einen Freund bestimmt sind und daß ich kein Journalist bin. Wenn sie einen gedruckten Text über dieses Seminar entdecke, werde sie zu extremen Maßnahmen greifen. Dazu wirft sie mir den beeindruckend funkelnden Blick einer potentiellen Journalistenmörderin zu. Ich verteidige mich: »Ich gebe mein Ehrenwort – ich wiederhole: mein Ehrenwort, daß die gegen mich erhobenen Vorwürfe haltlos sind. Niemand hat die Absicht, einen Artikel zu schreiben!« Damit sind alle zufrieden, es kann weitergehen. Wir sollen paarweise einander erzählen, wie wir uns unseren Stand in der Liebe in fünf Jahren vorstellen.

Ich fühle mich etwas flumsig und verlasse den Raum. Wieso bitte war mein Verhalten sonderbar? Habe ich nicht artig alle Indianerspiele mitgemacht? Habe ich mir nicht allerlei Nachdenkliches über die Liebe aus den Rippen geleiert? Ach, wenn das hier doch bloß wirklich eine hochgefährliche Psychosexausbeutersekte wäre, der man mit Notlügen eine brisante Wahrheit entreißen müßte! Dann hätte mein klägliches Herumlavieren wenigstens ein edles Motiv. Aber doch nicht bei diesem grundharmlosen Haufen! Andererseits lechzen die KONKRET-Leser/innen nach Informationen über das Zegg-Seminar »BewußtSein in der Liebe« und wollen nicht enttäuscht werden. Tja, was tun, du Westentaschenwallraff? Schreiben? Nicht schreiben?

Erstmal geh ich wieder rein. Johanna erklärt gerade die Baumzeremonie: Beim Umarmen des Stammes sollen wir über sexuelle Erfahrungen meditieren, die wir gerne machen möchten. Doch bevor alles ausschwärmt, um intime Zwiesprache mit Bruder Baum zu halten, melde ich mich zu Wort. Daß ich für einen verkappten Journalisten gehalten wurde, habe mich tief gekränkt. Offenbar fehle mir das Vertrauen der Gruppe. Ohne Vertrauen aber könne ich nicht über Liebe sprechen. Und deshalb werde ich jetzt abreisen. So, das hat gesessen. Im Handstreich habe ich die Opferrolle an mich gerissen. Fühlt sich gar nicht schlecht an. Alle versichern, die Störung sei doch bereinigt, ich möge bittebitte bleiben. Also gut, bescheide ich gnädig, wenn das so ist, dann warte ich noch etwas ab, wie der Tag läuft.

Der Tag läuft schlecht. Irgendwie bringt’s das alles nicht mehr, nicht das Bäumeknuddeln und erst recht nicht die Schwitzhüttenzeremonie, bei der meine Laune vollends abkackt. Wir hocken nackt in einem stockdusteren, mit

rotglühenden Steinen bis zur Schmerzgrenze aufgeheizten Verschlag, welcher den Schoßraum von Großmutter Erde symbolisieren soll. Aberdutzende von Naturgeistern werden hereingebetet und mit Wünschen zugetextet, die man ebensogut in einem wohltemperierten Raum dem Herrn Jesus mitteilen könnte. Endlich werden die Geister wieder verabschiedet, und ich darf schweißtriefend ins Freie kriechen und mich auf dem Erdboden, Kühlung suchend, suhlen. Laut Programm bin ich jetzt spirituell neugeboren. Noch nie war ich nach einer Geburt so schlecht gelaunt. Ja, so ein Schamarren! Ich setze mich wortlos von der Gruppe ab, brause mir die in jeder Körperritze klebende Großmutter Erde vom Leib, hinterlasse einen Abschiedsbrief, und schon hat mich das wohlbekannte brandenburgische Landsträßchen wieder. Ungefickt, geduscht und ausgebuht marschiere ich mißmutig zum Bahnhof. Was für ein Scheißjob. War ja wohl nix mit Heidewitzka. Und nicht einmal die vereinbarte Reportage für KONKRET werde ich schreiben können. Darauf hab ich schließlich mein großes Indianerehrenwort gegeben. Ich könnte höchstens erzählen, weshalb sie nicht zustande kam.

Lesen Sie in der nächsten Folge Dietrich Kuhlbrodts Bericht über die Dreharbeiten an einer »Kabale und Liebe«-Verfilmung

---

Klaus Cäsar Zehrer lebt in Berlin und möchte Glück, Humor, Hoffnung, Harmonie und Gesundheit in unserer Welt erzeugen

Konkret 09/02, S. 64

Casimir Pachulke

Muratori te salutant

Nach der Europameisterschaft der Leichtathleten fragte »Bild« am 13. August die deutsche Nation: »Warum sind wir so abgestürzt?« Nämlich im »Medaillenspiegel« genannten Bericht von der Sportfront, von Platz 2 im Jahr 1998 auf Platz 7 in diesem, von acht goldenen Medaillen auf nur noch zwei. Die Antwort gab ungefragt der »Bild«-Kommentar zum Tage in derselben Ausgabe: »Heute vor 41 Jahren wurde in Berlin die berüchtigte Mauer gebaut. Diese Mauer, von Axel Springer einmal □Kerkermauer und Angriffsbastion□ genannt, symbolisierte Leid um Tote und Verkrüppelte, Leid durch Trennung und durch Angst ...«

Sie symbolisierte auch den Aufstieg eines Staats von nur 16 Millionen Einwohnern zur zweit- oder drittstärksten Sportnation der Welt, für die Kapellen in allen Stadien der Welt das »Auferstanden aus Ruinen« blasen mußten. Alles, was die leider wieder vereinte Nation sich seit dem Fall dieser Mauer hinter den Medaillenspiegel hat stecken können, verdankte sie der Mauer, der SED, dem Unrechtsregime, das, wie die Leser von »Bild« im »Spiegel« wissen, mit Drill im Kinderhort und der zwangsweisen Verabreichung von Pharmaka aller Art Generationen von leistungsstarken Hormonmonstern erzeugt hat.

»Nur das Erinnern an Böses aus der Vergangenheit hilft Schlimmes in der Zukunft zu verhindern«, schreibt der »Bild«-Kommentator Ernst Cramer, ohne zu bedenken, daß zu dem Schlimmen in der Zukunft, das da verhindert werden wird, auch Goldmedaillen für deutsche Sportler zählen. Sie geht zu Ende, die schöne Zeit, in der Gerichtsreporter vorne die angeklagten Trainer niedermachen und Sportreporter hinten die Siege der von jenen Trainierten hochleben lassen durften. Wenn erst die letzten Kinder der Kerkermeister ihren Sporthosen entwachsen sein werden, ist vor den Tribünen »Deutschland über alles« (gesprochen: »Einigkeit & Recht & Freiheit«) endlich ausgesungen. Wie wird Deutschland dann zur Tour de France antreten? Ohne Jan Ullrich vom MfS-Club Dynamo? Ohne Erik Zabel aus Berlin? Und ohne Jens Voigt aus Gera? Mit Grit Breuer? Franziska van Almsick? Oder doch noch einmal mit Kathi Witt?

Konkret 09/02, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Eine Welle des Erwerbsinteresses schlug, zufolge des Lyrik-SOS` im August-Heft, derdermaßen über den von Ernst Kahl (hallo, Örnie!) vignettierten German Poems zusammen, daß ich (um ein Haar!) meine Hausärztin, die Gräfin von Jericho, um ein Stamperl Sedativum angegangen wäre. Doch dann meldete sich mein Versprechen, den Signiervierzeiler zu liefern, Exemplar für Exemplar (noch lieferbar, s. S. 40), mit den Worten »Hotte, halte mich« zu Wort. Und ich machte mich, wiewohl mit einem Gutachten fürs Leipziger Reichsgericht, nämlich da drüber, ob man eine NSDAPtagsfilmerin eine »ganz gewöhnliche Nazifotze« nennen dürfe, full under stress, ans Endreimpensum, wie sich zum Theil auf dieser Seite zeigt. Überglücklich bin ich, daß der art director von KONKRET (trotz massiven Einspruchs aus der ultralinken Ecke à la »Bussimund ist kleinbürgerlich« oder »Bussimund ist kein Argument«) meinen »Duzdank« an die LyrikloverInnen in geschlechtsmultipler Körpersprache durchgehn ließ. Danke, Genosse art director!

Allem Anfang

Wohnt ein Zauber inne

Wenn ihn die Gretel drin hat

Und der Hänsel drinne

*

Als die Eva

Den Adam nahm

Ees der Menschheit

Urmals kam

*

Nur per Ehe und Arbeit

Nicht durch Rauschgift und Mord

Pflanzt sich die Menschheit

Fürder fort

*

Was ist die Kreation des runden Rades

Und der Wiederaufbau des im Kriege

zerstörten Hades

Gegen die Inthronisation

Der Hartzkommission

*

Hausse

Oder Baisse

Das Kapital

Liebt den Exzeß

*

Aktien unter Eichen

Mußtu presto weichen

Aktien unter Buchen

Darfstu erst gar nicht erst suchen

*

Einemarkelf

Im Portemonnaie
Hat Karlheinz, der Chef
Seiner Ich-AG
*
Egal was Karlsruhe sagt
Oder die Sendung mit der Maus
Alle Macht geht vom
Mehrwert aus
*
Man lerne
Zu versagen
Ohne zu
Klagen
*
Nur der Denker diffrenziert
Dank fittem Gehirne
Zwischen Osramapfel
Und Boskopbirne
*
Mensch, da biste
Aber platt
Wenn dem Ufo entsteigt
Der unbekannte Soldat
*
Umweltweit
Ist ununterbreitet
Daß Mülltrennnung Abfall-
apartheid bedeutet
*
Schuhkontakt mit Hundescheiße
Lippenstift am Rand vom Glas
Heißt den Sanften sich zu wandeln
In ein Pulverfaß aus Haß
*
Dem korkenden Wein
Und dem weinenden Kind
Entzieht sich der stille
Genießer geschwind
*
Zweierlei erfreut
Den ästhetischen Zecher
Das gefüllte Glas

Und der entaschte Becher

*

Es ergreift das Trauma
Der Erinnerungsschwäche
So manchen Gast
Beim Entrichten der Zeche

*

Des Johannes
Offenbarung
Eignet sich nicht
Als Babynahrung

*

Wollen Hunde
Ewig leben
So liegen sie, wollend dies
Voll daneben

*

Alle Trauerinserenten
Sind durch Enterben zu bestrafen
Die behaupten, der Verblichne
Sei »sanft entschlafen«

*

Sui generis
Ist der Doofi
Als solcher
Ein Profi

*

Eine menschlichere Tragik
Ist nicht zu ermessen
Als die: Die Erinnrung
Und zwar: zu vergessen

*

Ob Radiergummidiebstahl
Oder schwarze Messe
Alles bringt ans Licht
Die freie Presse

*

Reimen im brennenden Gefängnis
Reimen im Sauerstoffzelt
Es giebt praktisch keine Ortschaft
Die dem Reimer das Reimen vergällt

*

Im Strafbefehl
Wie im Gedicht
Man streichle die Zeilen
Man schinde sie nicht

Konkret 09/02, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Die Verlegerwitwe ist sechzig geworden. In den Chor der Gratulanten: Präsident, Kanzler, Hoffriseur und Hofprediger Claus Jacobi (»Gier ist in unserer Republik ein Schlüssel, Geld ein Götze. Wir leben in einer Zeit, die von diesen beiden häßlichen Schwestern regiert wird. So manche Sitten sind verlottert«), mischen sich auch die treuesten Kundinnen von Frau Springers Gewerbe:

Sklavia Lola, 18; Domina Sonja; blonde Analita; Karibiktraum Maria, knackiger Samba-Po; feuchte Mandy; kleine wilde Pia, unbehaarte Biene; heißblütige Analita, verwegene unbehaarte Schnecke; vielseitige Analita mit tollem Popo und unbehaarte Beata; Sexyfee Goldi; rassige Sarah; knabenhafte Anfängerin Lisa; megascharfe Diana; wilde Brasilianerin Raphaela; geiles Duett 18/19 J.; Karibikperle Elena; Sabrina sexbesessen; Olivia, 19, hemmungslose Anfängerin; Jungdomina Lilly, stark behaart; Britta, bläst dich in den 7. Himmel; Melanie und Sonja, privat mit Gyn-Stuhl; transsexuelle Mulattin; 6 kg Naturbusen; 3 geile Schnecken

und, die Mauer ist – nicht zuletzt ein Verdienst des verstorbenen Herrn Gemahls – weg:

naturgeile Polinnen; ukrainische Modelle; russische Supertopmodelle; süße Polin; attraktive Polenmodelle; 18 J. süße Polin; süße russische Modelle, 19/21 J.; Super-Polenmodelle; 2 hübsche, süße Polinnen; süße Russinnen; 2 zierliche Russinnen; Toprussinnen; Top-Polenmodelle; sexy Polenmodelle; 20j. süße Tschechin; polnische Schmusekatze; junge wilde Polen-Modelle; rassige russische Modelle; Polen-Russen-Modelle; bildhübsche Russinnen; 18j. zierliche Russinnen.

All together now: Happy birthday to you, happy birthday, Friede Springer, happy birthday to you! (»Analita«, das wissen gnädige Frau vielleicht nicht, ist ein Code- bzw. Kotname, der mit den werbenden Zuhältern ausgehandelt wurde, weil Ihre »B.Z.« mit Rücksicht auf Sie, Ihren Herrn Jacobi und seine sittenstrengen Leser nicht direkt anpreisen wollte, daß die eine oder andere der Damen, wie jeder strebsame Landsmann auch, sich für ihr täglich Brot den Arsch aufreißt. Einer Ihrer Zuhälter, da werden Sie gewiß schmunzeln, hat offenbar in Latein nicht aufgepaßt und annonciert deshalb eine *Annalita*.)

Ein Diskursdeuter deutet den allerletzten Diskurs:

Das Aufspüren relativ unbestreitbar als antisemitisch (oder etwa homophob)

oder etwa als sonstwas, das die Leute nicht so mögen

kenntlicher Diskurselemente erlaubt zunächst vor allem, etwas über Diskurse und Diskurselemente und ihre Schicksale zu sagen und nicht primär über die Personen, die sich ihrer bedienen. Das wird vor allem von den kritisierten Benutzern dieser Elemente gerne übersehen. Redeweisen und Narrative geistern durch Köpfe

(oder etwa Bäuche),

ohne von diesen ursprünglich hervorgebracht worden zu sein, ja überhaupt notwendig verstanden worden zu sein. Wir reproduzieren Reden, die nicht »unsere« sind, nicht nur weil sie das in einem gewissen Sinne grundsätzlich nicht sein können, sondern auch, weil die Dynamik ihres Funktionierens uns überzeugt und übermannt, bevor wir sie prüfen wollen.

Was will uns der Dichterich Dichterichsen damit sagen? Daß Möllemann, als er das Diskurselement benutzte, die Juden seien selber schuld, wenn man sie nicht leiden könne, übersehen hat, daß sein Diskurselement nicht primär etwas über ihn, den kritisierten Benutzer, aussagt, sondern etwas über das Schicksal des Diskurselements, das von ihm, Möllemann, weder ursprünglich hervorgebracht, ja nicht einmal verstanden worden ist. Er, Möllemann, hat einfach eine Rede, die gar nicht seine war, ja in gewissem Sinne grundsätzlich gar nicht sein konnte, sondern vielleicht vom Juden (oder etwa vom Homophilen) stammt, reproduziert, weil die Dynamik des Gedankens, daß in einem gewissen Sinne grundsätzlich die Juden (oder etwa die Schwulen) schuld sind, ihn überzeugt und übermannt hat, bevor er sie prüfen wollte, nämlich seine

Rede oder die Dynamik, das ist nicht so genau zu sagen in diesem diskursiven (oder etwa logophoben) Milieu, das auch die Syntax sperrangelweit offen hat.

Manchen Vorgang, den wir anders nicht verstanden hätten, vermag die Diskurstheorie uns aber doch verständlich zu machen, zum Beispiel diesen:

Kassel – Eine Gaststudentin (22) aus Mexiko war erst seit wenigen Wochen in Kassel. Auf dem Uni-Campus wurde sie von einem Fernfahrer (36) aus Sachsen mit einem Messer bedroht, bewußtlos geprügelt, vergewaltigt. Gestern begann der Prozeß. Der Täter: »Ich war frustriert, weil ich mich verfahren hatte.«

Ein Diskurselement, eine Rede, die in gewissem Sinne grundsätzlich gar nicht seine war, ein geradezu klassischer Fall von Narrativ, siehe auch unter: Morbus Diederichsen.

Ein Lokalreporter hat was erlebt:

Günter Grass (75), Literatur-Nobelpreisträger aus Lübeck,

wo die Literatur-Nobelpreisträger auf den Bäumen wachsen,

verbrachte gestern zusammen mit seiner Frau Ute Grunert einen Tag in Hamburg. Am Schlemmerstand im Hanseviertel entspannten sie am frühen Nachmittag bei seinem Leibgericht Salat mit Scampi und einem Gläschen Weißwein.

Ich kenne den Schlemmerstand im Hanseviertel und kann nur sagen, daß dort gekocht wird wie in Lübeck gedichtet, doch den Seemannsgrabromancier Günter und seine Ute kann das nicht erschüttern:

Da konnte ihnen auch das typische Hamburger Nieselwetter den Genuß nicht verderben. Es müsse auch mal regnen, bemerkte der Schriftsteller.

Denn, sagt ein anderer Dichter, nach Regen scheint Sonne, nach Weinen wird g'lacht, dulidulidulidöööö, wer hätte das gedacht.

Die »Bildzeitung« (»Die Mauer muß weg!«) trauert:

Mexiko-Stadt – Ein Bus mit Pilgern raste an einer Mautstation gegen einen Pfeiler. 33 Wallfahrer tot, 26 verletzt.

Muß sich um eine neue Sorte Selbstmordattentäter handeln, die aufbrechen, um mit dem Bus gegen die nächste *Wall* zu fahren.

Kommandoerklärung:

Die Existenz Israels ist anzuerkennen. Israel zieht sich aus allen besetzten Gebieten zurück. Die Siedlungen auf palästinensischem Territorium sind aufzulösen. Es wird auf der Grundlage der UN-Beschlüsse ein volle Souveränität besitzender palästinensischer Staat gebildet (das richtet sich gegen die israelische Forderung, dieser Staat solle entmilitarisiert sein). Es muß eine Lösung der Flüchtlingsfrage erfolgen. Solange dieser Weg nicht beschritten wird, solange Israel seine unterdrückerische, landräuberische, Uno-Beschlüsse verletzende, menschenrechtswidrige Politik fortsetzt, ist Widerstand dagegen rechtens.

Sie haben die halbe Welt und den letzten Sitz im Kreistag von Ennepe-Ruhr vergeigt. Aber wenn es gegen die Juden geht, reißt ihr letzter Rausschmeißer das Maul auf, als wäre er der siegreiche Generalissimus einer Weltrevolutionsarmee, dieser Robert Steigerwald.

Wenn Bullen zuviel denken:

Der Bund Deutscher Kriminalbeamter fordert: Jeder Deutsche soll Fingerabdrücke abgeben, die zentral gespeichert werden. Eine derartige Datenbank sei eine »ausgezeichnete Maßnahme« zur vorbeugenden Verbrechensbekämpfung.

Eine ausgezeichnete Maßnahme, gewiß, und doch bleiben Zweifel. Im Grunde gibt es nur eine wirklich sichere Maßnahme zur vorbeugenden Verbrechensbekämpfung: jeden Deutschen einzusperren.

Völkerkunde in der »Süddeutschen Zeitung«:

Die Pankisi-Schlucht in Georgien wird vom Kleinvolk der »Kisten« bevölkert.

Dafür, daß man das deutsche noch weniger als alle andern leiden kann, wäre man gern dadurch belohnt worden, nicht wissen zu müssen, was die Welt sonst noch an Völkern bereithält. Wo es das Volk der Kisten gibt (von denen wiederum die Trotzkisten abstammen?), können die Völker der Dosen, Schachteln, Tüten und Eimer nicht weit sein. Es wird sich aber jeweils um dasselbe Tetrapack handeln wie beim hiesigen.